

Die Geschichte
Gottfried Walthers,

eines Tischlers,
und
des Städtleins Erienburg.

Ein Buch
für Handwerker und Leute aus dem
Mittelstand.

Herausgegeben
von
Johann Martin Miller,
Prediger und Professor zu Ulm.

Erster Theil.



Ulm, 1786
bey Johann Konrad Wohler.

RECEIVED
JAN 10 1881
NEW YORK



Vorbericht

an Recensenten, Zeitungsschreiber, Prediger
und andre Gelehrte.

Gegenwärtige Geschichte Gottfried Wal-
thers ließ ich in den Jahren 1779 und
1780 in der periodischen Schrift: Beobach-
tungen zur Aufklärung des Verstandes und
Besserung des Herzens nach und nach abdruc-
ken. Sie wurde zwar, so viel ich weiß, nicht
ungern und nicht ohne Beifall gelesen, allein
größtentheils von Personen aus der Zunft der
Gelehrten, denen die Beobachtungen fast al-
lein in die Hände fielen. Der Nichtgelehrte,
und der Mann aus dem Mittelstande hatte
A 2 weder



weder Beruf, noch Gelegenheit, noch Geld, sich die Beobachtungen anzuschaffen.

Da aber die Geschichte Gottfried Walther's ihrem Gegenstand und Inhalt, auch dem Tone nach, in dem sie geschrieben ist, mehr ein Buch für den Nichtgelehrten, den Bürger und den Mann aus dem Mittelstand, als für den Gelehrten und unsre gewöhnliche Bücherleser ist, so gieng ich schon lange damit um, diese Geschichte, nach dem Wunsch und Verlangen einiger Personen, deren Rath ich gerne folge, besonders abdrucken zu lassen, in der Hoffnung, sie werde dann dem Nichtgelehrten und Mittelmann eher in die Hände fallen und nicht ohne Nutzen und Vergnügen von ihm gelesen werden.

Soll aber diese Hoffnung in Erfüllung gehen, so müssen sich nothwendig Recensenten, Prediger und andre Gelehrte, die Einfluß auf die Denkungsart, die Meynungen und Handlungen des Mannes aus dem Mittelstande haben, meines Büchleins annehmen, und ihm Eingang in den Bürgershäusern verschaffen. Ich bitte also die Recensenten — vorausgesetzt, daß sie es mit gutem

gutem Gewissen thun können, und das Buch seinem Zweck entsprechend finden — bey Anzeige dieser Geschichte, hauptsächlich Prediger auf ihr Daseyn, ihren Inhalt, und ihre Eigenschaften aufmerksam zu machen; Und meine Amtsbrüder, die Prediger, bitte ich, wenn sie hie und da mit Gliedern aus ihrer Gemeinde sprechen, und diese sich nach einem Buch erkundigen, das sie an Sonntagen und in ihren Freystunden mit Nutzen und Vergnügen, oder doch ohne Schaden, lesen könnten, ihnen unter andern Volksbüchern auch meinen Walthers zu nennen und zu empfehlen.

Die Frage, ob denn Leute aus dem Mittelstande, ausser der Bibel und ein paar Predigebüchern, auch ein andres, per abusum sogenanntes weltliches Buch lesen sollen, will ich jetzt nicht weitläufig untersuchen. Viele Leute aus dem Mittelstande thuns in unsern Tagen, und ich wüßte nicht, warum man es ihnen abrathen sollte, da durch eine zweckmäßige und wohlgewählte Lektüre doch immer der Verstand aufgeklärt, und dadurch auch dem Bürger manche nützliche Kenntniss und Wahrheit beigebracht wird, die er wohl in Bier- und Weingesellschaften, die ihm ausserdem auch



noch gefährlich werden können, schwerlich erlange haben würde. Allein schädlich kann ihm das Bücherlesen leicht werden, wenn seine Wahl auf unschickliche, entweder ganz unmoralische, die guten Sitten beleidigende Bücher, wie Till Eulenspiegel und Consorten, oder doch auf solche fällt, die seiner Denkungsart, seinen Neigungen, Begierden und Wünschen eine ganz falsche Richtung geben, wie z. E. abentheuerliche Liebes- oder Seefahrersgeschichten, die schon manchen Handwerkspurschen, Kaufmannsjungen und andre unerfahrene junge Leute mit leicht zu erhöhender Einbildungskraft, dem väterlichen Haus und den Ihrigen entzogen und in die weite Welt hinaus, auch nicht selten in Noth und Elend, gelockt haben. Und daß Bücher dieser Art bisher grossentheils die Volkslectür ausmachten, weiß doch wohl ein jeder.

Daß Walthers Geschichte nicht in diese Klasse gehört, darf ich hoffentlich mit gutem Gewissen sagen. Ja, ich wage noch mehr zu hoffen, daß nemlich manches gangbare Volksvorurtheil drinn bekämpft, manche brauchbare Lebensregel für den Bürgers- und Mittelmann, und Stoff zu mancher guten, auch religiösen Empfindung drinn enthalten seyn werde.

Jaßlich

Faßlich und gemeinverständlich zu seyn, das mußte ich mir natürlich bey Ausfertigung dieses Buchs zu einem Hauptzwecke machen. Darauf dacht ich schon, als ich es das erstemal drucken ließ, sah aber bey diesem zweyten Abdruck noch sorgfältiger darauf. Wer sich die Mühe nehmen, und nur ein paar Bogen der beyden Abdrücke mit einander vergleichen will, der wird finden, daß ich auf jedem Blatt bald mehr, bald minder beträchtliche Abänderungen vorgenommen habe, die alle auf Faßlichkeit und Gemeinverständlichkeit abzielen. Daß demohngeachtet doch noch oft ein Ausdruck oder ein Wort nicht ganz passend und treffend sey, ob ich gleich nicht selten halbe Viertelstunden lang drauf sann, das geb ich von Herzen gern zu. Wer es nicht glauben will, daß nichts schwerer sey, als für die Klasse von Menschen, der dieses Buch zunächst bestimmt ist, zweckmässig zu schreiben, der versuche es und setze nur ein paar Bogen in dieser Absicht auf!

Wenn ich nur einigen unsrer nichtgelehrten Mitbürger durch dieses Buch Nutzen und Vergnügen schaffe, so bin ich schon hinlänglich für meine Mühe belohnt.

5

Für möglichst wohlfeilen Preis wird die
Verlagshandlung, ihrem Versprechen gemäß,
sorgen.

Wlm im April 1786.

J. M. Miller,
Prediger und Professor.





Erstes Kapitel.

Nachricht von der ehemaligen Lebensart in
Erlenburg.

Gottfried Walther ward in den Zwanziger Jahren in einem kleinen Landstädtchen, Namens Erlenburg, geboren. Treue, Redlichkeit und Fleiß herrschten damals noch beynahe durchgängig unter den Einwohnern dieses Städtchens. Fast jeder Bürger war mit dem andern verwandt, oder doch durch Freundschaft und gemeinschaftliches Wohlwollen mit den übrigen verbunden. Die Woche über gieng jeder seinen Berufsgeschäften treulich nach; Am Sonntage sah man sich zweymal in der Kirche, und nach der Mittagspredigt besprachen sich die Alten mit den Alten, und die jungen Leute mit ihres gleichen, wohin man einen Spaziergang machen, oder an welchem Ort im Städtchen man sich antreffen wolle. Zur Zeit der guten Witterung giengen die verheiratheten Männer mehrentheils mit ihren Weibern und mit ihren jüngern Kindern auf ihre Kornfelder



und in ihre Baum- und Küchengärten hinaus, besahen da den Segen Gottes und ihres Fleißes auf dem Erdboden und auf den Bäumen, und dann hatten sie in ihren kleinen Gartenhäusern ihre Anverwandte oder Nachbarn zur Gesellschaft. Die Männer tranken ein Glas Bier und rauchten eine Pfeife, und die Weiber assen Obst, wenns die Jahreszeit mit sich brachte, oder selbstgemachte Kuchen und dergleichen. Man besprach sich über dieß und jenes, über das Handwerk und die Einrichtung des Hauswesens, über neue fürstliche Verordnungen, über die Predigten, die der Pfarrer heut gehalten hatte. Mancher Bürger brachte auch zuweilen eine Zeitung mit, und da seufzte man über den leidigen Krieg, bedauerte das Land und Volk, bey dem er wüthete, und wünschte ihm von Gott den Frieden. Dann gieng man zufrieden, zwar gesättigt, aber dennoch nüchtern, wieder heim, und trat am Montag seine Arbeit mit Gebeth und Freuden wieder an.

Die jungen Leute giengen Abends bey guter Jahreszeit mit einander um das Städtchen, und setzten sich dann auf die Mauer zwischen dem Stadthor, wo man allerley unschuldige Erzählungen und Scherze vorbrachte. Die Handwerksbursche giengen manchmal auf die Herberge, wo sie Bier tranken und einander mancherley erzählten, was sie in der Fremde da und dort auf ihrer Wanderschaft gesehen hatten.

An drey oder vier Festen, die das Städtchen jährlich feierte, giengen Alt und Jung auf den Schützenhof oder in ein Wirthshaus in der Stadt;

Da



Da trank man vier- oder höchstens fünf-Groschen-
wein, aß und scherzte, sang und tanzte, und war
guter Dinge. Doch blieb man bey dieser Fröhlich-
keit so sehr in Schranken, daß der Pfarrer, der
ein frommer, eifriger und strenger Mann war,
selber hätte mit dabey seyn können, ohne das ge-
ringste Vergerniß zu nehmen. So giengs auch zur
Winterzeit im Wirthshaus in der Stadt zu, wo
die Bürger Sonntags sich versammelten und den
Abend in der größten Mäßigkeit und Ordnung mit
einander zubrachten, da indessen ihre Weiber sich
zu Haus besuchten, aber nicht, wie jetzt fast über-
all gewöhnlich ist, um ihre Nachbarn und Be-
kannten zu verläumdern, oder auf die armen Dienst-
mägde zu schelten; Denn ein jedes hatte für sich
selbst genug zu thun, und hatte keine Zeit, auf
andre Acht zu geben und ihre Fehler aufzusuchen;
Auch nicht um das Geld, das ihre Männer sich
die Woche durch mit ihrem Fleiß erworben hatten,
im Caffee zu vertrinken; Denn sie kannten dieß
Getränk, das den Körper schwächt, zur Wollust
reizt, und unser ohnedieß schon armes deutsches
Waterland noch ärmer macht, noch gar nicht.
Blos vom Stadtschreiber sagte man sich ins Ohr,
er trink an Sonn- und Feiertagen Caffee, man
wußte aber kaum noch, was das sey.

So waren denn die Erlenburger ein sehr
glückliches Völklein, lebten still und ruhig, übten
Zucht und Ehrbarkeit, dienten Gott und ihrem
Nächsten in der Stille, waren zwar eben nicht
reich, aber auch nicht arm. Ein jeder lebte glück-
lich, weil er mit sich und dem Seinigen zufrie-
den



den war. Die meisten lebten vom Tuchmachen und Strumpfweben. Weil sie gute, dauerhafte Waare verfertigten, so kamen alle Vierteljahre etliche Kaufleute aus der Residenzstadt, welche ihnen ihre Arbeit gut bezahlten. Die andern trieben die zur Nothdurft und Bequemlichkeit des Lebens nöthigen Professionen und Handwerke. Jeder hatte dabey seinen Acker und sein Gärtchen, wo er das, was man ins Hauswesen braucht, selber baute. Jeder gab der Obrigkeit seine Steuern und Abgaben richtig, und was ihm dann übrig blieb, war sein. Klagen über Nahrungsorgen waren unter ihnen etwas beynah unerhörtes. Auch that keiner seinem Nachbar oder Zunftgenossen Abbruch.

Zweytes Kapitel.

Von Gottfrieds Eltern und seiner Geburt.

So sahs in Erlenburg aus, als Gottfried Walthers da geboren wurde. Sein Vater war ein Tischler oder Schreiner, der ein mittelmäßiges Vermögen besaß, und bey seinem Handwerk, das er gut verstand, sich recht wohl nährte. Er war ein Ausbund von einem braven Handwerksmanne, fleißig, treu, gewissenhaft und gottesfürchtig. Sobald der Tag zu grauen anfieng, stand er auf; Seine Frau las ihm den Morgenseggen; Dann gieng er an seine Arbeit, sang sein Morgenlied dazu, und verließ den ganzen Tag die Werkstatt nicht, wenn er nicht mußte. Des Abends, und
zumal



zumal im Winter, las er in der Bibel und erbaute sich daraus mit seiner Frau. Am Sonntag gieng er zweymal in die Predigt, las zu Haus noch seiner Frau aus Luthers Hauspostille vor, besprach sich mit ihr über die Predigten, die sie heut gehört hatten, und über andre geistliche Dinge, und gieng Abends auf das Feld hinaus, oder zu ein paar Bürgermännern, welches seine Vettern waren, wo er zu seiner Pfeife Tobak ein Glas Bier trank.

Jedermann im Städtchen liebte ihn, und hat' ihn gerne. Er machte gute, dauerhafte Arbeit, und war in seinen Forderungen äußerst billig. Es war außer ihm nur noch Ein Tischlermeister in Erlenburg, der aber schlechte Arbeit machte, und deswegen wenig Kundschaft hatte, und mit seinen Kindern beynahe darben mußte. Walther hatte Mitleid mit ihm, und gab ihm, so oft er viele Arbeit hatte, etwas zu verdienen, der wies die Leute selbst zu ihm, wenn sie bey ihm etwas bestellten, das nicht viele Kunst erforderte. Er war sehr angesehen im Städtchen, ob er gleich kein Gerichtsmann war. Das kam theils von seiner Redlichkeit, theils auch daher: Er besaß vom Vater, Großvater und Urgroßvater her eine geschriebene Chronik von Erlenburg, wo alles, was im Städtchen schon seit mehr als hundert Jahren Merkwürdiges sich zugetragen hatte, richtig aufgezeichnet war. Wollte nun ein Bürger wegen eines Haus- oder Feldverkaufs, wegen einer Gerechtigkeit, oder einer andern Sache Rath erhalten, so gieng er nur zu dem Meister



fler Walthers, und erhielt da immer richtigem Bescheid und guten Rath. Die Fortsetzung dieser Chronik machte einen Theil seiner Sonntagnachmittagsbeschäftigungen aus. Auch bey dem Pfarrer, einem sehr gelehrten und dabey sehr frommen Manne galt er viel, und brachte oft am Sonntag Abends ein paar Stunden bey ihm zu, wo ihm der Pfarrer Neuigkeiten erzählte, die sich eben damals in der Welt zutrugen, oder über allerley erbauliche Materien mit ihm sprach, und ihm das erklärte, was er bey seinem Lesen in der Bibel nicht verstanden hatte.

Walthers Frau, Marie, besaß alle Eigenschaften einer frommen und rechtschaffenen Hausfrau. Sie hatte ihren Mann aus herzlichster Liebe geheyrathet, und weil er so brav und rechtschaffen war. Deswegen dauerte ihre Liebe zu ihm immer fort, blieb sich immer gleich, und diese Ehe war die vollkommenste, glücklichste gegenseitige Freundschaft, die bey Eheleuten so gar selten ist, und doch allein das Glück des Ehestandes ausmacht. Marie verstand das Hauswesen aus dem Grunde; Wenn sie nichts zu arbeiten hatte, so war ihr nicht wohl; Dabey war sie immer munter, und gefällig gegen ihren Mann; Sie gab jedermann das Seine, theilte von dem ihrigen den Armen mit, und diente Gott nicht nur äußerlich und in der Kirche, sondern auch in ihrem Hause durch Gebeth, Gesang und Bibellesen, und noch mehr durch ihre Thaten. Aus ihrem Munde kam kein böses Wort gegen ihren Mann, kein Schimpfen und kein Schelten über die Gesellen,



len, und, was das seltenste bey einem Weibe ist, keine einzige Verläumdung ihrer Nachbarinnen oder eines Menschen aus dem Städtchen. Die Sorge für ihr Hauswesen gab ihr genug Beschäftigung, und ließ ihr keine Zeit, sich um andre Leute zu bekümmern. Sie hielt jedermann für gut und redlich, weil sie selber gut und redlich war, und erhielt dadurch den Vortheil, daß man überall gut von ihr sprach und dachte.

Drey Jahre lang lebte sie mit ihrem Mann im Ehestand, ohne Kinder zu bekommen, und seufzte oft deswegen in der Stille. Endlich wurden ihre frommen Seufzer auch von Gott erhört, und sie bekam des Ehestands schönsten Segen, einen Sohn. Dieser Sohn war unser Gottfried Walther, dessen Leben und Geschichte ich dir, lieber und geneigter Leser, jetzt erzählen will. Die Freude der frommen Eltern über dieses Kind war unbeschreiblich groß, und ihre größte Sorgfalt gieng jetzt darauf, ihren Gottfried gut und christlich zu erziehen. Sie erzogen ihn mit Liebe, ohne doch ihn zu verzärteln. Gottfried war ein schöner, offenherziger, munterer Knabe, hatte schönes, weißes Haar, helle, blaue Augen, und ein äußerst zutrauliches und lenkbares Gemüth. Die Eltern liebten ihn wie ihren Augapfel, und sahen täglich, wie sich seine gute Gaben mehr entwickelten. Oft dankten sie Gott mit Thränen für Sein großes, herrliches Geschenk, und gelobten Ihm, das Kind zu Seiner Ehre zu erziehen.

Wenn



Wenn der kleine Gottfried an den Brüsten seiner Mutter lag, und sie mit ihren Küssen ihn bedeckte, da sah der Vater oft mit einem nassen, dankerfüllten Auge zum Himmel. Hundertmal des Tags sah er von seiner Arbeit weg und auf den Knaben, legte oft den Hobel weg, und herzezte und drückte seinen Gottfried. Als der Kleine nun zu lallen anfieng, und einmal an einem Nachmittag das erstemal den Namen Papa aussprach, da sprang er vor Freuden zu ihm hin, nahm ihn auf den Arm, und ließ seine Frau dem Kleinen Kuchen backen.

Drittes Kapitel.

Wie Gottfried erzogen wird, und in die Schule kommt.

Marie gebahr nachher noch ein Kind, das ein Mädchen war. Es starb aber nach drey Wochen wieder. Desio herzlicher liebten beyde Eltern ihren Gottfried, weil er ihr einziges Kind war.

Dieser hatte unterdessen vollkommen reden gelernt, und nahm täglich an Verstand und Leibeskräften zu. Die Eltern kauften ihm ein A. B. C. Buch, und die Mutter lehrte ihn bey ihrer Arbeit nach und nach die Buchstaben kennen. Er begrieff sie ziemlich schnell. Die Freude seiner Eltern war darüber unbeschreiblich groß, und der Vater gieng des Abends bennabe gar nicht mehr aus, weil er mit seinem Gottfried spielte, und ihm



ihm spielend nach und nach das Buchstabieren beibrachte. Der junge Gottfried kam auch wenig aus dem Hause; Nur zuweilen kam ein Nachbarskind zu ihm, und jeden Montag ward er in des Pfarrers Haus geholt, wo er zu Mittag aß, und mit des Pfarrers Benjamin, einem Knaben von seinem Alter, spielte, und dem braven Pfarrer viele Freude machte.

Da Gottfried in sein sechstes Jahr gieng, und jetzt schon vollkommen fertig buchstabieren, auch bereits ein wenig lesen konnte, ward er zugleich mit des Pfarrers Benjamin in die Schule gesetzt. Der Schulmeister war ein feiner und geschickter Mann, der die, einem Kinderlehrer so nöthige Gabe in sehr hohem Maasse besaß, nemlich eine unermüdlliche Geduld und die so seltne Gabe, sich nach eines jeden Kindes Fähigkeiten zu richten, und auch zu dem schwächsten sich herabzulassen. Dabey war er ein sehr christlicher und frommer Mann, dems immer vorzüglich darum nit zu thun war, daß seine Kinder die Lehren unserer heiligsten Religio.: nicht nur ins Gedächtnis, sondern auch ins Herz aufsaßten. Also war es ihm nicht nur um ihre Kenntnisse, sondern auch um ihre Sitten und ihre ganze Aufführung zu thun, und wenn eins dem andern eine heimliche Tücke erwies, so ward er darüber, daß sonst nicht leicht geschah, sehr bös und aufgebracht.

Benjamin und Gottfried machten diesem braven Manne viele Freude. Denn sie lernten nicht nur alles bald auswendig, was er ihnen aufgeben hatte, sondern wußten ihm auch von dem, Beschichte Gottfried Walthers.



was sie gelernt hatten, Red und Antwort zu geben, und zeigten dadurch, daß sie auch verstünden, was sie lernten. Gottfried holte den kleinen Benjamin immer in die Schule ab, und kam all-mal noch vor dem Schlag acht oder Ein Uhr. Sie stachen im Lernen auf einander; Was der Eine mußte, lernte auch der Andre; Keiner wollte zurück bleiben. Der Schulmeister stellte die beiden Knaben immer den übrigen Kindern als ein Muster vor, und sagte oft, daß sie ihm durch ihren Fleiß alle seine saure Arbeit versüßten. Jedermann freute sich über die zweien Knaben; Jedermann im Städtchen sprach von ihnen; Nur die Pfarrerrinn sah ein wenig scheel auf Gottfried, weil er als der Sohn eines Handwerkers und gemeinen Mannes so viel lernen sollte als ein Pfarrerssohn. Sie glaubte, ihrem Benjaminschen sollte man ja billig einen Vorzug geben. Aber das geschah nicht, und oft schien es, als ob Gottfried ihm den Rang ablaufen wollte. Sie ließ manchmal ihren Unwillen drüber ihren Mann merken; Dieser aber sagte: Laß du nur! Die Gaben kommen ja von Gott her; Bey Ihm ist kein Ansehen der Person; Da gilt der Tischler so viel als der Pfarrer, und auch oft noch weit mehr, je nachdem der Mann ist.

Unsers Gottfrieds Eltern waren ganz von Freuden trunken, über die Zunahme seiner Kräfte und das Lob von ihm, wovon das ganze Städtchen voll war. So oft er von der Schule heim kam, erzählte er dem Vater, was er wieder gelernt, und was ihm der Schulmeister Neues aufgegeben



gegeben habe. Drauf gieng er in das kleine Gärtchen am Haus hinaus, oder setzte sich zur Winterzeit in einen Winkel, lernte seine Lektion und gab drauf das Buch dem Vater oder der Mutter, und bat sie, ihn abzuhören. Freudenthränen standen manchmal in der Eltern Augen, daß ihr Gottfried alles so schnell lernen könne, und oft kam der Mutter in den Kopf: ob wohl ihr Kind nicht zu einem Pfarrer geboren sey? Doch mochte sie ihrem Manne nichts davon sagen, weil ihm das nicht in den Sinn zu kommen schien.

Viertes Kapitel.

Wie Gottfried auch lateinisch lernt, und was weiter draus entsteht.

Der Pfarrer fieng nun auch an, seinen Benjamin, der zum Studiren ausersehen war, das Lateinische zu lehren. Benjamin pralste oft mit seinen neuen Kenntnissen gegen Gottfried, dem das innerlich weh that. Er steckte sich also hinter seinen Vater, und bat ihn, ob er doch nicht auch zum Herrn Pfarrer gehen, und die fremden Wörter mit lernen dürfe? Der Vater wollte anfangs nichts davon hören. Lerne du nur deutsch! sagte er; Du darfst ja mit der Zeit auch nur deutsche Tische und Stühle machen! Weil aber Gottfried traurig drüber ward und oft in der Stille weinte, so gieng sein Vater endlich zu dem Pfarrer hin, und fragte, ob sein Sohn nicht auch das welsche Zeug mit lernen dürfe? Er habe so gar

B 2

große



große Lust dazu. — Herzlich gerne! sagte der ehrliche Pfarrer. Er kann morgen nach der Schule gleich mit meinem Benjamin mit her kommen. Man kann freylich allem auf der Welt zu viel thun; Aber lernen kann man nie zu viel. Es ist nicht übel, wenn ein Tischler auch weiß, wie man seinen Casum setzt; Und wer weiß, wozu der liebe Gott noch euren Sohn bestimmt hat. Man hat manches Venspiel von gelehrten Handwerkssohnen. Morgen sangen wir in Gottes Namen an.

Gottfried sprang vor Freuden in die Höhe über die Nachricht seines Vaters, daß er nun lateinisch lernen dürfe; Er flog auf die Gasse, um es allen Nachbarkindern zu erzählen. Als die Mutter, welche gerade nicht zu Haus war, wieder heimkam, sprang er ihr die ganze Gasse hinauf entgegen, hieng sich an ihren Arm an, und erzählte ihr sein übergroßes Glück. Sie nahm auch daran den größten Antheil, und der Pfarrer stieg ihr wieder in den Kopf. Als der Prediger den nächsten Sonntag drauf in seiner Predigt etliche lateinische Worte vorbrachte, sah sie plötzlich ihren Sohn an, und es schossen ihr bey dem Gedanken: Ach wenn einst mein Gottfried so da davor stünde! Freudenthränen in die Augen. — Gottfrieds Vater sah das Ding von einer andern Seite an. Gottfried! sagte er; Wenn Du nur über dem Lateinischen nicht das wichtigste, Schreiben und Rechnen und das Christenthum vergiffest! Christum lieb haben, heißt es, ist besser, denn alles wissen. Künftig will ich täglich Deinen

Catechis.



Catechismus und das Spruchbuch mit dir repetiren, und am Sonntag kannst du mir aus Luthers Hauspostill vorlesen. Da ist Saft und Kraft. Das andre ist nur Nebenwerk.

Gottfried sagte, daß er alles lernen und thun wolle; seinen Catechismus woll er nie vergessen, weil man ja draus lerne, wie man seelig werde. Inzwischen gewann doch die Liebe zum Lateinischen in Kurzem bey ihm über alles andre die Oberhand. Allem, was er in dem Haus und in der Werkstätte seines Vaters sah, gab er lateinische Namen, und weil er das, ausser Benjamin, im ganzen Städtchen ganz allein wußte, so nährte das seinen Ehrgeiz, und in seiner Seele wachte nach und nach ein kleiner Stolz auf. Er gieng selten mehr mit den Nachbarskindern um, oder sagte ihnen lauter lateinische Namen vor, und fühlte sich sehr über sie erhaben, weil er ihnen solche unerhörte Dinge vorschwätzen konnte.

Der alte ehrliche Walthar merkte das nur zu wohl und betrübte sich oft heimlich drüber. Er sann zwar auf Mittel, seinen Sohn wieder vom Lateinischen abzubringen; Aber es wollte ihm keines einfallen. Er wußte, daß seine Frau sich darüber auf das äußerste betrüben würde, weil sie alle ihre Lust und Freude an den lateinischen Worten ihres Knaben fand; Und dann fürchtete er auch, er möchte den ehrlichen Pfarrer vor den Kopf stoßen, wenn er seinen Sohn, den er ohnuntgeltlich unterrichtete, und an dem er große Freude fand, aus seiner Lehre nehmen würde.



Er sprach mit ein paar ehrlichen Bürgern, welche seine guten Freunde waren, drüber. Diese sagten ihm, er sollte seinen Gottfried doch fort lernen lassen; Er könn einst Stadtschreiber oder wohl gar Pfarrer werden; Und das würde nicht allein der Freundschaft, sondern auch dem ganzen Städtchen große Ehre bringen. Walthern wollte das durchaus nicht in den Kopf. Ich bin ein ehrlicher Tischler, sagte er; Meine Voreltern waren das schon seit mehr als hundert Jahren her, und mein Gottfried soll das, wills der liebe Gott, auch werden. Bleib ein jeder bey dem seinen! — Ein neuer Umstand kam dazu, der ihn in seinen Gedanken noch mehr bestärkte. Seine Frau kam ein paarmal ganz verdrüsslich aus der Kirche heim, und sagte: Sie wisse gar nicht, was sie der Frau Pfarrerin zu Leid gethan habe? Sonst habe sie ihr immer freundlich auf ihren Gruß gedankt, und jetzt mache sie ein bitterböses Gesicht und grüsse sie gar nicht mehr. Meister Walthern merkte, wo der Grund davon stecke, sagte aber nichts darüber, als nur, daß man nicht so argwöhnisch seyn müsse; Sie hab es sich wohl nur eingebildet. Indessen war ihm schon einigemal zu Ehren gekommen, die Frau Pfarrerin sey über ihn sehr aufgebracht, daß er seinen Sohn lateinisch lernen lasse. Sie nenn ihn einen übermüthigen und stolzen aufgeblasnen Mann, dems in seinem Stand zu wohl sey, drum woll er nicht länger drinn bleiben; und weil er sich selber keine Ehre geben könne, so brauch er seinen Sohn das zu, um sich zu ehren, und dergleichen mehr.

Auch



Auch hatte er ein paarmal schon bemerkt, wenn er Sonntag Abends zu dem Pfarrer kam, daß ihn die Frau Pfarrerin sehr scheel anblickte, und gleich aus der Stube gieng, und daß dann der Pfarrer nicht so heiter und vertraulich war, wie sonst.

Fünftes Kapitel.

Wie Gottfried das Lateinischlernen aufgeben muß, und das ihm und seiner Mutter nicht gefallen will.

Gottfrieds Vater beschloß also, dem Ding ein Ende zu machen, und am nächsten Sonntag Abend gieng er wieder zu dem Pfarrer, und paßte ängstlich auf Gelegenheit, da er anfangen könnte von der Sache zu sprechen. Diese zeigte sich denn endlich. Er hatte dem Pfarrer an einem Schrank etwas ausgebessert, und den Schrank ihm wieder zugeschickt, ohne für die Arbeit etwas zu verlangen. Der Pfarrer, der kein Weltmann war, und bey seinen Amtsgeschäften alles übrige vergaß, hatte ganz vergessen ihm dafür zu danken. Die Frau Pfarrerin, die dem Meister Walther, weil sie böse auf ihn war, kein gutes Wort vergönnen mochte, hatte das Geschäft ihrem Manne aufgetragen, und da dieser jetzt dem ohngeachtet nicht daran zu denken schien, so zupfte sie ihn dreyimal am Ärmel seines Schlafrocks, bis er endlich merkte was sie wollte. Er zog hundert tausend, sieng er endlich an; Das Beste

B 4

hätt



hätt ich bald vergessen, Meister Walther! Ich bin ja noch Schuldner für den Schrank; Er ist gar schön heraus gepußt; Nicht wahr, Weibchen? Du hast ja gesagt. Nun, was bin ich dafür schuldig? Damit griff er in die Tasche und legte alle sein Geld auf den Tisch. — Wie ich sehe, sagte Meister Walther, so hat mans Erw. Wohlehrwürden gar nicht ausgerichtet. Ich vers lange gar nichts. Der Herr Pfarrer hat bisher so viele Müß gehabt mit meinem Sohn, und ich bin ja zehnfach Schuldner. — Still davon, Meister Walther, sagte der Pfarrer; Das ist gern geschehen, und soll ferner noch geschehen. — Ach Ihr Wohlehrwürden, hub nun Meister Walther ziemlich zaghaft an; Wenn Eies mir nicht übel nehmen wollten, so dächt ich mit meinem Gottfried eine Aenderung vorzunehmen. Er geht nun Gottlob! schon in sein eilftes Jahr; Ich spüre, daß ich auch alt werde und nicht mehr so jung und frisch bin, wie vor zwanzig Jahren. Da meent ich denn, es wäre gut, wenn ich meinen Gottfried so nach und nach heran zöge, daß er mir bey meinem Handwerk bald ein wenig an die Hand gehn könnte. Er bringt täglich seine vier Stunden in der Schule zu, muß daheim das lernen, was ihm der Schulmeister aufgab; Das nimmt wieder eine Stunde weg; Und dann kommt noch das Lateinische dazu; So geht der Tag hin, und ich möcht ihn doch gern Zeichnen lehren, heißt das nehmlich, so viel unser einer braucht. Da dacht ich denn, wenn Eies . . . In Gottes Namen, Meister Walther, rief der brave

re Prediger; Ihr dürft darüber gar keine Umstände machen; Es ist schön und loblich, daß Ihr Euren Sohn zur Arbeit anhalten wollt. . . . Ja, das denk ich auch, Meister Walthers, rief die Pfarrerin, die aus einem Winkel hervortrat; Das ist einmal christlich gedacht, daß Er seinen Sohn sein hübsch zur Profession heranzieht. Das Latein ist doch nur für unser Eins, und ich sagte hundertmal, was nützt den Gottfried doch sein: der Tisch mensa und ich liebe, amo? Beym Hobeln kann ihn das gewiß nichts nützen. Schwach ein jedes, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, u. s. w. Das gieng noch so eine gute Viertelstunde fort; Es schien, als ob die Zunge der Frau Pfarrerin gar nicht mehr stille stehen könnte. Auch wandte sie auf Einmal dem guten Meister Walthers wieder alle ihre Gnade zu, die sie ihm vorher fast ganz entzogen hatte. Auch hatte der ehrliche Pfarrer jetzt erst wieder eine gute Zeit bey ihr, da er bisher größtentheils mit sauren Gesichtern abgespeißt worden war.

Der brave Walthers gieng nach Haus, und war vergnügt, daß auf dieser Seite alles so gut abgelaufen war. Aber noch lag ihm ein schwerer Stein auf dem Herzen. Er sollte nun seiner Marie auch von dem, was vorgegangen war, etwas sagen, und das kam ihn sauer an. Nichts hatte er noch niemals nur die kleinste Aenderung in seinem Hauswesen vorgenommen, ohne vorher auch seine Frau darüber zu Rath zu ziehen. Aber diesmal konnte er sich nicht dazu entschließen, weil er voraussah, daß sie sich mit

B 5

aller



aller Macht dagegen setzen würde. Sie hatte sich, so wenig stolz sie sonst war, den Gedanken, ihr Eohn könnt ein Pfarrer werden, nun einmal tief ins Herz eingeprägt, und alle ihre Nachbarinnen und Baasen nährten diese Hoffnung noch mehr bey ihr. Oft weinte sie Freudenthränen in der Stille, wenn sie sich ihren Gottfried im Chorrock und auf der Kanzel dachte. Meister Walthers saß jetzt beym Abendessen, und war ungewöhnlich stille. Als der Geselle fort war, setzte er sich wie gewöhnlich in seinen alten Lehnstuhl beym Ofen und rauchte seine Pfeife. Marie las in einem Predigtbuch, und Gottfried setzte sich neben sie hin, und lernte lateinische Vokabeln. Meister Walthers hustete und räusperte sich einigemal und hub nun an: Gottfried, ich habe heut Deinet halben mit dem Herrn Pfarrer gesprochen, und da war er völlig meiner Meinung, daß Du jeho das Lateinischlernen aufgeben kannst. Ich kann dich jetzt bald beym Handwerk brauchen, und will Dich zum voraus Zeichnen lehren. Lern indeß im Catechismus in der Schule fleißig fort, damit Du in ein paar Jährchen confirmirt werden kannst; Dann laß ich Dich beym Handwerk einschreiben. — Gottfried erschrak, fieng an bitterlich zu weinen, und konnte vor Schluchzen kaum ein Wort vorbringen. Die Mutter machte ihr Predigtbuch zu. Ist das dein Ernst, Vater? fragte sie. Du willst den Knaben nicht mehr lernen lassen? Vollkommen Ernst, sagte er; Du weißst, ich spasse niemals, und die Sache ist auch nicht zum Spassen. Ein Hand-
werk

werk hat einen gülbnen Boden. Meine Vorfahren haben sich ehrlich dabey fortgebracht, und ich auch bisher, Gottlob! Gottfried ist jetzt in denen Jahren, da man alles am besten begreift. Ich kam auch bey meinem Vater seeliger in meinem eilften Jahr zum Handwerk, und verdank ihm in der Grube. Das Latein . . . Er wollte weiter reden; Aber Marie ließ ihn nicht zum Wort kommen, und machte hunderterley Einwendungen. — Ich mag nicht viel streiten, sagte er, und liebe den Frieden, das weißt Du. Wenn ichs nicht für gut ansähe, würd ichs nicht so machen. Sey nur ruhig! Du wirst schon noch einsehn, daß es so gut ist. Jetzt ist meine Pfeife leer. Wir wollen in Gottes Namen ins Bette. Ich muß morgen früh auf, und dem Nachbar Friedrich seinen Schrank fertig machen.

Meister Walther legte sich zu Bette und schlief auf der Stelle ein. Marie aber weinte noch ein paar Stunden, ehe sie einschlafen konnte.

Den nächsten Morgen merkte Meister Walther, da sein Gottfried sein Morgensüppchen aß, daß der Knabe rothgeweinte Augen hatte. Marie gieng auch stillschweigend in der Stube herum, und wischte sich manchesmal die Augen. Endlich fragte Gottfried, mit den Schulbüchern unterm Arm: Vater, darf ich denn heut nicht mehr zum Herrn Pfarrer? — Nein, war die Antwort, ich hab's Dir ja gestern schon gesagt; Das Lateinischlernen hat ein Ende. Langsam und schluchzend nahm



nahm Gottfried sein Vokabelnbuch von den übrigen Büchern weg, legte es auf die Hobelbank und gieng. Seine Mutter folgte ihm nach, um ihn noch unter der Haube zu trösten. Als sie wieder in die Werkstätte zurück kam, wollte sie aufs Neue ihrem Mann Vorstellungen machen. Er bat sie aber, ein für allemal davon zu schweigen; Denn er habe alles überlegt; Es müsse nun so seyn. Weil sie ihn kannte, und wohl wußte, daß er wenig Worte machte, und auf seiner einmal gefaßten Meinung fest beharrte, so sagte sie von dieser Stunde an kein Wort mehr von der Sache, ob ihr gleich im Herzen äusserst weh that, ihre süßen Hoffnungen so auf Einmal vereitelt zu sehen.

Gottfried hieng noch einige Tage den Kopf und vergoß im Stillen manche Thräne. Als er aber sah, daß es doch nichts nütze, und sein Vater gar nicht drauf zu achten schien, ward er wieder munter, und lernte seine Lektion für die Schule fleißig. Nunmehr unterwies ihn auch sein Vater in der Zeichnungskunst, so viel er selbst davon verstand. Dieß machte ihm große Freude. Auf jeden Tisch, an jede Wand krügelte er Laubwerk und Figuren hin, und vergaß darüber das Lateinische so ziemlich. Inzwischen hieng ihm doch noch immer etwas von seinem Lateinlernen an. Weil er beständig mit des Pfarrers Benjamin umgieng, und dieser einen Haarzopf trug, so hatt er seiner Mutter so lang in den Ehren gelegen, bis sie ihm seine Haare auch in einen Zopf band, ob sich gleich der Vater lange gegen diese kleine

Citels

Eitelkeit gestraubt hatte. Diesen Haarzopf behielt er auch jetzt noch bey, und unterschied sich das durch von allen jungen Bürgeresöhnen seines Städtchens. So gering und unbedeutend dieser Umstand manchem von Euch, meine lieben Leser, vorkommen mag, so hatte er doch die Folge, daß sich der Pursche nachher immer noch in der Stille für ein wenig besser hielt, als seine Kameraden.

Sechstes Kapitel.

Gottfried wird bey dem ehrbaren Handwerk eingeschrieben, und drey Jahre drauf Geselle.

Gottfried wurde nun auch nach und nach von seinem Vater zu dem Handwerk angehalten und ließ sich dabey recht gut an. Er begrieff alles leicht, und versuchte in den Freyestunden allerley Spielwerke, die ihm auch so gut gelangen, daß er sich manchen schönen Groschen und Rayen damit verdiente, und sich allerley kleine Kleidungsstücke dafür anschaffte, wodurch er sich auch wieder vor andern Bürgeresöhnen auszeichnen und es ihnen zuvorthun konnte.

In seinem dreyzehnten Jahre kam er aus der Schule, wurde confirmirt, und bey der ehrbaren Schreiners- oder Tischlerszunft eingeschrieben. Weil er artig und manierlich war und seine Arbeit gut verstand, so hatte man ihn in allen Häusern, wo es etwas zu arbeiten gab, gern, und sein braver Vater hatte an ihm große Freude, so



so daß er auch schon in seinem sechzehnten Jahr zum Gesellen gemacht wurde. — Damals besam sein Vater einen sehr geschickten Gesellen, der ein Berliner war und einen großen Theil von Deutschland durchreist hatte. Gottfried gewann diesen lieb, und gieng, auch ausser dem Hause, immer mit ihm um. Denn er konnte in der Arbeit und im Zeichnen sehr viel bey ihm lernen, was sein Vater ihm nicht zeigen konnte, und dann hatte er auch eine große Lust daran, wenn ihm der Berliner von seinen Reisen und so manchen Städten und Ländern, wo er in Arbeit gestanden hatte, so viel Schönes, das ihm völlig neu und unbekannt war, erzählte. Unvermerkt erweckte dieß in ihm die Begierde, auch in fremde Länder zu reisen. Er glaubte oft, kaum mehr in Erlenburg bleiben zu können, wenn ihm der Berliner von Berlin und Hamburg, von Dresden, Leipzig, Prag und Wien so viele Wunderdinge erzählte, wie man da in fürstlichen Pallästen, von Ebenholz und Mahagonnyholz die herrlichsten Schränke, Stühle, Canapees und dergleichen mit dem künstlichsten Schnitzwerk machen lerne, wie so viel da ein Geselle Wochenlohn verdiene, wie da die Gesellen Treppenhüte und Westen mit goldnen Börtchen und seidne Strümpfe, und silberne Schuhschnallen und Taschenuhren und dergleichen tragen. Traurig sah er da sein grobes braunes Kleid, seine wollenen Strümpfe und kleine viereckichte Schuhschnallen von Messing an, und sehnte sich in jene glücklichere Gegenden hinaus.



Siebentes Kapitel.

Gottfried möchte gern auf die Wanderschaft.

Ein halbes Jahr darauf bekam der Geselle einen Brief von seiner Heimath, drinn geschrieben stand, er solle heimkommen, um seiner Mutter, weil sie Wittwe worden sey, das Handwerk zu führen. Er redete unserm Gottfried zu, ihn nach Berlin zu begleiten, und versprach ihm, daß er ihm in seiner eignen Werkstätte Arbeit geben wolle. Gottfried war über diesen Vorschlag außer sich vor Freuden, trug ihn seinen Eltern vor und bekam eine abschlägige Antwort. Die Mutter fing an zu weinen; Ich kann Dich nicht von mir lassen, lieber Gottfried, sagte sie; Denk nur selbst; Bist mein einziges Kind; Wie viel Angst hat ich da auszustehen! Wie viel hundert tausend Widerwärtigkeiten könnten Dir begegnen! Bist schon um einen halben Kopf größer als der Vater, und streckst Dich noch mit jedem Tage. Wenn Du in das Preussenland kommst, und der König sieht Dich, so nimmt er Dich zum Seldat mit weg, wie den langen Christoph. Ich hab's schon oft gehört, im Preussenland fragt man nicht, was ein ehrliches Mutterkind ist. Da muß eben das Gewehr auf die Schulter nehmen; steht ja selber gestern erst gehört, es gab einen Religionskrieg. Nein ich laß Dich nicht aus meinen Armen. — Gottfried lehrte sich an diesen Rath wenig, und suchte nur Gelegenheit, mit dem Vater drüber zu reden. Aber dieser war noch



noch weniger geneigt, ihm in seiner Bitte zu willfahren. Gottfried, sagte er; Du siehst, ich werde alt, und kann nicht mehr überall fortkommen, wie ich will. Ich kann Dich jetzt allmählich bey dem Handwerk brauchen, und nun willst Du in die Fremde, und ich soll allein seyn und Gesellen halten. Bleib im Lande, heißt es, und nähre dich redlich; Und das kannst Du jetzt, und auf Einmal juckt Dichs, daß Du nicht mehr bleiben willst. Ich weiß wohl, man lernt in fremden Landen Manches, was man hier zu Land nicht lernen kann; Nur fragt sich, ob es immer etwas Gutes ist? Hof- und Herrentischler hat man hier nicht nöthig. Es war Gottlob! bisher noch jedermann mit meiner Arbeit zufrieden, und ich wußte auch nicht, was man drau auszusetzen hätte; Sie ist dauerhaft und gut, wohl besser als die Schmirkeleyen, die man heut zu Tage macht, die wie Papier sind. Wahr ist's, andrer Orten kannst Du mehr verdienen; Aber da verthut man auch mehr, und will, wenn man wieder heim kommt, den Herrn spielen; Und das thut bey einem Handwerksmann mein Lebenslang kein gut. Da ist den jungen Pürschchen nichts mehr recht und gut genug; Da soll man ihnen nichts als Fleisch und Braten auf den Tisch setzen; Sie treiben da Alfsanzereyen mit den Kleidern, wie der junge Maurer, der in seinem rothen Camisol so übermüthig ist und allen Dirnen nachläuft. Bleib Du, wo Du bist! Es ist Dir wohl, und geht Dir ja an Essen und an Trinken nichts ab; und Deiner Eltern Seegen ist doch auch keine Kleinigkeit.



Achtes Kapitel.

Wie Gottfried in der Heymath bleibt, und
in die fromme Rosine verliebt
wird.

Der Geselle zog in seine Heymath nach
Berlin, und Gottfried blieb in Erlenburg bey
seinen Eltern, und dachte in Kurzem nicht mehr
an die Fremde. — Er gieng jezt in sein neun-
zehntes Jahr, als er ein Mädchen, das Rosine
hieß und nicht weit von seinem Hause wohnte,
kennen lernte. Diese Rosine war kaum achtzehn
Jahre alt, blühte wie die schönste Rose, und war
wie ein Lamm so fromm und sitzsam. In der
Dürftigkeit, in der sie auferzogen wurde, hatte sie
Genügsamkeit gelernt, und Demuth, die das
weibliche Geschlecht so sehr ziert. Ihre Mutter
war schon seit zwey Jahren todt. Von dieser Zeit
an war ihr Vater immer kränklich. Sein kleines
Vermögen ward dem Doktor und Apotheker zu
Theil. Die besten Habseligkeiten wurden ver-
kauft und die dafür angeschafften Arzeneyen woll-
ten doch nichts helfen. Rosine konnte fast Tag
und Nacht nicht von dem Bette ihres armen Va-
ters wegkommen, mußte ihn heben und legen,
laß ihm aus der Bibel und dem Krankentrost vor,
oder sang ihm ein erbauliches Lied, und strickte
oder nähte dabey, und verdiente so dem kranken
alten Manne und sich selber das nöthige Aus-
kommen. Und doch verlor sie dabey ihr natürli-
ches muntres Wesen nicht; Sie sah froh und
Gefährte Gottfried Walther's. E heiz



heiter aus, damit ihr Vater nur nicht schwermüthig oder muthlos werden möchte. Sie war fest von der Liebe unsers Vaters im Himmel überzeugt, und sah getrost und still Seiner Hülfe entgegen. Jeden Sonntag gieng sie in die Kirche, und ließ sich da nicht das geringste von ihrem Kummer anmerken; Denn sie wollte, ohne die höchste Noth, keinem Menschen zur Last fallen und ihn um Hülfe und Barmherzigkeit ansehn. Demohngeachtet kannten manche gute Seelen ihre Noth, und theilten ihr zuweilen in der Stille etwas mit. Unter diesen braven und gutthätigen Seelen war auch unser lieber Meister Walthier. Er war mit Rosinens Vater aufgewachsen, hatt ihn immer als einen arbeitsamen, frommen Mann gekannt, und wußte, daß er nicht durch seine eigne Schuld um seine Habseeligkeit gekommen war. Daher gieng er jeden Sonntag Abend in der Dämmerung zu ihm hin, suchte ihn, so viel er konnte, mit Trost aufzurichten und in seinem Glauben an Gott zu bestärken; und beim Weggehen drückte er allemal Rosinen ein paar Groschen in die Hand, um ihrem Vater davon eine Krastsuppe zu machen.

Jetzt aber ward er selber krank und bekam das Fieber. Da er bereits vierzehn Tage hatte zu Haus bleiben müssen, so rief er am Sonntag Abend, da seine Frau eben in der Küche draussen war, seinen Gottfried zu sich, sagte ihm das Nothige von Rosinens krankem Vater, trug ihn auf, ihn in seinem Namen zu besuchen, und gab ihm sechs Groschen, um sie



Rosinen zu geben. Gottfried übernahm mit Freuden diesen Auftrag, und gieng zu dem Kranken. Als er in die Stube trat, da saß Rosine an dem Bette ihres Vaters, sang mit heller Stimme das schöne geistliche Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hielt eine kleine Schüssel in der Hand, woraus der Vater eben Suppe gegessen hatte. Weil sie Niemanden an der Thüre draussen klopfen gehört hatte, so stand sie erschrocken auf, und wünschte ihm ganz freundlich einen guten Abend. Gottfried wußte sich nicht gleich zu helfen, als sie ihn mit holdem, freundlichem Gesicht fragte, was sein Begehren sey? Stotternd gab er ihr zur Antwort: Sein Vater liegt am Fieber krank, und da hab er ihm befohlen, sich an seiner Statt nach ihrem kranken Vater zu erkundigen. Der Alte streckte freundlich seine Hand aus dem Bette, hieß ihn recht willkommen seyn, und bat ihn, sich neben das Bette zu setzen. Gottfried thats, und Rosine setzte sich neben ihn auf die Bank. Der Alte erkundigte sich nun sogleich nach Meister Walthern, lobte ihn und seine Gutherzigkeit, bedauerte herzlich, daß er das Fieber habe, und erzählte drauf von seiner eignen Krankheit, daß sie eben gar nicht abnehmen wolle, und wenn er nicht Gottes Wort und seine liebe Tochter hätte, so wüßte er oft nicht, wie er sich fassen sollte? Indem er Rosinen lobte, so wurde diese erst feuerroth, und zuletzt stund sie gar auf, und gieng aus der Stube hinaus. Der Vater sagte nun noch mehr zum Lobe seiner Tochter, und Gottfried stimmte ihm darinn von Grund des



Herzens bey. Nach einigen Minuten kam Rosine wieder mit rothgeweinten Augen in die Stube, und gefiel so dem guten Gottfried noch besser, als vorher. Er blieb nun noch eine halbe Stunde da. Endlich nahm er von dem Alten Abschied, wünschte ihm Geduld und Gottes Trost, und gab hierauf unter der Hausthüre Rosinen die sechs Groschen von seinem Vater, denen er, ohne was davon zu sagen, vier Groschen von seinem eignen Gelde beygelegt hatte. Rosine wollte das Geld lange nicht annehmen. Sein Vater, sagte sie, kanns jetzt selber brauchen, da er krank ist; Ich will schon sehn, wie ich meinem Vater seinen Unterhalt verdiene. Endlich nahm sie, auf Gottfrieds Zudringen das Geld an, dankte ihm dafür mit nassen Augen, und ihm zitterte die Hand, indem er's in die ihrige legte. Eilends lief er fort; Es war ihm jetzt so sonderbar und wunderbar zu Muth, als ihm in seinem ganzen Leben nie gewesen war. Ach das gute, fromme Mädchen! dachte er; Und so im Elend! Ach Gott, nimm Dich ihrer an! Schenk ihrem Vater die Gesundheit wieder! — Er kam heim, und erzählte seinem Vater, ganz ausser sich und mit Thränen, die er kaum zurückhalten konnte, was er gesehen und gehört hatte. Der Vater freute sich, daß sein Sohn so mitleidig bey dem Elend seines Nebenmenschen sey.

Gottfried gieng bald drauf in seine Kammer. Anstatt sich, wie er sonst zu thun gewohnt war, sogleich ins Bett zu legen, blieb er noch auf, löschte sein Licht aus, und sah, weil der Mond gar



gar hell und lieblich schien, beym Fenster hinaus. Vor seinen Augen schwebte immer die Gestalt des lieben, frommen Mädchens; Das Herz ward ihm so weich; Es schossen ihm die hellen Zähren in die Augen, und er sah zum Himmel und zum Mond auf. Wenn ich doch Rosinen helfen könnte! dachte er beständig. Zuweilen wars auch, wie wenn etwas nur ganz leis und still aus seinem Herzen ruste: Möcht ich sie doch recht oft sehen können! Sie sitzt vielleicht, dacht er dann wieder, jetzt noch bey ihrem Vater, oder sieht auch aus dem Fenster und zum klaren Himmel hinauf, und bittet Gott um die Gesundheit ihres Vaters; Ach du lieber Gott, erhöre sie doch, und mach ihn bald gesund! So dachte er, und Thränen tröpfelten ihm dabey aus den Augen. Er machte nun langsam das Fenster zu, und legte sich zu Bette. Aber er konnte lange nicht einschlafen. Er war so unruhig, und das Herz war ihm so schwer. Endlich schlief er ein; Allein er hatte Traum auf Traum. Immer stand oder saß er an dem Bette des kranken Alten, und Rosine stand dabey. Es kam ihm vor, sie lisple ihm etwas ins Ohr, und da wachte er drüber auf, und dachte dann dem Traum nach, bis er wieder einschlief.

Sobald er am Morgen erwachte, stand die Gestalt Rosinens wieder vor ihm, und das Herz war ihm so weich, als ob er eben weinen sollte. Er gieng an seine Arbeit; Aber seine Gedanken waren mehr in Rosinens Stube, als bey der Hobelbank. Er sprach mit seinem Vater und mit sei-



ner Mutter wenig, und die Beiden wußten nicht, warum er so ganz still und so nachdenklich war? Die Mutter merkte, daß er blaß ausah, und that sehr ängstlich, daß ihm etwas fehlen und wohl gar ein Fieber in ihm stecken möchte. Weil sie mit Fragen, was ihm doch fehle, nicht nachließ, so sagte er endlich selbst, ihm sey nicht recht wohl, und die gute Mutter ward darüber noch unruhiger, und fragte ihn des Tags wohl hundertmal um sein Befinden. Doch da er äußerlich und dem Anschein nach wieder munterer wurde, so ward auch seine Mutter wieder ruhig. —

Gottfried dachte nun in seinem Herzen immer, wenns doch wieder Sonntag wäre! Zwar gieng er die Woche durch ein paarmal Abends an Rosinens Haus vorbei, und hoffte, sie etwa am Fenster zu sehen; Aber da stand keine Seele. Endlich brach der langgewünschte Sonntag an. Er gieng in die Morgenpredigt. Als er aus der Kirche gieng, da sah er Rosinen. Die Backen wurden ihm ganz heiß, da er sie ansichtig wurde. Sie grüßte ihn; Da fieng er an zu zittern, und gieng traurig heim. Den Nachmittag drauf gieng er nach der Predigt allein vor's Thor hinaus, obgleich die Witterung sehr stürmisch war. Da lief er nun zwei Stunden lang herum, machte Grillen und sprach je und je laut mit sich selbst. Vor der Dämmerung gieng er wieder heim. Sobald es etwas dunkel wurde, fragte er den Vater, ob er nicht wieder zu dem kranken Meister Braun gehn, und ihm etwas bringen



bringen soll? Meister Walthert sagte: Weil er sich jetzt wieder um ein Gutes besser befinde, so woll er heute selber zu dem Kranken gehen; Das war nun unserm Gottsfried, wie man denken kann, durchaus nicht recht. Anfangs schwieg er still, und stellte drauf seinem Vater, so beweglich als er konnte, vor: Das Wetter sen so rauh und stürmisch, die Abendluft so kühl; Er könnte leichts lich sich verderben, und das Fieber wieder stärker kriegen. Aber alles war umsonst! Der alte Walthert wollte doch zu seinem kranken Freunde gehen. Gottsfried wußte sich nun nicht mehr zu helfen, und machte sich deswegen an seine Mutter. Er erzählte ihr, der Vater wolle bey der rauhen Witterung ausgehen; Dieses könnt ihm schädlich seyn; Sie mücht es ihm doch auszureden suchen; Er könne ja eben so gut zu dem Kranken gehen, als der Vater u. s. w. Die Mutter gab ihm Recht; sie redete mit ihrem Mann; Dieser ließ sich überreden daheim zu bleiben, und gab seinem Sohn drey Groschen für den alten Braum. Eilend lief nun Gottsfried nach Rosinens Haus. Es war ihm sonderbar und wunderbar zu Muth.

Neuntes Kapitel.

Wie der frommen Rosine wegen Gottsfrieds uns Herz ist, und wie dieser seinen zweyten Einkehr bey ihr macht.

Rosine saß jetzt nachdenklich an dem Bett ihres Vaters. Gottsfrieds erster Einkehr hatte sie



so nachdenklich gemacht. Zwar war sie mit ihm aufgewachsen, hatt ihn nachher oft gesehen und mit ihm gesprochen; Aber es gieng weiter nichts besondres in ihr vor. Jetzt hingegen war das alles ganz anders. Sein unvermuthetes Hereintreten in ihre Stube vor acht Tagen, die schüchterne Verwirrung in seinem Gesicht, der mitleidsvolle herzliche Antheil, den er an der Krankheit ihres Vaters nahm, dieses und so manches andre hatte auf Einmal dem jungen Porschen in ihren Augen eine ganz andre Gestalt gegeben, und ihn ihr lieb und theuer gemacht. Sie dachte, seit er weggegangen war, wenigstens so oft und mit so vieler Unruhe an ihn, als er an sie. Aber sie war sich darüber selber böse. Mach dir auf ihn keine Hoffnung! sagte sie oft zu sich selbst. Es war von ohngefähr, daß er ins Haus kam; Er wird auch nicht wieder kommen, sobald sein Vater gesund ist. Wie könntest du dir auf ihn Rechnung machen? Er ist wohlhabend; Ich bin blutarm; Da giebt's hundert bessere Mädchen für ihn. Du mußt ihn dir aus dem Sinn schlagen! So sagte sie sich hundertmal des Tags, und dachte doch immer wieder an ihn. —

Jetzt, gerade in der Stunde, in der er vor acht Tagen auch gekommen war, giengs besonders unruhig in ihrer Seele zu. Er wird wieder kommen, dachte sie. — Nein, sprach sie dann wieder; Ach, er wäre sonst schon da! — Was soll er heute wieder hier? — Er denkt wohl an mich mit keiner Sylbe mehr. — Und doch hat er diesen Morgen mich so freundlich angesehen.



hen. — So dachte sie, als jemand draussen an der Thüre klopfte. Hurtig sprang sie auf, öffnete die Thüre, und ihr Herz schlug lauter, als Gottfried hereintrat. Es war ihm eben so, wie ihr. — Ich hab nur sehen wollen, was sie . . . wollt ich sagen . . . was ihr Vater macht, ob er gesund . . . ob er noch krank ist? so stotterte er, und gieng mit ihr in die Stube. — Eben ist er etwas eingenickt, sagte Rosine; Es thut mir leid, daß Er sich schon wieder Mühe macht. — O ich komme herzlich gerne, sagte Gottfried; Ich hab schon die ganze Woche dran gedacht. Doch ich denk auch nicht daran, daß Ihr Vater schläft; Ich muß leiser reden. — Er gieng nur mit ihr ans Fenster; Sie erkundigte sich nach seinem Vater. Er gab ihr Antwort; Und so rissen sich nach und nach Beyde aus ihrer Verwirrung heraus. Doch brachte Gottfried allerley Dinge vor, die er eben nicht hätte sagen sollen, wenns richtig mit ihm gewesen wäre. Er erzählte z. B. er sey die vergangne Woche dreyimal bey ihrem Haus vorbeigegangen, und habe sie doch nie zu sehen gekriegt; Diesen Morgen hab er sie nach der Predigt gesehen; Wo sie dann in der Kirche sitze? u. dgl. Er war auch in der Woche hern gekommen, setzte er hinzu, wenn er nicht gesüchtet hätte, daß sieß übel nehmen würde. — Ganz und gar nicht! sagte sie sehr offenherzig; Es wird mit recht lieb seyn; Denn ich komme ja die ganze Zeit durch nirgends hin, und da wird mir doch die Zeit zuweilen lang. — Ey so komm ich auf die Woche, rief hier Gottfried vor



Freuden so laut aus, daß der Alte drüber erwachte. — Vater! sagte Rosine, Walthers Gottfried ist wieder da, und will sehen, was Ihr macht. — Der Alte hatte große Freude darüber, und hieß ihn zu sich ans Bett setzen. Nach doch da die Bank rein, Rosine! sagte er, daß er sitzen kann. Es ist ein Elend, wenn man keinen Stuhl hat. — O ich will Euch einen machen, oder ein Paar, Meister Braun! sagte Gottfried hastig. Ja, gewiß; Im Feyerabend will ich Euch gleich Morgen einen machen; Ich hab altes Holzwerk genug. — Ihr thut gar zu viel für mich, lieber Gottfried! sagte der Alte, und war ganz bewegt dabei. Ihr schlagt völlig Eurem Vater nach. Er hat mir schon so viel Gutes bewiesen, daß nur unser lieber Herr Gott es vergelten kann. Wie stehts denn mit ihm? Ist er noch nicht frey vom Fieber? Gottfried erzählte nun, was sein Vater mache, und daß er gern selbst gekommen wäre. Euer Vater, fuhr der alte Braun fort, hat mir einmal erzählt, Ihr habet ein so gutes Gedächtnis, und könnet die Predigten so gut behalten. Wollt Ihr mir nicht sagen, was unser lieber Herr Pfarrer heut gepredigt hat? Meine Tochter kanns nicht immer so behalten. Gottfried ließ sich dazu sehr willig finden, und erzählte dem frommen Alten den ganzen Inhalt der Predigt, die von der Geduld im Leiden gehandelt hatte, und also für den alten Kranken Mann sehr herzerquickend und erbaulich war. Er dankte ihm auch dafür mit einem herzlichem Händedruck. Das war eine recht erquickliche

Herz



Herzstärkung für mich, sagte er; Gottes reichen Lohn dafür! — So flogen zwei Stunden dahin, die unserm Gottfried nicht länger als eine halbe Stunde vorkamen. Er erschrak, da er die Glocke acht Uhr schlagen hörte, und nahm ungern Abschied. Unter der Thüre gab er Rosinen sechs Groschen zur Verpflegung ihres armen Vaters. Da sie diesmal das Geld durchaus nicht annehmen wollte, so warf er's ihr auf den Leuchter und eilte davon.

Als er heim kam, fragten ihn seine Eltern, wo er doch so lang geblieben sey? Er erzählte, daß er dem Kranken aus der Predigt vieles vorgesagt habe, und sein Vater lobte ihn deswegen. Mit weichem Herzen, aber nicht so unruhig voll, wie am letzten Sonntag, legte er sich schlafen.

Den andern Tag arbeitete er schneller, um mit seiner aufgegebenen Arbeit früher fertig zu werden. In der Feyerstunde machte er im Hof draussen, wo es seine Eltern nicht sehen konnten, einen alten Stuhl zurecht, und gieng damit, so bald er fertig war, in Rosinens Haus. Der Kranke dankte ihm für seine Gültigkeit von Herzen, und Rosinen sah die Freude aus den Augen. Er blieb beynah eine Stunde da. Beim Weggehen sagte Rosine zu ihm: Wenn er kann, so komm Er doch bald wieder! Es ist mir so gar wohl, wenn Er da ist. Er ließ sich das nicht zweymal sagen, und kam diese Woche noch zweymal, und so wurden sie immer offenerherziger gegeneinander. Sie sagten sich zwar nicht, wie lieb



lieb sie sich hätten; Aber jedem sagte das sein eigenes Herz.

Zehntes Kapitel.

Wie der alte Braum mit Rosinen ihrer Lieb-
schaft wegen redet, und was weiter drauf
erfolgt.

Der alte Meister Braum merkte bald, was zwischen Gottfried und Rosinen vorgieng. Er redete also folgendermassen mit ihr drüber: Hör, Rosine, sagte er; Du weißt, ich halt auf Walthers Gottfried sehr viel. Er ist ein redlicher, Gottesfürchtiger junger Mensch, und hat mir schon so viel Gutes gethan, und sein Vater noch mehr. Also kannst Du denken, daß mirs lieb ist, wenn Du auch viel auf ihn hältst. Aber, Kind! Es kommt mir vor, als obs nicht richtig mit euch stünde; Ihr seht oft einander so verdächtig an, und — Rosine, warum weinst Du? Du hast Dich darüber nicht zu schämen — Aber Du kennst Deine Umstände, weißt, wie arm ich bin, daß ich Dir keinen blutigen Heller hinterlassen kann, und Gottfried ist vermdglich; Da wird nun sein Vater ganz natürlich nichts von einer Heyrath wissen wollen, und es wäre der größte Undank, wenn ichs Euch so heimlich mit einander halten liesse. Sey nur ruhig, Tochter, und mach durch Dein Weinen mir das Herz nicht weich! Ich habe Dir das sagen müssen. Gott wird schon noch für Dich sorgen und Dich nicht vergessen. Hörstis? Ich bitte Dich, was hilfst das



das Weinen? Es kann einmal schon nicht anders seyn. —

Kosine gieng in ihre Kammer und weinte bitterlich. Sie hatte Gottsfrieden schon so herzlich lieb, und sollt jetzt auf einmal wieder anders gegen ihn werden. — Und doch liebte die gute Dirne ihren Vater auch so herzlich; Sie sah ein, wie billig und vernünftig seine Vorstellungen waren, und beschloß also endlich, seinem Rath zu folgen. Gottsfried kam denselben Abend in ihr Haus. Sie war niedergeschlagen, hinterhältig, und man sah ihr wohl an, daß sie geweint hatte. Er fragte sie traurig und zaghaft, was ihr fehle? Sie entdeckte ihm ganz ehrlich und mit Thränen alles, und bath ihn, nicht mehr so oft in ihr Haus zu kommen. Das war ihm wie ein Donnerschlag, und er wußte lang nicht, was er sagen sollte. Endlich sieng er an zu seufzen und zu klagen, und nahm bald drauf von ihr Abschied. Er brachte die halbe Nacht mit Nachzen und mit Weinen zu. Das Betragen des Meister Braun kam ihm hart und grausam vor. Was nützt mich ein Mädchen mit Geld, so dachte er. Ich kann ja doch nicht vergnügt mit ihr leben. Nur mit Kosinen allein kann es mir wohl gehen. Aber sie hält nichts auf mich. Sie sagte ja selbst, ich soll nicht mehr in ihr Haus kommen. Und doch, . . . sie sah so traurig aus, und hatte so verweinte Augen. Ach, Du lieber Gott, nimm Du Dich unsrer an! — Er gieng den andern Morgen traurig an seine Arbeit, sang kein Morgenlied wie sonst, und sah immer trüb und



und niedergeschlagen aus. Umsonst fragten ihn seine Eltern, was ihm fehle? Umsonst ließ ihn seine Mutter allein auf ihre Kammer kommen. Mutter, sagte er, laßt mich in Ruh! Es ist mir eben nicht wohl; Weiter kann ich Euch nicht sagen. — So gieng das fort; Er kümmerte sich innerlich ab, und stellte äußerlich sich munter an, um nur dem Ausfragen seiner Mutter auszuweichen. Man sprach ein paarmal beym Essen von ohngefähr vom Meister Braun. Da ward er bald bleich bald roth im Gesicht; Es war ein Glück für ihn, daß ihn die Mutter nicht gerade ansah. Am Abend in der Feyerstunde gieng er in der Dämmerung traurig bey Rosinens Haus vorbei, ward aber keinen Menschen gewahr, und sah nur einen blassen Lichtschein oben in der Stube. Am Donnerstag Abends gieng er wieder wie gewöhnlich bey dem Haus vorbei; Da sah er in der Dämmerung eine Weibsperson auf die Hausthüre zugehn; Als er näher kam, sah er, daß es Rosine mit einem Wasserkrug war. Guten Abend, Jungfer Rosine, sagte er; Wie stehts? — Ach, wie wirds stehen! war die Antwort. Traurig. Ich kanns eben kaum aushalten, daß ich ihn gar nicht mehr sehen soll. Sie zog ihr Schnupstuch heraus und weinte. Da sie eben weiter reden wollte, hustete der Vater droben in der Stube. Ich muß gehen, sagte sie; Mein Vater erstickt fast an seinem Husten. Sie zog den Hausschlüssel heraus, und öffnete die Thüre. — Lieber Gott, das ist ein Elend! sagte Gottfried! — Ja wohl, ein recht grosses Elend, seufzte Rosine, gieng



gieng ins Haus und schloß die Thüre hinter sich zu, indem der Vater wieder hustete. Gottfried stellte sich dem Hause gegenüber, lehnte sich an einen daselbst stehenden Karren und weinte bitterlich, und noch zu Hause lange, eh er einschlief. Den nächsten Morgen stand er auf, so blaß wie eine Leiche. Seine Mutter sagte: Lieber Gottfried; Du siehst gar erbärmlich aus. Wenn heut der Vater Wagner kommt, so muß ich ihn um Rath fragen. Es nützt nichts, Mutter, sagte Gottfried; Laßt's nur seyn! Es wird schon von selber wieder besser werden. Ach wenn's Gottes Wille wäre! sagte die Mutter, und wischte sich das Gesicht.

Den nächsten Sonntag drauf sah er des Morgens Rosinen in der Kirche. Ihr bleiches, abgehärmtes Gesicht machte ihn so traurig, daß er sich kaum der Thränen enthalten konnte. Sein Gebeth war andächtiger und brünstiger als jemals. Des Nachmittags gieng er bey ziemlich regnerischem Wetter in seinen Garten hinaus, und schloß sich in das enge Gartenhäuschen ein, um über seinen betrübten Zustand nachzudenken.

Ein paarmal war er schon völlig und fest entschlossen, alles seiner Mutter zu offenbaren; Allein einige Reden, die sie sich bey einer andern Gelegenheit hatte entfallen lassen, hielten ihn wieder davon zurück. Es hatte nemlich einer seiner Anverwandten, ein Schlosser, wider den Willen seiner Eltern ein blutarmes Mädchen geheyrathet. Weil dieser selber auch nur ein geringes Vermögen hatte, so war er schon im zweyten Jahr



Jahr nach seiner Verheyrathung in den elendesten Umständen. Als er einst in einem zerlumpten Rock vor Meister Walthers Haus vorbeiging, da sagte Marie: Da sieht mans, was dabey heraus kommt, wenn man so in den Tag hinein heyrathet, ohne dran zu denken, wo man Brod herkriegen wolle. Das ist schon wahr, sagte Meister Walther; Aber Mitleid muß man doch mit solchen Leuten haben. Ich wüßte nicht warum, versetzte Marie; Eher sollte mans mit den Eltern solcher widerspenstigen Kinder haben. Laß Dir das sein eine Warnung seyn, Gottfried! — Obgleich Gottfried damals wenig oder nichts dabey dachte, so fiel ihm jetzt doch diese Rede allen Augenblicke wieder ein, und benahm ihm allen Muth, seiner Mutter etwas zu entdecken. Traurig gieng er jetzt des Abends heim; Denn sein Vater, der von seinem Fieber wieder hergestellt war, hatte beym Mittagessen gesagt, er wolle heut den Meister Braun selber wieder heimsuchen. Da war nun dem jungen Menschen angst und bang, daß Rosinens Vater dem seinigen etwas offenbaren möchte. Man kann sich also einbilden, wie groß seine Freude war, da er heimkam, und sein Vater, der sich über Müdigkeit beklagte, zu ihm sagte: Gottfried, willst Du heut nicht noch einmal zum Meister Braun gehn? Das Wetter ist so unhold, und ich bin so müd. — Gottfried konnte kaum seine Freude über diesen Auftrag verbergen und gieng hurtig zu des Meister Brauns Haus. Doch schlug ihm das Herz, als er die Eschelle anzog und Rosine aus dem Fenster rief:

Wer



Wer kütet? Sie kam ihm zitternd an die Treppe entgegen. Herr Gott, kommt Er wieder? sagte sie. Mein Vater schickt mich her, gab er zur Antwort. Nimm Sie mirs denn übel? Das nicht, sagte sie und sah ihn traurig an; Aber . . . Und so führte sie ihn in die Stube. Der alte Braun schien nicht recht zu wissen, wie er sich gebühren sollte, als ihm Gottfried wieder zu Gesicht kam; demohngeachtet aber grüßte er ihn ganz freundlich. Gottfried richtete einen Gruß von seinem Vater aus, und entschuldigte ihn, daß er heut nicht selber komme. Der Alte ward nun immer freundlicher. Ist seufzte er heimlich bey sich selber, daß seine Armuth keine Verheyrathung zwischen Gottfried und seiner Tochter zulasse. Dem jungen Gottfried war oft auch das Herz ganz aus der Maassen schwer, und Rosine gieng ein paarmal ans Fenster, und wischte sich die Augen ab. — Nach einer Stunde nahm Gottfried wieder Abschied. Er drückte dem alten Manne die Hand, und mußte eilen, um die Unruhe seines Herzens zu verbergen. An der Treppe draussen blieb er stehen, drückte Rosinen die Hand und sagte: Liebe Jungfer Rosine, ich hoffe doch, daß der liebe Gott uns noch zusammenbringt. Wir wollen fleißig zu Ihm darum bethen. — Ja, das wollen wir, sagte Rosine. Ich thats bisher schon alle Tage. — So sprachen sie noch etliche Augenblicke mit einander und nahmen Abrede, daß Gottfried die Woche ein paarmal unter die Hausthüre kommen wolte. Er

Geschichte Gottfried Walther's. D gieng



gieng jezt mit viel leichterm Herzen wieder heim, als er hergekommen war.

Die Woche drauf sprach er mit Rosinen ein paarmal unter ihrem Haus. Das zwentemal war sie trauriger als sonst und sagte ihm: Sie merk es ihrem Vater wohl an, daß er sich ihrer Bekanntschaft halber heimlich gräme und abhärme. Sie könne dieß nicht länger aushalten, und bitt ihn also, nicht mehr zu ihr zu kommen. Indem rief der Vater droben seiner Tochter. Ich muß gehen, sagte sie und drückte ihm die Hand, und eilte fort.

Fünftes Kapitel.

Gottfried wird vor Herzeleid und übergrosser Liebe krank.

Gottfried schwankte im Weggehen, so sehr hatte diese unvermuthete Nachricht ihn erschüttert. Ach, Du grosser und gerechter Gott, was wird noch daraus werden? Weiter als das konnte er nicht sagen. Er legte sich sogleich zu Haus nieder, neigte sein Bett mit Thränen, und den andern Morgen, als er aufstehen wollte, konnte er nicht, denn er war zu schwach und kraftlos. Seine Mutter rief ihm dreyimal, ob er heute gar nicht aufstehn wolle? Endlich gieng sie zu ihm in die Kammer; Da fand sie ihn todtbläß, und erschrad darüber gar sehr. Auf alle ihre Fragen, was ihm fehle? bekam sie weiter keine Antwort, als: Mutter, ich kanns Euch nicht sagen, weiß es selber nicht recht; Ich werde wohl bald sterben.

Die



Die gute Frau vergieng fast vor Jammer. Auch dem Vater, der sonst eben gar nicht weich war, schossen Thränen in die Augen. Man schickte nach dem Vater. Dieser schwachte sehr viel über Gottfrieds Krankheit her. Man konnte aber aus allen seinen Reden weiter nichts herausbringen, als daß er selbst nicht wisse, was dem Patienten fehle. Doch, sagte er, das Ueberlassen ist für alles gut; Und so ließ er dem, ohnedieß schon genug entkräfteten Purschen acht Unzen Blut heraus. Die Jugend des Kranken gab ihm doch wieder so viel Kräfte, daß er den nächsten Tag sich wieder ein paar Stunden ausserhalb dem Bett aufhalten konnte. Noch denselben Abend kam der ehrliche alte Pfarrer, der so viel auf unsern Gottfried hielt und von seiner Krankheit gehört hatte, von freyen Strüken zu ihm, und suchte ihn heim. Der liebevolle Antheil, den der fromme Mann an seinem Zustand nahm, gab ihm plözlich den Gedanken ein, ihm alles zu entdecken. Jetzt aber war dazu keine Zeit, da seine Eltern bey der Unterredung mit zugegen waren. Er gab ihm also zu verstehen, daß er etwas auf dem Herzen habe, worüber er gern in'sgeheim mit ihm reden möchte. Herzlich gerne, sagte der Prediger. Morgen ist es ohnedieß Sonntag; Da will ich am Abend zu Euch kommen. Denn da hab ich so am besten Zeit. Er nahm jetzt Abschied und sagte beym Weggehen zu den Eltern: Euer Sohn scheint mir ein innerliches Anliegen zu haben, und da will ich morgen Abend wieder zu ihm kommen, und mit ihm drauß reden.



Zwölftes Kapitel.

Wie Gottfried seinem Beichtvater seine Lieb-
schaft anvertraut, und was derweil in
Brauns Haus vor-
geht.

Gottfried konnte den Sonntag Abend kaum erwarten. Furcht und Hoffnung stritten mit einander in seiner Seele. Sein Vater, den das Fieber nun wieder ganz verlassen hatte, sagte zu seinem Weib: Ich will wieder einmal zu meinem lieben Meister Braun gehn. Wenn ihr Wohl-
ehrwürden kommt, Marie, so gehst Du indessen in die Kammer, damit Gottfried sein Herz vor ihm erleichtern kann. Gottfried wußte nicht gewiß, wohin sein Vater gieng, denn er hatte leise mit der Mutter gesprochen; Doch konnte er sich wohl einbilden, und kam darüber in neue Unruhe. — Unterdeß kam der Prediger. Marie führte ihn in die Stube, und gieng bald drauf wieder weg. Sie machte sich tausenderley schreckliche Vorstellungen, was wohl ihr Sohn Böses auf seinem Gewissen haben möchte? — Der Prediger redete jetzt Gottfriedem mit väterlicher Liebe an, und machte ihn dadurch so zutraulich und offenherzig, daß er ihm sogleich die ganze Ursache seiner Krankheit mit Vergießung vieler Thränen entdeckte. — Das wärs also, mein Sohn? sagte der Prediger. Es ist löblich und christlich, daß Ihr die Sache nicht so leicht nehmt; Denn an der Eltern Seegen ist gar viel gelegen. Ihr sagt



sagt mir: Ihr hättet Euch Rosinen wieder aus dem Sinn schlagen wollen, um Euren braven Eltern Verdruß und Herzeleid zu ersparen; Das ist christlich. Daß Ihr's nicht gekannt habt, das seh ich daraus, weil es Euch aufs Krankenbette hingeworfen hat. Nun, ich will mit Euren Eltern reden. Ich will hoffen, daß sie nicht so stark am Nannen hangen werden; Denn das ist doch alles, was sie an Rosinen auszusetzen haben. Seyd nur ruhig und getrost! Ich hoffe, es wird alles gut gehn. Nur das muß ich Euch noch sagen: Baut auf Gott, und nicht auf mich und andre Menschen! Bittet Gott, daß Er Eurer Eltern Herz regiere, wenn es nützlich ist für Euch! — Dem guten Gottsfried war nun auf Einmal so leicht, als ob ihm ein schwerer Stein wäre vom Herzen weggenommen worden. Seine Mutter ward dieß gleich gewahr, als der Prediger weggegangen war, und war voller Freuden, that auch allerley Fragen hin und her an ihren Sohn, auf die er ihr aber keine solche Auskunft gab, wie sie wünschte. Doch sagte er, sie möchte nur zufrieden seyn; Es sey ihm wohl.

Während dieser Zeit giengen auch in dem Haus des alten Braum Dinge vor, die für unsern Gottsfried nicht wenig wichtig waren. Meister Balthar erzählte nehmlich, sein Gottsfried sey krank, und da merkte er ein paarmal, daß Rosine, die an der Seite drüben stand, einen schweren Seufzer ausstieß, und sich die Augen wischte, auch sah er, daß sie blässer und magerer ausseh, als sonst. Meister Braum schien, auch etwas



auf dem Herzen zu haben. Endlich befahl er seiner Tochter auszugehn, und etwas zu holen. Sobald sie fort war, sagte Meister Braun: Ich muß einmal offenherzig mit Dir reden, Bruder Walthcr! Und nun erzählte er ihm alles, was bisher zwischen Gottfried und seiner Tochter vorgegangen war, und setzte am Ende hinzu: Sieh, so ist's, und deswegen ist Dein Sohn gewiß allein krank. Ich weiß wohl, für meine Tochter gäb's kein größtes Glück, als wenn sie Deinen Gottfried hätte nehmen können. Aber meine Armuth . . . Hier konnte der redliche Alte nicht weiter reden; Ein Strom von Thränen erstickte seine Worte. Walthcr, der im Innersten bewegt war, nahm ihn bey der Hand, und sagte: Lieber Bruder Braun! wenns Gott beschloffen hat, was können wir dagegen haben? Zwar kann ich mich jetzt noch nicht recht drein finden; Aber, wenns so ist, und mein Gottfried ist aus dieser Ursach krank, so müssen wir die Sache wohl bedenken. Mein Sohn ist mir lieb, und Geld und Gut macht nicht immer glücklich. Ich kann jetzt nichts weiter drüber sagen; Denn ich muß auch andre Leute mit zu Rathe ziehen. Wenn die Leutlein für einander sind, in Gottes Namen! Beym Besten und Arbeiten stirbt man niemals Hunger. Aber, wie gesagt, ich kann jetzt weiter noch nichts drüber sagen. —

Rosine kam bald drauf wieder heim, und Meister Walthcr nahm von seinem kranken Freunde Abschied. Als er heimkam, fand er seinen Gottfried um ein Gutes munterer, und erfuhr
von



von seiner Marie, daß er so sey, seit er mit dem Pfarrer gesprochen habe. Er beschloß nun bey sich selbst, mit dem rechtschaffnen Prediger drüber zu reden, und wenn dieser die Liebe seines Sohnes gutheisse, ihn zu bitten, mit seiner Marie drüber zu sprechen; Denn er fürchtete zum voraus, daß diese möchte viel dagegen einzuwenden haben. — Den nächsten Abend drauf gieng er zu dem Prediger. Dieser sagte ihm, es sey ihm lieb, daß er selber komme; Er hab ohnedieß etwas mit ihm zu reden. Nun erzählte er ihm, was ihm Gottfried gestern entdeckt hatte, und setzte hinzu, er glaube, die Parthie wäre, da es nun einmal so sey, nicht zu verwerfen. Der alte Walthers sagte: Ihm komms auch so vor, nur fürchte er, seine Marie möchte andrer Meinung seyn. Man muß mit ihr reden, sagte der Prediger. Meister Walthers versprach hierauf, sein Weib zu ihm zu schicken, und nahm wieder Abschied. — Als er heimkam, sagte Marie: Hdr, Mann! Du magst's nun so geheim halten, als Du willst; Du hast etwas auf dem Herzen; Es geht etwas vor, das man mich nicht wissen lassen will. Es geht mir recht nah, das kann ich Dir wohl sagen, daß man gegen mich so fremd thut. — Liebes Weib, sagte Meister Walthers; Ich will's Dir gar gerne sagen. Unserm Gottfried nagt etwas am Herzen. Du kennst doch Rosinen? — Freylich; Und was soll die? — Unsere Schwiegertochter werden. — Bey diesen Worten bläute Marie ab. Drauf rang sie die Hände und fieng an zu jammern und zu weinen.



In der ersten Hitze machte sie ihrem Mann allerley bittere Verwürfe, schimpfte auf Rosinen, sprach von Betreibernschern und dergleichen.

Dreizehentes Kapitel.

Warum Gottfrieds Mutter ihm Rosinen nicht lassen will, wie sie sich aber doch endlich zum Ziel legt.

Ich fürchte, viele, die dies lesen, werden nun dafür auch wieder auf Marien schimpfen, und voll Unwillen ausrufen: Psun doch, das war garstig, daß sie so vom Geiz und Hochmuth sich hat blenden lassen, und so hart mit ihrem Mann und Sohn umgieng. Allein es sollte mir um Marien Leid thun, wenn man so von ihr dächte. Sie verdient das wahrlich nicht. Sie war weder besonders geizig und eigennützig, noch auch hochmüthig und stolz. Sie hielt unbeschreiblich viel auf ihren Sohn, und wünschte also natürlich nichts mehr, als ihn recht gut anzubringen. Sie hatte deswegen lange schon heimlich ihr Absichten auf die Tochter eines reichen Nachbarn, dessen Frau ihr auch schon zu verstehen gegeben hatte, sie würd ihre Tochter ihrem Gottfried gerne geben. Da hatte sie nun so ihren Anschlag für sich gemacht, und versprach sich das von güldne Berge; Und nun alles das so auf einmal verschwinden und zu Wasser werden sehen, das war ihr zu viel; Sie konnte sich im ersten Augenblick nicht fassen. Schreyend sprang sie in die

die



die Stube, wo ihr Sohn im Bette lag. Gottfried! rief sie weinend: Und Du willst mir das zu Leid thun? Hab ich stets so treu und mütterlich für Dich gesorgt: Hätt alles Dir zu Lieb gethan; Und nun willst Du . . . Meister Walther riß sie mit Gewalt vom Bett zurück; Denn der arme Gottfried zitterte und lag im heissen Angstschweiß da. Siehst du nicht, Marie, rief er, er wird sterben. — Schluchzend fiel sie über ihren Sohn her, benezte ihn mit Thränen, und besprückte ihn mit kaltem Wasser, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen. Um Gottes willen! rief sie; Stirb nicht! Ach vergieh mir, Gottfried! Du sollst meinerthalb Rosinen haben. Gottfried schlug die Augen wieder auf, und sah sie starr und unbeweglich an. Drauf sieng er an zu weinen. — Mutter, sprach er, kann ich denn dafür? — Sprach und Stimme vergiengen ihm wieder, und die Mutter ward vor Jammer fast ohnmächtig. — Siehst Du, Weib, sagte Walther; Das hast Du davon. — Ach, rief sie; Es ist mir ja alles recht. Wenn er nur wieder aufwacht. Er soll ja Rosinen haben. — So jammerte sie lange fort. Gottfried kam endlich wieder zu sich selbst; Doch war er noch sehr entkräftet. — Mutter, sagte er: Ich will nur sterben. Das wird wohl für Euch und mich das Beste seyn. — Ach, Du lieber Gott, rief sie; Nein, Du mußt nicht sterben! Du sollst ja Rosinen haben! Vater, hol sie doch! Ich bitte Dich um Gottes willen, hol sie! — Meister Walther ließ sich das nicht zweymal sagen, und holte

D 5

Rosi-



Kosinen. — Gottsfried! rief nun die Mutter, als sie kam; Sieh, da ist Kosine. Geh Sie zu ihm hin, Kosine! Mir ist alles recht. Sieh, da hast Du ihre Hand. Gott segn Euch Beide! — Kosine konnte noch kein Wort heraus bringen. Sie sah ihren Gottsfried an, und Thränen rollten ihr über die Backen, da sie ihn so abgezehrt sah. Er streckte seine welcke, verfallne Hand aus dem Bette nach Kosinen, die noch unbeweglich da stand. Die Mutter ergrieff ihre Hand, und legte sie in ihres Sohns Hand. In demselben Augenblicke trat der Pfarrer in die Stube. Guten Abend, guten Abend! sagte er. Nun, wie stehts denn mit dem Patienten? Sieh, da ist ja auch Kosine. Habt Ihr Euch besinnt, Marie? Das gefällt mir. — Meister Walther erzählte nun, was vorgefallen war. Der rechtschaffne Prediger freute sich darüber herzlich, und lobte Marien, daß sie sich so willig habe finden lassen, ihres Sohnes Wahl zu billigen. — Ich hätte freylich nicht gedacht, sagte Marie; Aber es muß wohl so Gottes Wille seyn; Was kann nun ich dagegen haben? — Recht so, recht so! sagte der Prediger. Und nun wurde Eines so zufrieden, wie das Andre.

Kosine konnte nun erst ihrer neuen Schwiegermutter danken. Allein Thränen, und ein Händedruck, und ein herzliches: Gotteslohn! machten ihren ganzen Dank aus. Erst um Neun Uhr gieng sie heim, erzählte das, was vorgefallen war, mit Freudenthränen ihrem Vater, der sich auch vor Freuden kaum zu fassen wußte, Gott mit lauter



lauter Stimme lobte, und dann sagte: Nun kann ich erst froh und ruhig sterben.

Marie wußte noch immer nicht recht, wie ihr war? Die ganze Nacht kam bennah kein Schlaf in ihre Augen. Was Gottsfrieden betraf, so war er durch das, was sich diesen Abend mit ihm zugegetragen hatte, in so heftige Bewegung, und sein Blut in so starke Wallung gerathen, daß sichs mit ihm mehr verschlimmerte als besserte. Er war die ganze Nacht durch äusserst unruhig. Nur sehr selten schlummerte er ein, und dann fuhr er nach etlichen Minuten heftig wieder auf, und seine Stirne war mit kaltem Schweiß bedeckt. Den andern Morgen war er gänzlich abgemattet, und seine Eltern waren voll der ängstlichsten Besorgnis. Auch Rosine kam, sobald sie von ihrem Vater abkommen konnte, und erschrak nicht wenig darüber, daß er so verstellt aussah und so matt war. Zween Tage lang kämpfte nun in ihm Tod und Leben mit einander. Endlich siegte seine gute Natur und die Freude, daß er nun Rosinen haben sollte, über Tod und Krankheit. Er ward nun zusehends wieder gesund, und nach vierzehn Tagen konnt er schon das erstemal wieder in die Kirche, und am Abend zu Rosinen gehen.

Die Freude des alten rechtschaffenen Meister Brauns, ihn wieder gesund, und noch mehr, ihn als seinen zukünftigen Schwiegersohn zu sehn, war unbeschreiblich groß. Lang ist das mein Wunsch gewesen, sagte er; Aber ich durst ihn Niemanden offenbaren als dem lieben Gott.



An einem bald hernach einfallenden Feiertage kamen Gottfrieds Eltern nebst ihm in des Meisters Brauns Haus zusammen, und machten wegen des Verlöbnißes ihrer beyden Kinder völli- ge Richtigkeit. Es wurde ausgemacht, daß Meister Walther noch vier Jahre lang sein Handwerk treiben, und Gottfried als Geselle bey ihm arbeiten sollte. Sodann wolle er, wenn er noch am Leben sey, in das ehre Gemach in seinem Hause ziehen, seinem Sohn das Handwerk übergeben, und dann könne dieser Rosinen in Gottes Namen heyrathen. Für Dich, Bruder Braun, sagte Meister Walther, wollen wir schon auch sorgen; Du ziehst dann zu uns. Ach Gott, sagte Meister Braun, bis dorthin brauch ich keine Wohnung mehr; Da bin ich längst versorgt und lieg im Grab. Ich danke Gott, daß ich für meine Rosine eine so gute Versorgung weiß.

Gottfried und Rosine waren nun so glücklich, als man seyn kann. Ihre Wünsche waren erfüllt; Sie theilten mit einander die Freuden einer reinen, züchtigen Liebe, und vergaßen nicht des Danks, den sie Gott dafür schuldig waren. Gottfried brachte jeden Abend seine Feyerstunde bey Rosinen an dem Bett ihres Vaters zu. Täglich gewann eins das andre lieber. Marie war vollkommen mit ihrer zukünftigen Schwiegerochter zufrieden, und gewann sie recht von Herzen lieb. Sie sah jetzt wohl ein, daß nicht allemal groß Geld und Gut zu einer vergnüglichen Verbindung gehöre. Gottfrieds Eltern erwiesen auch dem kranken Meister Braun so viel Gutes, als sie konnten.

Konnten. Gottfried selber arbeitete jetzt noch weit eifriger, als sonst. Was er in den Nebenstunden verdiente, durfte er für sich behalten. Und dieses und fast alle Trinkgelder, die er bekam, trug er mit Freuden seiner Rosine zu, um davon ihren kranken Vater zu erhalten. Sie bath ihn oft mit Thränen, sich doch nicht so zu vertheilen. Er vergesse sich ja selbst dabei! Allein er sagte, was ich thue, thu ich gern, und bin es schuldig.

Vierzehntes Kapitel.

Rosinens Vater stirbt, und sie selber geht in einen Dienst.

Ohngefähr ein halbes Jahr nach diesem besam Rosinens Vater abermals einen Schlagfluß, und starb den dritten Tag darauf. Marie gab ihr selbst verschiedene von ihren Kleidern zur Trauer, und der rechtschaffene Prediger hielt dem Verstorbeneu umsonst eine schöne Leichenpredigt. Aber nun kam Rosine sehr ins Gedräng. Sie wußte nicht, wohin sie sich jetzt wenden sollte; Denn in vier Wochen sollte sie aus ihrer bisherigen Wohnung, wo sie zur Mieth gewesen war, ausziehen, und ihre zukünftige Schwiegereltern mochten sie nicht gern in ihr eignes Haus aufnehmen, um keinen Anlaß zu übler Nachrede zu geben, obwohl Marie gar wohl jemand zur Hülfe in ihrer Haushaltung hätte brauchen können. Meister Walthers wendete sich in dieser Verlegenheit an den ehrlichen Prediger, und gieng am nächsten
Sonnt



Sonntag Abend zu ihm. Ihr Wohllehrwürden, sagte er, haben mir schon öfters gerathen, und jetzt bin ich so feß, und hole wieder guten Rath bey Ihnen. Er legte ihm nunmehr die ganze Sache vor. Ihr seht also, wie ich sehe, sagte der Prediger, gesonnen, Rosinen in einen Dienst zu thun, wenn sich Gelegenheit dazu anbieten sollte; Nun da kann gar leichtlich Rath geschafft werden. Meine Magd hat, wie Ihr wißt, in drey Wochen Hochzeit, und da brauch ich eine andre. Hat nun Rosine Lust bey mir in Dienst zu treten, so ist alles richtig. Sie solls gut haben. Die Geschäfte sind so groß nicht, und der Lohn ist anzunehmen. Ist Euch das recht, lieber Meister Walther, so könnt Ihrs Rosinen sagen. Ich will aber erst mit meiner Frau drauß reden; Denn die gehts am meisten an. Indem kam die Pfarrerin ins Zimmer; Ihr Mann legte ihr die Sache vor, und sie wars zufrieden. Meister Walther gieng hierauf voll Freuden in Rosinens Haus, und brachte ihr die Nachricht; Sie war sehr vergnügt darüber; Auch Marie dankte Gott dafür.

Nach drey Wochen trat Rosine ihren Dienst in dem Pfarrhaus an. Sie war mit ihrem neuen Zustand sehr zufrieden; Denn der Prediger war, wie wir schon wissen, der beste, bravste Mann, und seine Frau war zwar etwas wunderlich und mürrisch, aber ihres Mannes wegen mußte sie sich doch in Acht nehmen, und durfte das Rauhe nur selten heraus lehren. Rosine bekam guten Lohn, und durfte jede Woche zweyen Nachmittage für



sie sich selbst etwas arbeiten. Gottfried hatte die Erlaubnis, jeden Sonntag Abend in dem Haus des Predigers einzukehren und der Erbauungsstunde beizuwohnen, die der fromme Prediger mit seiner Frau und seiner Magd hielt. Diese durfte ausserdem noch jeden Mittwoch Nachmittag mit ihrer Arbeit in des Meisters Walthers Haus gehen, und auf solche Art giengs unserm jungen Paar recht nach Wunsch.

Fünfzehntes Kapitel.

Welches vom Krieg und Kaffee handelt.

Es verfloss ein Jahr, und nun trugen sich auf Einmal in dem Städtchen Erlenburg sonder und wunderbare Veränderungen zu. Zween grosse Fürsten, zwischen deren Ländern Erlenburg und das kleine Fürstenthum, zu dem es gehörte, in der Mitte lag, fiengen einen weitaussehenden Krieg mit einander an. Der Fürst, dem Erlenburg gehörte, hielt sich zwar neutral; Allein dem ohngeachtet zogen immer Truppen, bald von der Einen, bald von der andern Parthie, durch das Städtchen, und hielten da gewöhnlich ihren Rasttag. Da giengs denn nun oft sehr bunt und verwirrt durcheinander. Die Leute hatten brav Geld, und wollten dafür eine viel vornehmere Aufwartung haben, als man in Erlenburg zu geben gewohnt war und verstand. Der nicht gar grosse Vorrath von Wein und Brandtenwein, den man in dem Städtchen hatte, war bald aufgezehrt.

Das



Das machte die Soldaten mürrisch und verdrüsslich. Sie verlangten, daß man mehr anschaffen sollte. Viele verlangten auch Kaffee, und da waren in ganz Erlenburg kaum zwey Pfunde aufzutreiben; Denn, wie wir schon wissen, wußte außer dem Stadtschreiber beynah Niemand, was das für ein Ding sey. Weil indeß die durchmarschirenden Soldaten und besonders ihre Weiber, so gar häufig darnach fragten, so fiel endlich einem reichen Tuchscheerer, der vom Gewonnenen lebte, ein, sich dergleichen Waaren anzuschaffen, und einen kleinen Kramladen anzulegen. Kaum hatte er auf einem Karren in der Residenzstadt einen kleinen Borrath von Kaffee, Zucker, Aquavit und dergleichen Waaren selber abgeholt, so war sein Laden bey dem nächsten Rekrutentransport schon wieder vollkommen ausgeleert, und er hatte etwas Ansehnliches dabey gewonnen. Daher schickte er sogleich wieder einen größern Karren nach der Residenz, und versah sich mit noch stärkerm Borrath. Auch dieser war in drey Wochen wieder aufgezehrt; und nun fand er diesen Handel so einträglich, daß er sich gänzlich drauf legte, seinen Laden größer machen ließ, und ein eignes Fuhrwerk nach der Residenzstadt unterhielt. Da andre Erlenburger sahen, daß er in kurzer Zeit so viel bey dieser Handelschaft gewinne, so wurden sie aufmerksam drauf, und legten auch einen kleinen Zucker- und Kaffeehandel an. In kurzer Zeit war Erlenburg voll von größern und kleinern Krambuden. Die Krämerweiber wollten nun aus Fürwitz doch auch versuchen,



hen, ob es denn etwas so gar Gutes um den braunen Bohnentrank sey? Sie kochten sich in ihren gewöhnlichen Kochgeschirren (denn von Kaffezeug wußte man natürlich in Erlenburg noch nichts) Kaffee, goßen ihn in kleine Schüsseln, tranken ihren Männern drauß Gesundheit zu, und schlürften diesen neuen Trank ganz bedächtlich ein. Anfangs wollte der scharfe, bitter Geschmack den Wenigsten einleuchten und behagen, und es gab gar saure Gesichter; Man warf aber so viel Zucker hinzu, daß er oft aus dem Kaffee wie eine kleine Insel aus dem Meer hervorragte, und so fand man nach und nach den neuen Trank vorzüglich, und manche Krämersfrau leerte, wenn lang keine Soldaten in das Städtchen kamen, ihrem Mann den Laden selber aus, und nahm ihm seine theuer bezahlten Waaren ohnentgeltlich ab. Bisher trank man noch den Kaffee, wie schon eben angeführt ist, aus schlechten, irdenen Schüsseln, oder ließ sich auch beym Töpfer besondere kleine Schüsseln dazu machen; Allein auch dieses änderte sich bald. Eine Officiersfrau kam in Erlenburg ins Kindbett, und mußte ohne ihren Mann zurückbleiben. Weil ihrs im Gasthof zu theuer zu zehren war, so mietete sie sich bey einem neuen Krämer, Namens Herrmann, ein. Sie bat einmal die Frau des Krämers, ihr Kaffee zu machen. Diese thats, und kam darauf mit einem großen Wassertopf, in dem der Kaffee, mit einem etwas kleinern, in dem die Milch war, und mit zwey kleinen Schüsseln, aus welchen sonst die Kinder ihre Suppe assen, in Geschichte Gottfried Walpers. E die



die Stube. Was ist das, Frau Herrmann? rief die Officiersfrau; Hat sie mich denn falsch verstanden, und statt Kaffee eine Suppe gemacht? Gott behüte! sagte Frau Herrmann; Kaffee bring ich, und zwar guten, extra guten Kaffee. Ich warf wenigstens zehn Loth in diesen Topf, und Kathrinchen hoblt mir eben einen grossen Zuckerhut herauf. — Aber, sagte die Officiersfrau; Wer kocht denn den Kaffee in Wassertöpfen, und trinkt ihn aus Suppenschüsseln? — Jedermann im ganzen Städtchen, sagte Frau Herrmann, und schien ganz verwundert über diese Frage zu seyn; In was soll man ihn denn sonst kochen? Und aus kleinen Näpfen muß man ihn doch trinken, da er aus dem Topf zu heiß ist. Indem langte sie zween Eßlöffel aus der Schublade, um den Kaffee damit umzurühren. Die Officiersfrau fieng nun an, aus vollem Hals zu lachen. Lieben Leute, sagte sie; Ich sehe wohl, Ihr seyd noch um ein halbhundert Jahre zurück, und wißt noch nichts von Kaffeekannen, Milchkannen, Tassen, und was sonst dazu gehört. Hätt ich das gewußt, so hätt ich mein Kaffeefervice nicht mit meines Manns Bagage fortgeschickt. Doch, jetzt muß man aus der Noth schon eine Tugend machen. Setze sie sich nur, Frau Herrmann! Sie wird doch wohl eine Schüssel mit mir trinken? Frau Herrmann setzte sich nach vielen Complimenten nieder und schlug grosse Stücke von dem Zuckerhut ab, und warf sie in den Kaffee. Sie erkundigte sich nun genauer nach den Kaffeekannen und Tassen, wie sie aussehen, was sie kos-

ten



sten u. d. gl. Sie ward durch die Beschreibung der Lieutenantinn immer lüfterner darnach, zumal da diese sagte, daß sie ihr aus ihrer Vaterstadt ein Kaffeeservice um ein Billiges verschaffen könne. Aber, warum trinkt sie denn nicht, liebe Frau Herrmann? sagte die Lieutenantinn, da sie sah, daß ihre Hauswirthinn ängstlich da saß. Diese stand nun auf, nahm die Schüssel in die Hand, und bat sich die Erlaubnis aus, der gnädigen Frau hohes Wohl zu trinken. Die Lieutenantinn brach in ein noch lauterer Gelächter aus als vorhin. Nehm sie mirs nicht übel, sagte sie, Frau Herrmann! Aber lachen muß ich, und wenns mir das Leben kosten sollte. Man trinkt nicht einmal im Weine mehr Gesundheit, geschweige denn im Kaffee; Das war in meinem Leben niemals Mode. Die beschämte Frau Herrmann wurde feuerroth, machte tausenderley Entschuldigungen und bath Einmal über das andre um Vergebung. In Erlenburg, sagte sie, trinkt Jedermann im Kaffee Gesundheit.

Sechszehentes Kapitel.

Wie nach Erlenburg Kaffeegeschirr kommt,
und ein grosses Kaffeebanket daselbst gehalten wird.

Frau Herrmann konnte nun nicht ruhig schlafen, seit sie von Kaffeekannen und Tassen und Köffelschen gehört hatte. Endlich gieng sie an ihren Mann. Herrmann, sagte sie; Ich hab



etwas auf dem Herzen. Die gnädige Frau hat mir gestern Wunderdinge gesagt, von Kaffee- und Milchkannen, und Laffen und Löffelchen. Sie lachte mich recht aus mit meinem Wassertopf. Ach es ist eine gar scharmante Frau; Sie sagte, daß sie mir wohl solchen Kaffeezeug verschaffen wollte. — Nun, wenn das ist, sagte Meister Herrmann, so laß Dir nur welches schaffen! Ich bins wohl zufrieden. — Bist Du, lieber Herrmann? O, Du bist ein gutes Männchen. Aber hör, es stößt sich noch an etwas. Wenn die gnädige Frau mir das verschaffen soll, so muß ich ihr drey Thaler geben. — Bist Du klug, Weib? Was? Drey Thaler für solch einen Plunder? Dafür kannst Du sechs und acht Wochen lang Kaffee trinken. Er wird, meiner Seel! nicht besser schmecken aus den Laffen, oder wie man die Alfanzereyen heißt? Da wird Ein- für allemal nichts draus! Gieb Dich nur zufrieden und trink Deinen Kaffee aus den Töpfen, wie bisher! Trinkst mir schon aus diesen nur zu viel, und schlürfst mir mehr als den Profit weg; Wie wüßts erst bey den Kannen und Laffen gehen? — Frau Herrmann mußte also dießmal mit einer abschlägigen Antwort abziehen; Aber wenn ein Weib einmal auf etwas veressen ist, so weiß man wohl, sie giebt keine Ruhe, bis sie's hat. So macht' es denn auch Frau Herrmann. Sie schmolte, maulte, weinte, zankte mit der Magd und mit den Kindern, gab ihrem Mann keinen freundlichen Blick mehr, sprach vom Sterben und vom Grab, wünschte sich nur auf den Kirchhof

Kirchhof hinaus, bekam Kopf- und Rückenschmerzen, bis der Mann sie endlich fragte, was ihr fehle? Da brachte sie denn ganz begreiflich das Gespräch wieder auf das Kaffeezeug, sprach viel von dem Profit, den der Mann bey dem Kaffeehandel mache u. s. w. Endlich schloß er sein Wandkästchen auf, wo er sein Geld hatte, und zählte ihr drey Thaler hin. Ausser sich vor Freuden, sprang sie auf der Lieutenantinn Zimmer, warf das Geld auf den Tisch hin, und bath, doch augenblicklich ein Kaffeeservice zu verschreiben! Die Lieutenantinn thats den andern Tag; Und nun zählte die Herrmänninn Tage, Stunden und Augenblicke, bis endlich die Kostbarkeit ankam. Da konnte sie denn das Auspacken kaum abwarten, und schmiß bennah alles vor Ungeduld über den Tisch hinab. Endlich war die theure Waare ausgepackt. Eine Kaffeekanne von Erde, mit einer weissen glänzenden Glassur, eine Milchkanne, Zuckerbüchse und zwölf Schaaalen prangten auf dem Tisch mit zwölf versilberten Löffelchen von Messing. Die Krämeröfrau sprang und jauchzte wie ein Kind, rief ihren Mann, ihre Magd, ihre Kinder und noch eine Nachbarinn herbey, um an ihrer Freude Antheil zu nehmen. Augenblicklich ließ sie Wasser zum Feuer setzen, Kaffee mahlen, Zucker aufschlagen, und nun trank sie aus dem neuen Geschirre Kaffee. Sie glaubte, Malvasier und Honig zu trinken. Ja, das ist wahr, sagte sie; Nun ist erst ein Trank; Das giebt ihm erst Geschmack; Vorher schmeckte es wie Huzelnbrähe. Auch ihr Mann bekam aus einer Tasse



zu trinken. Ich find eben nichts besondres dran, sagte er ganz trocken; Der Kaffee ist noch übers das ganz trüb und voller Satz. Du bist nicht klug, sagte seine Frau; Man muß gar keine Zunge haben, wenn man so was sagen kann. Du verdienst nicht, aus Tassen zu trinken. — Ich wollt, ich hätte meine drey Thaler wieder, und die zwölf Gireschen Fracht noch obendrein, sagte Meister Herrmann, kratzte sich hinter den Ohren, und gieng aus der Stube.

Seine Frau indessen trank zwö Stunden lang Kaffee, ließ immer wieder neuen in der Kanne aufgießen, und bracht ihr Blut dadurch so sehr in Hast und Aufruhr, daß ihre Backen glühten wie der volle Mond, wenn er eben aufgeht. Ihre Nachbarinn, die bisher noch wenig Kaffee aber ihre Zunge gebracht hatte, trank sich bey dieser Gelegenheit auch ganz glühend roth, und brach in Lobeserhebungen aus, so oft sie eine Tasse, mehr in sich geschüttet, als ausgeschlürft hatte. Das wird aber Aufsehn im Städtchen geben, sagte sie. Wenn mans auch nur bald genug ersähet! Heut noch will ichs meiner Gevatterinn erzählen. — Das thu ja nicht, Anne! sagte die Frau Herrmann; Da verdürbest Du mir, meiner Sir! mein ganzes Spiel. Ich hab etwas ganz andres vor, siehst Du. Da lad ich morgen zehn Bürgerweiber ein, und Dich dazu! Aber keine soll vorher etwas erfahren, siehst Du! Wenn dann alle bey einander sind, da geh ich in die Küche, und auf Einmal komm ich mit den Kannen in die Stube, und hinterdrein die Ragd mit einem



einem Brett und die Zuckerbüchse drauf, und die Tassen alle, und die Löffelchen drinn. Das soll Augen geben, siehst Du. Ich weiß, die Weiber werden dir schier auf den Kopf stehn, und nicht wissen ob sie noch auf der Welt sind? Siehst Du, das hab ich im Kopf; Und da laß Dich nur keine Ehlbe vorher verlauten; Sonst mußt Du mir meinen halben Thaler heimggeben. Hältst Du aber reinen Mund, so ist er Dir geschenkt; Verstehst Du mich? — O, das ist etwas scharmant! rief Anne ganz entzückt aus. Ja, so mußt Du machen, liebe Kunigunde! Was die Weiber sich verwundern werden! Ich will nur die Bürgermeisterin sehen, wie die ihre große Augen aufreissen wird, und die Schmidin, und die Schlossergrethe! Aber, hör! Eins mußt Du thun! Eher laß ich Dir gar keine Ruhe. Deine Magd darf das Brett mit den Tassen nicht hereintragen. Das mußt Du mir überlassen. Hörst Du? — Je ja, Anne! Das ist auch wahr. Das schickt sich weit besser. Du sollst's in die Stube tragen! — So plauderten die Weiber lange noch, und wünschten endlich einander gute Nacht.

Die Magd der Herrmännin mußte nun den ganzen andern Morgen herumlaufen, und die gehen Weiber einladen. Keine wußte, was das zu bedeuten habe? Denn die Herrmännin war sonst eben nicht gewohnt, viel am Besten zu geben. Um zwey Uhr Nachmittags kam nun eine nach der andern angestochen, nachdem die Herrmännin erst bey ihrem Mann noch einen großen



Kampf und Strauß zu überstehn gehabt hatte, der sich höchlich verwunderte, da er seinen Besuch (Er war nemlich ein Strumpfwieber) aus der Stube hinaus schaffen, und andre große Veränderungen im Hause vornehmen sah, in die er sich gar nicht zu finden wußte, bis er nähere Kundschaft von den Einfällen seiner Frau bekam. Er brummte lang, und wollte sich dem Unfug widersetzen; Als aber alles nichts half, da gieng er endlich mit den Worten: Du wirst noch mit Deinem Kaffeekram zur Narrinn werden! aus dem Haus, und in seinen Garten, um da im Schweiß seines Angesichts Kartoffeln auszugraben, indeß seine Frau in ihrem neumodischen Trank mehr verzehrte, als die Kartoffeln alle zusammen werth waren.

Jede von den Maaßen und Gevatterinnen, die jetzt in dem Haus ankamen, wunderte sich, außer ihrer eignen werthen Person, auch noch andre, und so zahlreiche Gesellschaft anzutreffen. Jede lispelte der andern ins Ohr, was es doch heut geben werde, indeß die Herrmänninn in ihrem größten Staate da stand, und ausah, als ob sie Staatsgeheimnisse im Hinterhalt hätte, auch ihrer Nachbarinn Anne oft mit einem vielbedeutenden Lächeln zunickte. Sobald die zehente und letzte Person ihr Bewillkommungskompliment geendigt hatte, gieng die Herrmänninn mit ihrer Nachbarinn aus der Stube, und ließ nun den andern Frauen Zeit, zu rathen, was sich wohl in Kurzem für Wunder zutragen werden? Den Kaffee hatten zwar wohl alle gleich beym Eintritt

ins



ins Haus gerochen; Aber warum sie heute so bewirthet werden sollten, das errieth keine. Endlich löste sich das Räthsel auf. Die Magd stieß die Thüre angelweit auf; die Herrmänninn trat mit ihrer Kaffee- und Milchkanne triumphirend herein, hinter ihr die Nachbarinn mit einem langen Brett, und alle Weiber stuzten. Die Eine that einen lauten Schrey; Die andre schlug die Hände zusammen; Die dritte stand auf und sprang den Tassen entgegen. Jede gab ihr Erstaunen auf eine ihr eigene Weise an den Tag. Endlich riefen alle einmüthig: Was ist das? Was hat sie da? — Die Herrmänninn schmunzelte nur und schwieg, und setzte ihre Kostbarkeiten auf den Tisch. Jede fuhr nun zu, die Tassen und die Kannen zu betasten; Manche verbrannte sich das bey die Finger. Des Verwunders und des Fragens ward kein Ende. Die Herrmänninn that sehr geheim und sagte nicht, wie sie zu dem Service gekommen sey. Die meisten meyneten, das müßte wohl mehr als Ein Goldstück gekostet haben; Manche rieth auf vier und mehr Dukaten; Die Herrmänninn sagte nur: Es kann wohl seyn, und bestärkte sie dadurch nur noch mehr in ihrer Vermuthung.

Nun fieng man an, zu trinken. Eine von den Weibern stand auf, und trank der Bürgermeisterinn Gesundheit. Die Herrmänninn fieng nun eben so laut zu lachen an, als die Lieutenantinn vor einiger Zeit über sie gelacht hatte. Ihr guten Frauen, sagte sie; Ich weiß besser, wie man den Kaffee trinkt. Seht, da gießt man



ihn halb in die untere Schale, und trinkt mir nichts, dir nichts; Seht Ihr! Das Gesundheitstrinken ist schon lang nicht mehr Mode; Das hab ich von meiner gnädigen Frau droben gelernt; Seht Ihr. — Die Weiber verwunderten sich höchlich drüber, daß man einem nicht für Grobheit anrechne, wenn man nicht Gesundheit trinke. Sie tranken indessen tapfer drauf, und die Kanne war jeden Augenblick leer. Alle waren darinnen einig, der Kaffee schmeckt auf diese Art noch so gut. So oft die Herrmänninn hinausgieng, um die Kanne neu zu füllen, so besprachen sich die Weiber mit einander, und nixpften die Nasen über den ungeheuren Aufwand der Herrmänninn. Sie sollte nur erst ihre Fenster stücken lassen, sagte die Eine. Seht, da weht mir der Wind in den Nacken, daß michs friert. Ey, wenn sie nur erst ihren Kindern gute Kleider machen liesse! sagte die andre. Und ihre Steuern richtig bezahlte! setzte die Bürgermeisterinn hinzu. Stühle, lispelte noch eine, dürfte sie sich auch erst anschaffen! Alle Augenblicke ist mir Angst, ich falle da mit meinem alten Backelding um. — So gabs Anmerkungen über Anmerkungen, bis die Herrmänninn wieder kam; Da war alles mäuschenstille. — Als sie wieder hinausgieng, hub die Schmidtrinn an: Aber wißt ihr auch, wie sie zu dem Geschirt gekommen ist? — Nein! antworteten alle. Habt Ihr denn nicht gehört, versetzte diese wieder, was sie von ihrer gnädigen Frau sagte? Da muß der Haas im Pfeffer stehen. — Das ist wahr, riefen alle, daher muß

fies

sies haben. Inzwischen ließen sich die Weiber aus dem neuen Kaffeegeschirr trefflich wohl schmecken, so daß mehrere Maasse drauf giengen, und sie alle ganz muthwillig und ausgelassen lustig wurden. Wißt Ihr auch schon, hub einmal eine von den Frauen an, daß mein Mann einen neuen, extraguten Aquavit bekommen hat? Ein Herr Officier sagte ihm, wie und wo man ihn bekommen könne. Ich habe nur ein kleines Spizzgläschen voll davon getrunken, und ich kann Euch gar nicht sagen, wie mir dabei wurde. Das geht über Alles; Da ist der Kaffee wie nichts dagegen; Das dürst Ihr mir glauben. Wenn ich nur ein Gläschen voll da hätte, Ihr solltet Eure Wunder sehen. Ey, da wird ja wohl Rath geschafft werden können, hub die Ellerbeckinn, ein lustiges, dickes Weib an. Wißt Ihr was? Wir schießen etwas Geld zusammen, und lassen uns von dem Schnips holen, bis wir genug haben. Das ward allgemein gebilligt und gut geheißen; Jede gab sechs Groschen her, und man holte von dem gerühmten Wundertrank. Die Weiber sahen aus wie närrisch, und verdrehten die Augen im Kopf, sobald sie das Gläschen an den Mund setzten; Keine wollte es absetzen, bis es rein ausgeleert war. Die Letzte bekam kaum noch genug zu trinken. Sogleich schoß man wieder Geld zusammen, und so giengs fort, bis die Weiber alle dick betrunken waren. Da giengs an ein Jauchzen und Jubilieren, daß, wer unten an dem Haus vorbeigieng, glaubte, es sey eine Heerde Gänse droben. Die Einen Weiber schalten
auf



auf ihre Männer, die andern lobten die andern. Sie prahlten mit ihrer Herrschaft über ihre Männer, rühmten viel von ihrem Kleiderstaat, und stießen dann die Gläser wieder an.

Siebenzehntes Kapitel.

Wie das Kaffeebanket ein gar klägliches Ende nimmt.

Heysa, lustig! hieß es; Nun ist's erst gut in Erlenburg leben, seit wir Kaffee haben, und Aquavit. Vivat, es leben die Soldaten! So schrien die Weiber, und lärmten, daß halb Erlenburg vor Meister Herrmanns Haus zusammen lief. Endlich hörten auch die Männer von der schönen Aufführung ihrer Ehehälften. Ein jeder holte, einer nach dem andern, die seine ab, und zu Haus gab's dann allerley Vorstellungen und Strafpredigten, die den Weibern eben nicht sehr erbaulich vorkamen. Jetzt saßen nur noch die Meister Herrmänninn und ihre Nachbarinn bey einander, als Meister Herrmann mit einem Sack Kartoffeln heim kam. Er trat kaum in die Stube, so rief ihm sein Weib, mit dem Spitzglas in der Hand, entgegen: Prosit, Alter! Da, trink auch! Das war Dir ein Leben! Hör, die Weiber sind fast krank und würrisch worden über meine Tassen. Prosit, prosit, Alter! — Wart, ich will Dir prosit, Du verdammte Meise! rief Meister Herrmann, und lief aus der Stube, kam aber gleich wieder mit dem

dem Besenstiel herein; Und nun schmiess er den Tisch um, auf dem noch zwei Tassen standen, fiel drauf über sein Weib her, und prügelte sie so jämmerlich ab, daß sie sich gleich zu Bette legen mußte.

Sobald sie wieder etwas nüchtern wurde, wozu die Schläge auch das übrige bengetragen hatten, so bedauerte und bejammerte sie nichts mehr, als die zwei zerbrochenen Tassen. Doch wie stuchte sie erst am nächsten Morgen, da sie ihr übriges Kaffeezeug erst in der Küche, und sodann im ganzen Hause suchte, und es nirgends fand. Nachdem sie genug gejammert und das Haar sich ausgerauft hatte, so hielt sie heimliche Nachfrage im Haus, und erfuhr endlich von ihrem Tochterlein, der Vater hab es gestern Abend weggenommen, um es einzuschließen; Sie wisse aber nicht, wohin? Meister Herrmann war nun untröstlich über ihren Verlust, und durfte sich doch nichts merken lassen, um nicht eine noch härtere Begegnung von ihrem Manne zu erfahren. Sie kriegte auch die Tassen von nun an nicht mehr zu sehen, und Kaffee durfte sie auch nicht mehr trinken. Einen klägern Einfall als diesen hått ihr Mann nicht haben können. Inzwischen war ihr Kummer der größte, und erreichte erst den höchsten Gipfel, da den Tag nach dem unglücklichen Schmaus wenigstens die Hälfte von den Erlenburgischen Weibern zu ihrem Hause hin wallfahrtete, um die Wunderkannen und Tassen zu sehen. Es war, als ob ein fremdes Thier in ihrem Haus um Geld zu sehen wäre, so



so stark war der Zulauf. Und doch mußten alle ungetröstet weggehn; Denn die Tassen konnten nicht in Augenschein genommen werden, weil sie eingeschlossen waren. Die Herrmänninn brachte tausenderley Entschuldigungen vor; Denn sie schämte sich, die wahre Ursache anzugeben. Doch glaubte kein einziges Weib in Erlenburg dem, was sie sagte; Vielmehr gab man ihr schuld, sie zeige die Tassen bloß aus Mißgunst nicht; Und so bekam sie noch obendrein fast alle Weiber im Städtchen zu Feindinnen. Sie starb fast vor Aerger und gieng drey Wochen lang nicht aus dem Haus. Noch einen Umstand, der dabey mit vorfiel, håt ich fast vergessen. Die Magd hatte die Scherben von den zwey zerbrochnen Tassen auf die Straße geworfen, und da sammelten die Kinder sie auf, um damit zu spielen. Von ohngefähr bekam eine von den Frauen, die beym Schmausse mitgewesen waren, einen solchen Scherben zu sehen, und erzählte, er sey von den Tassen. Nun wurden die Scherben in kurzer Zeit so rar, daß man sie den Kindern abtettelte, oder um Nessel und Nüsse abkaufte, und als eine Seltenheit sorgfältig aufbewahrte.

Dies ist die Geschichte des ersten Kaffeezeugs in Erlenburg. Mancher möchte vielleicht glauben, nach einem so traurigen Anfang hätte sich wohl keines mehr so leicht in das Städtchen eingeschlichen. Aber falsch gerathen! Die Weiber hatten sich die Rede der Schmidtinn von der Officieröfrau allzugut ins Ohr gefaßt. Einige von ihnen kamen gleich ein paar Tage nach dem Schmaus,

zum

zum Theil noch mit verbundnem Kopf und blau und gelben Augen, zusammen, und hielten Rath. Die hochmüthige Märrinn, hieß es, meint wohl, sie wolle solch ein Kaffeezeug, das ihr gar nicht einmal zukommt, nur für sich allein haben, und wir sollen unsern Kaffee nach wie vor aus Schüßeln trinken; Drum will sie die Tassen nicht mehr sehen lassen. Guten Morgen, überkluge Frau Strumpfw Weberinn! Diesmal bist du uns nicht sklau genug. Wißt Ihr was, Weiber? sagte die Schmidinn: Ich muß auch solche Tassen haben; Und wer von Euch auch welche will, die sagt mir! Ich will zu der gnädigen Frau hingehen, und sie fragen, was sie kosten, und wo man bekommen kann? Vielleicht hilft sie uns selber zu welchen. Dann gebt Ihr mir Euer Geld, und ich bringe der gnädigen Frau; Und über kurz oder lang haben wir die Tassen. Da wollen wir die schlaue Kaze sein hübsch anlachen. Dieser Vorschlag gefiel allen ganz ausnehmend wohl; Jede wollte ein Service haben; Und die Schmidinn gieng sogleich zu der Lieutenantinn hin. Da dieselbe die Begierde wahrnahm, die die Weiber nach Kaffeeservicen hatten, so versprach sie, ihnen welche zu verschreiben. Aber, dachte sie gleich bey sich selber, sollt ich die Mühe wohl umsonst haben? Da war ich nicht klug; Was gehen mich die Weiber an? Sie sagte also, daß sie ein Service nicht anders, als um vier Thaler schaffen könne. O, das zahlen wir von Herzen gern, rief die Schmidinn, lief zu ihren Weibern, holte das Geld, und brachte es der Lieutenantinn. —

Daß



Daß die Weiber nun vor Ungeduld kaum schlafen konnten, und dem Tag, an dem die Services ankommen sollten, so begierig, wie die Kinder dem Christfest entgegen sahen, versteht sich ja wohl von selbst? So oft eine die andre sah, hieß es: Jetzt ist's nur noch 12: 10: 8: oder 4 Tage hin.

Achtzehntes Kapitel.

Die Sache mit dem Kaffeezeug kommt vor das
Bürgermeisteramt.

Die Bürgermeisterinn, der die Weiber aus heimlichem Reid nichts von ihrem Vorhaben gesagt hatten, hörte nun von ohngefähr davon, und kam vor Erbitterung und Wuth fast außer sich. Was? sagte sie; Ich soll Bürgermeisterinn im Ort seyn, und die Weiber sollen Tassen haben? Vor mir Tassen haben? Nein, das kann nicht seyn! Es mag kosten, was es will! Es kann nicht seyn. Ich muß noch vorher Tassen kriegen, und wenn sie vom Himmel fallen sollten! — So lief sie voll Wuth zu ihrem Mann, einem gar sanften geduldigen Schaaf, der schon dreißig Jahre lang unter ihrem Pantoffel gestanden hatte, ohne auch nur Einmal zu mucken. Bürgermeister! rief sie, und er fuhr vor Schrecken zusammen, da er sie so grimmig aufgebracht sah; Bürgermeister! verschaff mir Recht, wenn Du ferner noch mein Mann heißen willst! Das Lumpenpack hier treibt's so weit, daß es nicht mehr auszuhalten ist. — Was denn, Bürgermeisterinn? fragte er zitternd;



zitternd; Wer hat Dir etwas zu Leid gethan? Sag mir's nur; Ich will ihn heute noch in den Thurm werfen lassen. Du weißt ja; Du darfst nur reden; Ich thu Dir ja alles zu Gefallen. — Sie erzählte nun den ganzen Umstand und schloß endlich mit den Worten: In drey Tagen muß ich Lassen haben, oder ich lauf aus dem Hause. — Alles gut! Du hast vollkommen Recht, mein allerliebstes Zuckerherz! sagte der Bürgermeister. Aber sag, wie ist das anzugehen? Ich bin zwar wohl Bürgermeister; Aber Wunder thun kann ich deswegen doch nicht. Wenn ich auch schon einen reitenden Extrabothen nach der Residenz schicke, er kommt eben doch nicht vor acht Tagen hin und her; Es ist gar zu weit dahin; Und Du willst das Geschirr schon in drey Tagen haben. Sieh! das ist ja ganz unmöglich! — Ganz unmöglich! rief die Bürgermeisterin, indem sie seinen weinerlichen Ton nachahmte; Freylich, wenn man gar kein Hirn hat, wie der Bürgermeister hier, da sieht man alles für unmöglich an. Du hörst ja, daß die Herrmännin ein Service schon hier hat. Das sollst Du mir schaffen! Verstehst Du denn nicht deutsch? Er ist noch die letzte Steuer schuldig, und hat erst vergangne Woche seine Frau geprügelt. Da darfst Du ihm ja nur Angst machen. Ach, daß ich nicht Bürgermeister bin! Da trank ich heute noch aus Herrmanns Lassen Kaffee. Und das will ich auch, setzte sie mit neuer, verstärkter Hefrigkeit hinzu, und zog die Glocke an, mit der man dem Amtsknecht gewöhnlich läutete. Jetzt schick nur gleich auf der Geschichte Gottfried Walthers. Stelle



Stelle zum Herrmann, und verschaff mir heute noch die Tassen! Mit diesen Worten lief sie fort, und ließ ihren Mann, der am ganzen Leibe zitterte, allein.

Der Amtsknecht kam, und der Bürgermeister ließ durch ihn den Meister Herrmann vor Amt fchern. Mit Zittern sah er seiner Ankunft entgegen; Denn er kannte Herrmanns rauhes Wesen, und konnte gar nicht mit sich einig werden, wie er die Sache angehn, ob er Güte oder Strenge gebrauchen sollte? Zur Güte war er immer, wie alle schwache, furchtsame Leute, mehr geneigt, als zur Strenge. Meister Herrmann kam indes sen. Was giebt's, Herr Bürgermeister? sagte er in einem rauhen, verdrüsslichen Ton; Hab ich etwas Böses angestellt, daß man mich da durch den Büttel holen läßt? — Wer Leibe nicht! Nein, den Leibe nicht, lieber Meister Herrmann! sagte der Bürgermeister schon ganz zaghaft. Ich wollte nur . . . ja, was wollt ich sagen? Wegen des Geschirres meyn ich. Ihr sollt ja ein sonder- und wunderbares Geschirr haben, sagt man, Meister Herrmann. — Das hab ich, und hab's theuer genug bezahlt, versetzte dieser; Hat der Herr Gestreng etwas dagegen? — Gott behüte! sagte der Bürgermeister, das geringste nicht. Das kann ich Ihm bey meiner theuren Ehr und meinem schweren Amt versichern. Sieht Er; Ich muß nur grad heraus sagen, was es ist. Meine Bürgermeisterinn will auch so ein Geschirr; Und da läßt sie mir halt keine Ruhe. Ach, ich bitt Euch, lieber Meister Herrmann!

Wenn



Wenn Ihr mirs zukommen lassen könntet! Ich will ja dafür bezahlen, was Ihr nur verlangt. — Nun, das ist einmal ein Wort, das sich hören läßt! sagte Meister Herrmann ganz freundlich; Sieht der Herr Gestreng, damit Er sieht, daß ich ehrlich bin; Ich könnte fordern, was ich wollte, wie Er selber sagt. Aber ich will mehr nicht, als drey Thaler, versteht mich der Herr Gestreng, drey Thaler baar Geld. Drey Thaler bin ich, wie der Herr wohl weiß, noch an Steuern schuldig. Das streicht der Herr Gestreng aus, und giebt mir sodann noch drey Thaler in die Tasche. So viel hab ich für den Plunder ausgelegt, und noch genug höllischen Verdruß obendrein gehabt. Wenn der Herr so will, so geb Er mir das Geld, und schicke Seinen Amtsknecht mit einem Korb zu mir, um den Lari fari abzuholen. — Herzlich gerne! Herzlich gerne! rief der Bürgermeister, auffer sich vor Freuden, griff in die Tasche, aus der er eine Handvoll Geld zog, zahlte die drey Thaler aus, strich die Steuerschuld durch, und schickte den Amtsknecht, mit der frohen Nachricht, und dem Befehl, sich einen Korb geben zu lassen, zu seiner Frau. Meister Herrmann nahm gar freundlich Abschied, und lachte heimlich bey sich selbst, daß er auf so gute Art seines, noch dazu nicht mehr vollständigen, Kaffeezeugs los geworden war.

Bei seiner Frau hingegen war schon destoweniger aus Lachen zu denken. Als sie ihn einen Schrank aufschliessen, die Tassen herausnehmen, sie dem Amtsknecht übergeben, in einen Korb

3 2

legen,



legen, und durch diesen sie hinwegtragen sah, da war sie in Versuchung, über den Büttel herzusfallen, wenn nur nicht die Gegenwart ihres Mannes, und ein sehr ernstlicher Blick, den dieser auf sie warf, sie davon zurück geschrökt hätte. Sie fing an zu heulen und zu schreien, und fiel nachher fast in Ohnmacht. — Es wird sich schon wieder geben, sagte ihr Mann ganz kalt, und gieng seines Weges. Noch zweien Tage lang stellte sie sich krank. Weil aber ihr Mann immer ganz ruhig und gleichgültig dabey blieb, so fand sie es für gut, wieder gesund zu werden.

Bei der Burgermeisterinn hingegen war nun große Freude. Sie trank noch denselben Abend ihren Kaffee aus den Tassen, und ließ diesmal ihren Mann auch mittrinken, weil er sich so gut gehalten hatte. Den nächsten Tag ward ein großes Kaffeefest angestellt, wozu auch die Pfarrerrinn und Stadtschreiberinn eingeladen wurden. Was für Wirkungen das bei der Pfarrerrinn hervorgebracht hat, wird sich weiter unten zeigen.

Die Schmidinn und die andern Weiber erhielten nun auch endlich ihre Kaffeefervices; Und zwar waren diese zu ihrer grossen Herzensfreude, noch um etwas schöner, als der Herrmänninn ihres. Eine ganze Woche lang gabs nun jeden Tag in Erlenburg nichts als Schmausereien, und bei jedem von den Weibern auch gewöhnlich noch ein Rauschchen obendrein; Denn der Aquavit ward schon für ein nothwendiges Zugehör bei einem Kaffee.



Kaffeeschmaus mit angesehen. Die Herrmänninn ward zwar aus Dankbarkeit zu jedem Schmaus mit eingeladen. Aber sie ließ sich kein einziges mal sehen, theils aus eignem innern Mißvergnügen über den Verlust ihres Kaffeezeugs, theils weil ihr Mann ihr ein für allemal verbothen hatte. Ja, der unartige Mann gieng sogar so weit, daß er, da sein Vorrath verkauft war, seinen Laden zuschloß, und nun wieder ganz allein von seinem Handwerk lebte, woben er sich auch besser als beyhm Kaffeefram befand.

Neunzehntes Kapitel.

Worinn gefragt wird, ob das Kaffeetrinken
nützlich oder schädlich
sey?

So hatte nun in kurzer Zeit der Kaffee beynahe in ganz Erlenburg die Einsalt der Sitten und die alte hergebrachte schlechte und rechte Lebensart verdrungen. Fast in jedem Hause trank man diesen Göttertrank; Nach einem Vierteljahre hatte man beynahe in jedem Hause einen eignen Kaffeezeug, und die Weiber jubilirten über diese glückliche Veränderung. Nur einige ehrliche und vernünftige alte Bürger, denen die Wohlfahrt ihres Geburtsorts am Herzen lag, seufzten laut und in der Stille drüber. — Ey, das waren eben alte Sauertbpfе, Kopfhänger, Freudenbasser, mürrische, schwarzblütige, mißgünstige Gesellen . . . werden manche meiner Leser, und die
3 3
allers

allermeisten meiner wehrten Leserinnen hierbey
 denken; Der Kaffee bringt Munterkeit und Leben
 in die Welt, erfreut das Herz des Menschen,
 jagt die Grillen aus dem Kopf und stärkt die Ge-
 sundheit; Bey uns trinkt man ihn nun schon seit
 mehr als vierzig Jahren, und befindet sich ganz
 herrlich wohl dabey; Man hat nie gehört, daß
 auch nur eine einzige Haushaltung durchs Kaffee-
 trinken arm geworden oder andres Unheil dadurch
 angerichtet worden wäre. — Ich wills glauben,
 liebe Herren und Frauen! Das mag wohl in
 Eurer Stadt oder in Eurem Städtchen so seyn.
 Allein, in Erlenburg wars anders. Seitdem
 da der Kaffee Mode worden war, kam das Weib
 alle Augenblicke zu ihrem Mann, sah ganz freunds-
 lich aus und sagte: Männchen, willst Du mir
 nicht einen halben Gulden oder halben Thaler ge-
 ben? — Und wozu schon wieder? Hast ja vor
 drey Tagen erst bekommen. — Freylich; Aber
 es ist kein Kaffee mehr da, und der Zucker geht
 auch auf die Neige. — Da giengs dann ge-
 wöhnlich an ein Jamuern oder Schelten. Weib,
 ich kann Dir ja gar nicht mehr Geld gnug schaf-
 fen; Am Ende wirst Du mich noch an den Bet-
 telstab bringen. — Allein er mochte reden,
 es half alles nichts; Wenn er Ruhe haben woll-
 te, so mußte er eben mit dem Geld herausrücken.
 Nun war noch kein Kaffeezeug da; Und der arme
 Mann mußte drey oder vier baare Thaler, die er
 sich etlich ganze Wochen durch mit Müß und
 Schweiß erworben und erspart hatte, auf Einmal
 hinlegen. Nun schmaußte das Weib, lud Daasem
 und



und Gevatterinnen ein, wurde wieder eingeladen, und so wurden oft in Einer Woche drey und vier halbe Tage mit Müßiggang hingebracht; Die edle, liebe Zeit ward mit Geschwätz verderben, und zu Haus blieb alles stehn und liegen, so daß oft der Mann des Abends kaum zur Noth eine gut gekochte Suppe kriegte. Dafür war denn freylich sein Weib lustig und guter Dinge, legte die Hände in den Schoos, und erzählte ihrem Mann ganz umständlich, was ihre Kasseeschwestern heut alles gesprochen hatten. — In dem ersten Jahr des Kaffeeregiments zu Erlenburg wurden aus dem kleinen Städtchen über hundert Thaler für Kasseeservices, und eine noch weit größere Summe für Kaffee und Zucker ausgeführt, und kein Heller kam dafür herein, ausser daß ein paar Krämer von dem Schweiß ihrer armen Mitbürger sich bereicherten. Wenn man nun bedenkt, daß der Kaffeetrinker mit jedem Jahre mehr wurden, ist dann wohl die Summe eine Kleinigkeit, die das arme Erlenburg in zehn Jahren, um nur einen kleinen Zeitraum anzuführen, verlor? Doch muß ich, zu Steuer der Wahrheit, das auch bekennen, daß die Sucht des Kaffeetrinkens noch bey weitem nicht in allen Erlenburgischen Familien Eingang gefunden hatte. Mancher ehrliche und arbeitsame Bürger, der den Schaden vorausjah, den dieser neue Aufwand ganz nothwendig in kurzer Zeit nach sich ziehen mußte, setzte sich mit aller Macht dagegen, wenn sein Weib den Kaffee auch einführen wollte. Unsere Väter und Großväter, hieß es da gewöhnlich, waren doch auch



brave und gescheide Leute; Sie erwarben sich ihr Stücklein Brod mit Ehren; Es war ihnen wohl, und wars auch uns bisher, ohne diesen fremden Trank, der nur das Blut erhitze und trägt zur Arbeit macht. Wir wollen sein bey'm Altem bleiben und den reichen Leuten in der Residenz das Ihre lassen. Der Kaffee ist nicht für uns gewachsen. Wenn wir Kaffee trinken sollten, so hält ihn der liebe Gott gewiß auch bey uns wachsen lassen. Gerade so sagte auch der brave Meister Walthert, und Marie ließ sich nicht ein einzigmal einfallen, eine Kaffeebohne in ihr Haus zu bringen. Auch Gottfried brachte keinen Tropfen Kaffee über seinen Gaumen.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Frau Pfarrerinn will auch eine Kaffeeschwester werden. — Ihr Mann muß auf den Kaffee eine Strafpredigt halten.

Ganz anders als der alte Walthert dachte die Frau Pfarrerinn, nachdem sie bey dem Schmaus der Burgermeisterinn gewesen war. Sobald sie heimkam, erzählte sie ihrem Mann mit Entzücken von dem neuen Trank, erhob seinen trefflichen Geschmack bis an den Himmel und sagte, sie kenne kein bessres Krautmittel für das Alter. Liebes Männchen, setzte sie mit schmeichlerischem Ton hinzu: Das ist etwas gegen Deinen Schwindel; Das wird Dich erquicken. Hörst Du, Manns



Männchen? Soll ich nicht zum Krämer Philipps schicken, und Dir Morgen statt der Suppe eine Schaale Kaffee machen? Aber freylich, Schaalen haben wir noch nicht; Die müssen wir verschreiben lassen. Unterdeffen lehrt mir schon die Bursgermeisterinn ein Paar; Sie hat mirs schon versprochen. Gib mir nur zwölf Groschen, damit ich Kaffee und Zucker unterdeffen holen lassen kann! — Wie, Sophie? sagte nun der Prediger wehmüthig; Bist Du auch schon in die Weltliebe so mit versunken? Hätt ich es doch nimmermehr gedacht, daß Du das üppige Leben auch würdest gleich mitmachen wollen! Ich brauche keinen Kaffee, habe drey und sechzig Jahre lang keinen getrunken, und wills jetzt in meinen alten Tagen nicht noch aufangen. Alle redliche Leute im Städtchen seufzen drüber und betrüben sich, weil das nichts als üppige Gemüther und am Ende Dürftigkeit und Mangel geben wird, und ich sollte nun den Circuel auch mitmachen? O Sophie, laß uns bey dem bleiben, was der liebe Gott uns bisher gab, und wobei Er uns gesund erhalten hat! Auch kennst Du unsre Umstände, daß wir wenig übrig haben, und weißt selber, wie der Benjamin so oft um Geld schreibt. Denk! Auf Ostern soll er auf die Universität; Wie viel wir da Geld brauchen werden!

Die Pfarrerinn war über diese Antwort sehr niedergeschlagen, ob sie gleich sich nicht wohl eine andre hatte vermuthen können. Sie schwieg jetzt, da sie denken konnte, daß sie heute nichts ausrichten würde; Aber doch gab sie noch nicht alle



Hofnung auf, ihren Mann auf andre Gedanken zu bringen, und wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, um die Sache aufs neue wieder aufs Tapet zu bringen. Sie fieng auch ein paarmal wieder an, vom Kaffee zu reden. Aber da war alles in den Wind geredet und fruchtlos; Je mehr sie zum Lob des Kaffees sagte, desto aufgebracht ward ihr Mann dagegen. Nun, wenn das ist, sagte sie, da sie endlich sah, daß sie schlechters dings nichts ausrichten konnte, wenn das Kaffee trinken, wie Du glaubst, so sündlich ist, warum schweigst Du denn davon auf Deiner Kanzel? Es ist wahr, die Weiber übertreibens hier abscheulich. Sie vertrinken Haab und Gut und stecken all ihr Geld in Kaffeezeuge. Endlich ist kein Unterschied mehr. Wir essen Jahr aus, Jahr ein Morgens unsre Milchsuppe, und das Schusterweib trinkt Kaffee; In meiner Küche stehen irdene Töpfe und Schüsseln, und in den Bürgerhäusern glänzt von Porcellan. Das ist nicht mehr auszuhalten. Das sind Greuel, die Du auf der Kanzel rügen mußt, und das recht scharf! — Nur Geduld, Eophie! erwiederte der Prediger. Ich hatts lange schon im Sinne, wart nur auf den Sonntag! Da schickt sich mein Evangelium gar gut dazu. — Die Pfarrerin konnte nun vor Ungeduld den Sonntag kaum erwarten, und sagte triumphirend allen Weibern, die sie sah: Sie sollten sein die Predigt auf den Sonntag nicht versäumen! Es werd etwas Neues geben. Jedermann war nun auf diese Neuigkeit begierig.



Der Sonntag kam, und die Kirche war gesteckt voll. Nachdem der fromme Prediger erst von der Mäßigkeit überhaupt gehandelt hatte, so fieng er endlich in der Nuzanwendung mit gerührter Stimme und eben so gerührtem Herzen an, von der in Erlenburg einreißenden Unmäßigkeit und Verschwendung, und namentlich von dem neuaufgekommenen Kaffee trinken zu reden und die übeln Folgen, die daraus entstehen würden, anzugeben. Fast alle Männer horchten auf, und gaben ihm mit Kopfnicken ihren Beyfall. Die Weiber sahen bennah alle auf Einmal unter sich, und wurden feuerroth im Gesicht. Nur einige, die sich rein befanden, hatten das Herz, ihm ins Gesicht zu sehn und Beyfall zuzunicken. Die Pfarrerin, die vorne saß, konnte ihre Freude kaum verbergen. Bald sah sie ihrem Mann ins Gesicht, und gab ihm mit Kopfnicken Beyfall; Bald sah sie sich nach den beschämten Weibern um und lachte triumphirend einigen alten Mütterchen, die sich nicht getroffen fanden, zu. Sobald die Predigt zu Ende war, sagte sie zu der, hinter ihr sitzenden, glühendrothen Burgermeisterinn und den andern eben so beschämten Richterweibern: Nicht wahr, das war eine Predigt? Die Weiber mußten ihr, wider Willen, Beyfall geben. Nachdem man aus der Kirche heimgegangen war, so gab's noch in manchen Häusern scharfe Strafpredigten, die die Männer ihren Weibern hielten; Ja, es waren manche von diesen Männern so streng, daß der Kaffee von diesem Augenblick an bey ihnen wieder abgeschafft werden mußte.



In den meisten Häusern aber blieb bey'm Alten; Ja, es waren manche Weiber boshaft genug, zu sagen: Das war weiter nichts, als ein, von der Pfarrerrinn angestelltes Wetter. Dürfte nur sie selber Kaffee trinken, so wär, ich wette drauf, nichts davon auf die Kanzel gekommen, u. s. w.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wie Rosine des Kaffees wegen manches leiden muß.

Weil die, nachher noch ein paarmal wiederholtem Strafpredigten des ehrlichen Pfarrers so gar wenig fruchten wollten, so bekam die Pfarrerrinn oft darüber üble Laune, unter der dann gewöhnlich ihr Mann, und noch mehr Rosine ziemlich viel leiden mußten. Sie ward nun noch mürrischer und verdrüsslicher, als sie vorher schon gewesen war, und brach alle Augenblicke die Gelesenheit vom Zaun ab, mit der frommen Rosine, die ihren Dienst aufs gewissenhafteste versah, einen Zank anzufangen. Da der brave Prediger dieß merkte, so sprach er mit seiner Frau darüber in der Stille, hielt ihr die Unbilligkeit ihres Verfahrens in den allergeleindesten, sanftmüthigsten Ausdrücken vor, und sagte viel zum Lobe Rosinens, sie sey ja so fromm, gewissenhaft, arbeitsam und folgsam, es sey in ganz Erlenburg kein bessres Mädchen anzutreffen. Aber damit machte er nur übel Ärger und goß Del ins Feuer. Die Pfarrerrinn ward auf Rosinen jetzt erst recht ergrimmt; Denn



Denk sie kam auf den albernen, thörichten Einfall: Ihr Mann rede Rosinen nicht umsonst das Wort; Es stecke was dahinter; Er versieh sich gut mit ihr und halte mit ihr. Kurz, sie ward — was an einem Weibe die größte Thorheit, aber auch im Ehestand der Anfang und die Quelle tausendfachen Unheils ist, — auf ihren guten, frommen Mann, ohne nur von weitem einen Grund zu diesem schändlichen Argwohn zu haben, eifersüchtig. Sie lauerte jetzt wie ein Luchs auf jeden Schritt und Tritt ihres Mannes, gab beständig Vort auf seine Augen Acht, und war schon voll Hift und Galle, wenn er einmal von ohngefähr Rosinen ansah; Auch ließ sie diese keinen Schritt aus dem Haus allein, am allerwenigsten auf das Studierzimmer ihres Mannes thun. Wenn sie alle vier Wochen einmal einen Besuch bey der Stadtschreiberinn oder Burgermeisterinn ablegte, so suchte sie hunderterley hervor, daß ihr Mann auch ausgehen mußte. Als sie einmal wieder heimkam, und ihn schon zu Haus antraf, da wurde sie bey nahe rasend und hatte tausend schändliche Muthmaßungen. Da giengs denn immer über die arme, unschuldige Rosine her, und je mehr der Verdächtige, der sich von diesem thörichten Verdacht nicht träumen ließ, sie in Schutz nahm, desto mehr hatte sie noch nachher auszustehen. Rosine lag ihren Kummer eine Zeitlang in der Stille, ohne ihrem Gottfried oder irgend einem Menschen das geringste davon zu sagen. Sie tröstete sich mit ihrem guten, reinen Gewissen und mit dem Vertrauen auf Gott, der die Unschuld nie noch ganz



ganz verlassen hat. Aus dem Dienste wollte sie nicht gehen, weil sie wohl voraussah, daß dies ihren guten Schwiegereltern nur Verdruß und Kummer machen würde. Also dachte sie bey sich selbst: Ich will ausharren; Gott wird meinem Leiden schon zu rechter Zeit ein Ende machen. Allein Trotz diesem heldenmüthigen Entschlusse konnte sie doch den geheimnen Gram, der ihr am Herzen nagte, nicht so ganz verbergen, daß ihr Gottfried ihn nicht endlich merkte. Er dräng ernstlich in sie, was ihr fehle. Weinend fiel sie ihm endlich um den Hals, offenbarte ihm, wie hart die Pfarrerinn ihr oft begegne, bath ihn aber auch zugleich aufs dringendste, sich darüber nicht zu sehr zu bekümmern, da ja Gott noch lebe und sie gewiß nicht verlassen werde. — Gottfried ward darüber inniglich bewegt und weinte. Anfangs ward er hitzig und böse, schalt auf die Pfarrerinn, und wollte seinen Eltern alles entdecken und sie bitten, seine Verlobte aus dem Dienst und in ihr Haus zu nehmen. Endlich wußte ihn Rosine durch Bitten und Thränen wieder zu besänftigen; Allein ganz ruhig ward er doch nicht. Er war zu besorgt, ihre ohnedieß nicht allzustarke Gesundheit möchte Schaden drunter leiden. Jeden Morgen, jeden Abend klagte er Gott seine und Rosinens Noth, und schlief oft mit Thränen ein. Zuletzt beruhigte er sich in etwas was bey dem Entschlus, den er bey sich gefaßt hatte, bey der ersten schicklichen Gelegenheit seinen Eltern alles zu entdecken und bey ihnen anzuhalten, daß er seine Rosine heyrathen dürfe; Er



Er wolle seinem Vater ja von Herzen gerne nach wie vor als Geselle dienen.

Die Pfarre:inn fuhr indessen immer fort, Rosinen auf das äufferste zu plagen, und machte es mit jedem Tage ärger. Das arme Mädchen hätte sich an ihrer Frau leichtlich rächen können; Denn sie wußte, daß sie täglich heimlich Kaffee trank, den ein schlechtes Weib ihr zutrug, und noch ausserdem sich manchesmal ein Gläschen Niquavit recht treflich schmecken ließ. Sie hätte dieses nur dem Pfarrer sagen dürfen. Allein sie wollte sich nicht rächen und dem frommen Manne keinen Kummer machen. Auch ihrem Gottsfried sagte sie von ihrem immer zunehmenden Leiden nichts mehr, sondern gab gegen ihn vor, sie hab's jetzt wieder besser, um ihn nur zu schonen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Winterquartier und dem lustigen Leben in Erlenburg.

Jetzt brach der Winter an, und mit diesem gabs in Erlenburg allerley Neues. Drey Kompagnieen von den Truppen des benachbarten Fürsten wurden in dem Städtchen einquartiert, und noch ausserdem ein Theil vom Staab. Da gabs denn Bälle oder Tänze und andre Lustbarkeiten, die den Erlenburgern völlig neu waren, in Menge. Auch kam eine schöne Summe Geldes dadurch in Umlauf. Denn die Soldaten mußten,
weil



weil das Städtchen neutral war, alles mit baarem Gelde bezahlen, und dadurch wurden viele von den Bürgern schnell reich. Den meisten Erlenburger Weibern und Mädchen behagte das lustige Leben ungemein; Aber Unschuld, Ehrbarkeit und gute Zucht wurden dabei leider! immer feltner. Durch das viele Kaffee- und Liqueurtrinken waren die Einwohner, und besonders die Weibspersonen, ohnedieß schon üppig und wollüstig genug geworden, und nun kamen neue Ausschweifungen hinzu, und die Tugend sah, mit weggewandtem Gesicht, das Häuslein ihrer Anhänger täglich kleiner werden. Die Officiere und Soldaten, die in den Bürgerhäusern einquartiert waren, sagten den Weibern und den Mädchen tausenderley angenehme, schmeichelhafte Dinge vor, die sie gerne hörten. Diese waren einfältig genug, sie für Ernst anzunehmen und für aufrichtig und gut gemeint zu halten, und so starb eine Unschuld nach der andern dahin. Wenige Weiber und Mädchen fühlten sich stark genug, den mannigfaltigen Versuchen zu widerstehen und sich und ihre Seelen rein zu erhalten. In kurzer Zeit ward Erlenburg ein Wohnplatz frecher, ausgelassener Dirnen ohne Schaam und Zucht. Das Mannsvolk machte es nicht viel besser. Das viele Geld, das die Bürger einnahmen, machte sie wollüstig, verschwenderisch und lüderlich. Sie ließen allen Tänzen und Schmausereien der Soldaten nach, wurden da von ihnen freugehalten, indeß dafür ihren Weibern und Töchtern Ehre, Unschuld und gutes Gewissen geraubt



geraubt wurde. Müßiggang verdrang den Fleiß, Völlerey die Mäßigkeit, und Leichsinn Frömmigkeit und Christenthum. Das Städtchen, das noch vor zwey Jahren der Wohnplatz eines stillen, fleißigen, genügsamen, frommen, und eben dadurch glücklichen Völkchens gewesen war, war jetzt in eine Art von lautlärmendem großem Trink- und Hurenhaus verwandelt, wo fast Jedes seinen Lüsten fröhnte und Tugend, Unschuld, Sittsamkeit und Zucht mit Füßen trat. Es war ein Anblick, der Engel und seelige Geister zu Thränen rühren mußte. Umsonst erhob der rechtschaffne Prediger mit Wehmuth seine Stimme, um das betrogene verirrte Völkchen wieder auf den rechten Weg zurück zu bringen. Die Kirche war fast immer leer, oder man lachte über seine treugemeynste Warnungen und gab ihnen den allgemein zur Mode gewordenen Namen: Pfaffenengeschwätz. Man wollte von Religion nichts weiter hören, weil sie die Ausschweifungen verdammt, denen beynah Jedes nachhieng. Nur wenige rechtschaffne Männer, unter denen Meister Walther mit war, seufzten in der Stille über die einreißende Ruchlosigkeit und das Unglück, das ihr nothwendig auf dem Fusse nachfolgen mußte. Oft sagte die fromme Marie zu ihrem Mann: Du lieber Gott, hätten wir jemals in unserm Leben gedacht, daß wir das noch in Erlenburg erleben sollten? Ach, wenn nur unser Gottfried gut und fromm bleibt! Wir wollens hoffen und Gott täglich darum bitten, sagte Walther. Er wird uns ja doch das Herzeleid nicht anthun, und das

Geschichte Gottfried Walthers. G Grenels



Grenelleben auch mitmachen. — Gottfried thats auch nicht. Er gieng äusserst selten aus dem Haus, und vermied sorgfältig alle die Gesellschaften, zu denen ihn die andern jungen Leute, und die zween Soldaten, die in seinem Haus einquartiert lagen, mit zu gehn bereden wollten. Dafür ward er zwar von ihnen ausgelacht und verspottet; Allein er achtete das nicht, und wollte lieber ein Freund Gottes, als der Menschen seyn. Die treue, redliche Liebe seiner Rosine war jetzt das einzige, was ihm Freude und Erquickung brachte; Aber leider konnt er sie jetzt selten sprechen; Denn sie gieng nie anders aus dem Haus, als wenn sie mußte, um sich nicht dem Muthwillen der Soldaten auszusetzen; Und ins Pfarrhaus gieng er selten, weil die Pfarrerin immer ein mürrisches Gesicht machte, wenn er kam.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Wie Rosine vor einem Lieutenant keine Ruhe hat, und dieser endlich Ruhe geben muß.

Die fromme Rosine war eine von den wenigen Mädchen in Erlenburg, die bey dem all gemein eingerissenen Verderben ihre Unschuld oblsig unverletzt behielten. Doch hatte sie nicht wenig schwere und harte Versuchungen zu überwinden, zumal da sie eins der schönsten Mädchen in Erlenburg war. Sie zitterte, so oft sie aus dem Hause gehen mußte. Viele Soldaten waren so frech



frech und ausgelassen, daß sie sie bey hellem Tag auf offner Estrasse anpackten, ihr die schändlichsten, unflätigsten Dinge ins Gesicht sagten, und sie zum Werkzeug ihrer Bosheit brauchen wollten. Andre schlichen ihr heimlich nach, thaten ihr die größten, reizendsten Versprechungen. Aber alles war umsonst. Sie wies sie mit der edeln Verachtung und der Würde von sich ab, die die Tugend ewig vor dem Laster voraus hat, und wovon dieses benach immer sich schämen und verkriechen muß. Selbst in ihrem eignen Hause wurden ihr manche gefährliche Schlingen gelegt. Zwar hatte der Pfarrer keine Einquartirungen; Aber dennoch kamen von Zeit zu Zeit verschiedene Officiers in sein Haus. Die Veranlassung dazu war nemlich diese: Es war ein junger Lieutenant bey einer der drey Kompagnien, der ein weitläufiger Verwandter von der Pfarrerrinn war und sie deswegen ein paarmal besuchte. Sobald er Rosinen ansichtig wurde, so machte er auch schon schändliche Anschläge auf ihre Tugend und Unschuld. Um diese Anschläge besser ausführen zu können, nahm er das nächstemal einen andern Lieutenant von seinem Regiment mit sich ins Pfarrhaus, der schon um ein gutes Alter, und ein durchtriebener Schalk war. Dieser sollte, so war der Anschlag, der Pfarrerrinn mit seinen Reden und Spässen in der Stube die Zeit vertreiben, damit sein Kamerad indeß sich ungehinderter mit Rosinen abgeben könnte. Dieser Lieutenant, Namens Schwalbe, merkte bald, daß er selber der Pfarrerrinn nicht übel anstünde; Daher stellte er sich in

G 2

sie



sie verliebt, und die einfältige Frau ließ sich das durch so verblenden, daß sie sich um ihren Vetter gar nicht mehr bekümmerte, und es gerne sah, wenn er sich oft Stunden lang entfernte. Gewöhnlich gab er vor, er wolle zu seinem Vetter aufs Studierzimmer gehen, und schlich dann unterdessen zu Rosinen in ihre Kammer oder in die Küche. Da hatte nun das arme Mädchen von den Zudringlichkeiten des jungen Lüftlings gar viel auszustehen. Sie war um so übler dran, weil sie dem Lieutenant, als einem Vetter vom Hause, der bey ihrer Frau viel galt, nicht grob bezeugnen durfte. Dem ohngeachtet sagte sie ihm einigemal tüchtig die Wahrheit und stieß ihn ein paarmal so unsanft von sich, daß er in die nächste Ecke taumelte. Da ers aber immer ärger machte, und ihr täglich, bald mit Schmeichelen und großen Versprechungen, bald mit Drohungen und Gewalt zusetzte, und sie vorausah, daß sie bey ihrer Frau nichts ausrichten würde, wenn sie ihn bey ihr anlagte, so wendete sie sich geradezu an ihren frommen Herrn und klagte diesem ihre Noth. Dieser ward über die Thorheiten seiner Frau und die Unverschämtheit seines Veters im Innersten betrübt, versprach aber Rosinen, ihr gewiß zu helfen. Da die beyden Lieutenants am Abend drauf wieder kamen, so gieng er in die Wohnstube, und blieb da, bis sie wieder giengen. So machte ers den nächsten Abend wieder. Dem jungen Lieutenant ward in seiner Gegenwart die Zeit bald zu lang, und die Pfarrerin war auch gern mit ihrem Herrn von Schwalbe allein gewesen;



gewesen; Daher sagte der erstere: Herr Vetter Pfarrer, wollen Sie mich nicht auf Ihre Studierstube führen? Ich möchte mir gern ein Buch zum Lesen aussuchen. Herzlich gerne, sagte der Presbiter, und nahm den jungen Lästling mit sich auf sein Zimmer. Dieser hatte nichts andres im Sinne, als sich sogleich wieder weg, und Rosinen nachzuschleichen. Aber der Pfarrer behielt ihn bey sich, und hielt ihm mit vielem Nachdruck eine scharfe Strafpredigt. Anstatt davon nur im geringsten gerührt zu werden, ließ der junge Stubenheld solche schlechte und verderbne Grundsätze und eine so lieberliche Leichtsinigkeit in seinen Reden blicken, daß der ehrliche Pfarrer kaum begreifen konnte, wie ein Mensch sich selbst so sehr erniedrigen, und so weit zum Thier herabsinken könne. Sie sind ein schlechter Mensch, sagte er zu ihm, der einmal zu spät sein schreckliches Verderben einsehen wird. Pfeisend gieng der Bruder Viederlich aus dem Zimmer und wollte in Rosings Kammer. Aber diese war verschlossen, und so gieng er in das Zimmer der Pfarrersfrau, und brachte da allerley nichtswürdige Spötereien über die gurgemeinten Vorstellungen und Ermahnungen seines Vetteres vor. Als die beyden Helden fort waren, sagte der Pfarrer zu seiner Frau: Von heut an war das Pütschen das systemal in unserm Haus; Das ist ein Gefelle ohne Gott und Glauben und Gewissen. Die Pfarrersfrau wollt ihn noch vertheidigen. Schweig, Sophie! sagte ihr Mann; Sonst weiß ich am



Ende nicht mehr, was ich von Dir selber denken soll? Sie schwieg, da sie Ernst sah.

Den Morgen drauf gieng der Prediger zum General, einem alten, ehrwürdigen, rechtschaffnen Mann, erzählte ihm die Unarten des Lieutenants, und bat ihn, dem jungen Herrn zu bedeuten, er möchte ihm in seinem Hause künftig Ruhe lassen. — Billig, Herr Pastor, billig! sagte der ehrwürdige Greis. Wir sind als Freunde hier, und nicht als Feinde; Und wenn wir auch in Feindeeland ständen, so wärs allemal schlecht gehandelt, solche Streiche in Familien anzufangen. Es ist völlig gegen unser's gnädigsten Monarchen Absicht. Aber ich kenne die jungen Pütschen schon; Sie meinen, ihre Uniform erlaub ihnen alles; Und eben diese sollt ihnen Gesüßl für Ehre und Rechtschaffenheit einflößen. Ich will mit dem Pütschen reden. Er und Schwalbe soll Sie nicht mehr inkommodiren, lieber Herr Pastor! — Der Prediger nahm hierauf vergnügt wieder seinen Abschied.

Den Tag drauf ließ der General das Lieutenanten und Schwalben zu sich kommen, und hielt ihnen ihre schlechte Aufführung vor. Wey den Weibolcuten und der Bouteille, sagte er, seyd Ihr Herren grosse Helden, kämpft muthig gegen Ehrbarkeit und alles, was Religion heißt; Aber vor dem Feinde gehts gemeiniglich sehr kleinlaut her. Pfuy, was das Aufführung heißt, ehrlicher Leute Töchter zu Huren machen wollen, und das in eines Priesters Haus! Ich sag's Ihnen,



nen, führen Sie sich künftig besser auf, Messieurs! Besuchen Sie das Predigerhaus nicht mehr, und lassen Sie den braven Mann und die Seinigen in Ruhe! Sie besonders, junger Herr, sollten sich schämen, unter der Maske und dem Schein der Anverwandtschaft solche Stückchen aufzuführen! — Vende Lieutenants wollten sich nunmehr entschuldigen. — Genug! sagte der General; Es sind mir schon mehr Klagen über Sie zu Ohren gekommen. Ich werde aber gelegentlich hühern Orts anzurühmen wissen. — Bey diesen letzten Worten wurden beyde stumm, und giengen. Sie hätten sich gern an dem Prediger gerächt; Aber die letzte Drohung des Generals schrockte sie, da sie ohnedieß ein böses Gewissen hatten, von aller Rache zurück.

Nun hatte Rosine wieder Ruhe, aber nur von Einer Seite. Die Pfarrerin war über den Verlust ihrer bisherigen Gesellschaft äußerst ungehalten, und mochte auch wohl auf Rosinen einigen Verdacht werfen, daß sie mit Schuld daran sey. Daher plagte sie das arme Mädchen, das die Zeit über etwas Ruhe gehabt hatte, von neuem wieder auf das äußerste, so daß diese selbst es kaum mehr aushalten konnte. Sie redete also mit ihrem Gottsfried drüber, und dieser versprach ihr, sobald die Soldaten wieder weg seyen, woll er mit seinen Eltern darauf reden; Er hoffe gewiß von ihnen die Erlaubnis, sich verheyrathen zu dürfen, zu erhalten. Solang die Soldaten da sind, sagte er, ist ja kein Platz in meinem Haus.



Vier und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfried sich aus dem Staub macht,
um nicht Soldat werden zu
dürfen.

Es gieng nun gegen den Frühling hin, und die Soldaten bekamen Ordre, sich marschfertig zu halten. Am Ende des März brachen auch alle mit einander auf; Und nun ward wieder Ruhe in Erlenburg. Gottfried paßte nun täglich auf Gelegenheit, mit seinen Eltern wegen seiner Heyrath zu reden. Aber plötzlich breitete sich durch einen Fuhrmann, der von der Residenz herkam, das Gerücht in Erlenburg aus, der Landesfürst habe sich für die Eine von den Kriegsführenden Partheyen erklärt; Er werde deswegen im ganzen Land und auch in Erlenburg eine Anzahl junger Leute zu Soldaten ausheben lassen, und die Kommandirten seyen schon unterwegs. Dieß verursachte unter allen jungen Erlenburgern Furcht und Schrecken. Die meisten machten sich über Nacht aus dem Staub, um aus dem Lande zu kommen. Auch Gottfried beschloß, sich davon zu machen. Ich weiß, sagte der ehrliche Walthier, wir gehören unserm Fürsten an mit Gut und Blut, und müssen für ihn sechten, wenn er's haben will, wenn's nehmlich seinen Thron, oder Land und Freyheit gilt. Das ist aber jetzt der Fall nicht. Was geht's uns an, daß die beyden grossen Herren Handel mit einander haben? Mach Dich nur in Gottes Namen auf den Weg, Gott.



Gottfried; Und Du, Marie, such von Kleidern und Weißzeug zusammen, was Du hast! Gott wird unsern Sohn begleiten und uns ihn gesund wieder sehen lassen, wenns Sein Wille, und uns gut ist. Marie suchte unter tausend Thränen zusammen, was sie konnte; Gottfried machte seinen Wandersbüdel und Handwerkszeug zurecht; Und der fromme Walthar holte indessen Rosinen aus des Pfarrers Haus, damit sie von seinem Sohn Abschied nehmen könne. Sobald diese ins Haus trat und ihren Gottfried ansichtig wurde, wie er einen alten Tornister ausbesserte, so fiel sie ihm Todtenblaß um den Hals, weinte, schluchzte, schrie und konnte bald vor Jammer nicht mehr reden. Gottfried ward auch das Herz weich; Er suchte sie zu trösten, konnte aber vor Weinen kaum ein Wort hervorbringen. Der Jammer seiner Mutter war gar unbeschreiblich. Der alte Vater mußte alle seine Standhaftigkeit und allen seinen männlichen Muth zusammen nehmen, um die Dreie zu trösten. Ihr werdet Euch durch Euer Jammern selbst ins Unglück stürzen, sagte er. Wenn Ihr nichts als weinen wollt, so wird nichts fertig; Und indessen können die Soldaten kommen und den Gottfried wegnehmen. Diese Worte munterten sie auf, hurtig alles, was er auf die Reise brauchte, zu suchen. Da die Dämmerung einbrach, waren sie fertig; Und nun gieng das Jammern und Wehklagen von Neuem an; Die fromme Rosine vergieng fast vor Jammer, und Marie weckte durch ihre Klagen ihren Schmerz noch mehr auf. D



Gottfried, Gottfried, wenn wir Dich nur wieder sehen! Dieß war alles, was die beyden Welscher vorbringen konnten. Er saß stumm und blaß da. Der Entschluß, den er so plötzlich fassen mußte, hatte ihn so verwirrt und betäubt, daß er noch nicht nachdenken konnte. Marie, sagte Meister Walther; noch noch etwas gutes Warmes auf den Weg! Lang kanns nicht mehr dauern. Es wird schon ganz dunkel. Marie gieng langsam in die Küche. Gottfried, hub nun Meister Walther an; Viel Zehrgeld kann ich Dir nicht mitgeben; Du weißt selbst, der Winter hat mich viel gekostet; Die Soldaten haben alles theuer gemacht, und die Profession gieng auch nicht stark. Hier — indem er ein ledernes Beutelschen hervorzog — sind acht Loaler; Halt Dich wohl! Arbeite brav, und beth fleißig! So wird Gott Dich nicht verlassen. Denk nur an die Reime: Der mich hat bisher ernähret, und so manches Glück bescheeret, ist und bleibet ewig mein; Der mich wunderbarlich geführt, und noch leitet und regieret, wird fortbin mein Helfer seyn. Hier brach Gottfriedens das Herz. Vater, rief er; Ich kann nicht zu Worte kommen; Aber unser Herr Gott weiß . . . ! Rosine sagte: Ich muß hinaus; Hier halt ichs nicht aus. Sie gieng vor die Thüre, lief heim, und holte all ihr zusammen gespartes Geld für ihren Gottfried. Dieser gieng bald nach ihr hinaus, suchte sie vor der Thüre, und war sehr bekümmert, als er sie nirgend sah. Endlich kam sie. Ich sagte nur zu Hause,



Haufe, schluchzte sie, daß ich nicht heimkomme. Ich begleit ihn vor das Thor hinaus.

Unterdessen hatte Marie etwas Warmes zu recht gemacht, und setzte es auf den Tisch. Behemühiger ward nicht leicht eine Mahlzeit gehalten, als diese. Keines konnte essen; Walthher allein genoß ein wenig. Wir wollen uns zu guter Letzt noch wohl seyn lassen, sieng er endlich an. Tochter Rosine, hol sie bey dem Ochsenwirth zwey Bousteillen Wein; Hier hat sie Geld. Gottfried hat fast nichts genossen, und er hat einen guten Marsch vor sich, bis er über die Gränzen hinaus kommt. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und muß dem Pürschen Kraft geben; Aber wenns austrunken ist, mußt Du fort, Gottfried! Das Jaudern nützt hier nichts. — Rosine holte den Wein. Der alte Walthher füllte die Gläser. Nun Kinder, hub er an, indem er sein Glas an Gottfrieds seines anstieß; Auf glückliches, gesundes Wiedersehen! Gebt der liebe Gott! Sie stießen an; Thränen tröpfelten in den Wein. Ihr macht mir das Herz so weich, daß ich mich schämen muß, sagte Walthher, und wischte sich die Augen. Er schenkte noch ein paar mal ein, gab seinem Sohn einige gute Lehren, und riet ihm, zuerst auf Nürnberg zuzugehen. Das soll eine feine Stadt seyn, sagte er; Ich hatt einmal einen Gesellen von dorthier. Es sind gute fromme Lutheraner da, und der Krieg wird dort, wills Gott, nicht hinkommen. Ich hoffe, der liebe Gott läßt Dich dort Arbeit finden. Wirds Friede, so kommst du wieder zu uns.

Nun



Nun in Gottes Namen, sagte er endlich, da er das letzte Gläschen einschenkte, und aufstand; Nun in Gottes Namen wollen wir aufbrechen. Weiß sie was, Tochter Rosine? Damit man unter dem Thor nichts merkt, so geht sie mit dem Bündel ein wenig voraus und wartet vor dem Thor draussen. Rosine nahm den Bündel und gieng. Nach einigen Minuten sagte Meister Balthar: Nun wirds Zeit seyn. Gieb ihm Deine Hand, Marie, und nimm Abschied! Die gebeugte Mutter fiel ihrem Sohn um den Hals und schluchzte laut. Ach Gottfried, rief sie in der heftigsten Bewegung aus; Tausend-Tausendmal leb wohl; Ich werde Dich wohl auf der Welt nicht wieder sehn! Es ahndet mir. — O Mutter, sagte Gottfried; Warum das? Gott bringt mich wieder zu Euch. — Ach, wenn ich das wüßte! rief sie. — Alles, wie Gott will, sagte Meister Balthar; Wiedersehen wirst Du uns; Ists auf der Welt nicht, so ists droben bey dem lieben Herr Gott. Bleib nur fromm und redlich! Das, nur das nimm auf den Weg mit und bringts wieder, Gottesfurcht und Ehrlichkeit! Leb wohl, Gottfried! Weißt Du, Jakob traf auf seiner Reise Engel Gottes an. Sie werden unsichtbar auch um Dich seyn, wenn Du wie Jakob fromm bleibst. Noch einmal, leb wohl! — Er drückte ihm die Hand; Gottfried schwankte fort, und sah sich wohl noch zehnmahl um. — Gottfried, Gottfried! rief der Vater noch einmal, da er eben um die Ecke hinum gehen wollte. Hast doch Deine Bibel auch mit eingepackt?

— Ich glaube nicht, Vater! — Lieber Gott, so hätten wir ja das Beste vergessen, rief Meister Walthert, und holte die Bibel in der Kammer. Hier, mein Sohn, dieß Buch und Gott sey Dein Geleitsmann! Ließ mir fleißig drinn, und thu darnach! So wird Dir's wohlgehn. Daß wir das vergessen konnten . . ! Gottes Wort kann man nicht aller Orten haben, und das ist doch alles mal das Beste. Nun, zum letztenmal leb wohl! Gott und Sein guter Engel sey mit Dir! —

Gottfried gieng. Marie sank in der Stube auf einen Stuhl hin, verbüllte sich das Gesicht, weinte laut und rang die Hände. Was ist das, Marie? Hast Du Gottes ganz vergessen? sagte Meister Walthert, und stopfte sich seine Nase. Ihn dem Schutz des Höchsten anbefehlen, ist wohl besser, als das Weinen. Der liebe Gott ist doch nicht nur allein in Erlenburg; Wo unser Gottfried hinkommt, ist der liebe Gott auch. Denk doch, daß Du eine Christinn bist! — So redete er noch lange fort; Aber Mariens Herz war jetzt zu sehr beklemmt, als daß sie dem Trost Eingang vergönnen konnte.

Gottfried kam indessen vor das Thor. Er sah seine Rosine nirgends, und fieng an besorgt um sie zu werden. Lang sah er Links und Rechts im Dunkeln umher, und immer ward ihm bänger ums Herz. Endlich rief er leise: Rosine! Rosine! Da hört er endlich rufen: Ist Ers, Gottfried? Er gieng zu einer Linde hin; Da saß Rosine am Stamm des Baums und wollte sich eben aufrichten,



richten. Aber sie war von Schmerz und Thränen so ermattet, daß er ihr aufhelfen mußte. Sie fiel ihm um den Hals, und lange konnten Beide kein Wort reden. — Ach Rosine, fieng endlich Gottfried an; Das ist ein harter Schlag, daß ich Sie verlassen soll! Wie wird Ihrs nun in dem Pfarrhaus gehen? — Ach, versetzte sie; An das will ich nicht denken; Aber wie es Ihm in der Fremde gehen wird! Wenn er nur nicht den Soldaten in die Hände fällt! — Hier schwieg sie wieder, und fieng heftiger zu weinen an. Gottfried wußte nicht, was er zu ihrem Troste sagen sollte? — Hier sind sieben Gulden, fieng sie endlich wieder an, die hab ich nach und nach zusammengespart; Ich dacht auf unsre Hochzeit. Sie gab ihm das Geld, das in ein Stückchen Leinwand eingewickelt war. Nehm Er's auf die Reise mit! Und hier gab mir mein Herr Pfarrer auch noch etwas für Ihn. Er läßt Ihn Glück auf die Reise wünschen, und will für Ihn bethen. Wenn Er nur bald schreibt! Ich will Ihm meinen Lohn nachschicken. — Lieber Gottfried, werden wir uns auch wiedersehen? — Ja gewiß, gewiß! rief Gottfried! Bethe Sie nur fleißig! Ach Rosine! Hör! Ich kann nicht anders reden. — Nimm Dein Geld! Du kannst's besser brauchen. Der liebe Gott wird mir schon durchhelfen. — Sie nahm das Geld durchaus nicht zurück. — Noch etwan eine halbe Viertelstunde sprachen sie so zusammen. Jetzt muß es geschieden seyn, sagte endlich Gottfried; Ich muß diese Nacht noch weit. Sie gelobten nun
eins



einander ewige Treue, wünschten sich tausend Glück und schieden. Rosine stand noch eine Viertelstunde da, rang die Hände zum Himmel, und schwankte endlich heim.

In einer dumpfen Betäubung, die der Sinnlosigkeit nahe kam, wandelte jetzt Gottfried seines Weges auf der Landstrasse fort, und konnte weiter nichts denken, als: Ach Gott, steh meinen lieben Eltern und Rosinen bey! So gieng er noch eine halbe Stunde fort; Da gieng, ihm zur Rechten, der Mond hell und ohne Wolken auf. Mit den ersten Stralen desselben wards auch in seinem Herzen heller. Es war ihm, als ob ein Flor von seinen Augen wegfiel; Er konnte nun besser und mehr an sich und seine Zurückgelassenen denken; Und nun ward sein Herz weich, und Thränen schoßen ihm ins Auge. Weinend sah er zum Himmel auf, und bethete mit Inbrunst für sich und die Seinigen. Dann dachte er in die Zukunft, und was ihm auf seiner Wanderschaft begegnen könnte. Getrost hoffte er auf Gottes Beystand; Aber banger ward ihm ums Herz, wenn er an seine Rosine dachte, und wie viel sie bey der Pfarrerin werde auszusuchen haben, bis er wieder komme. Weinend sah er nach dem immer höher steigenden und immer heller glänzenden Mond hin; Da kam ihm schnell wie ein Blitz der Gedanke in die Seele; Ich will meinen Eltern schreiben und sie bitten, meine Rosine zu sich ins Haus zu nehmen. Nun ward ihm auf Einmal weiter und leichter ums Herz; Gestrofter gieng er seines Weges fort, und stimmte
aus



aus lautem Halse das schöne Kirchenlied vom seligen Paul Gerhard an: Ich hab in Gottes Herz und Sinn mein Herz und Sinn ergeben 2c. 2c.

Er hatte alle zwölf Verse mit der herzlichsten Andacht durchgesungen, und gieng eben mit gestärktem Herzen in ein kleines Wäldchen hinein, durch das die Landstrasse gerade durchgieng, als er in der Ferne ein großes Geräusch, das aus Singen, Lachen und Schreien bestand, vernahm. Es fuhren ihm allerley Gedanken durch den Kopf und endlich fieng ihm an zu grauen. Das Geschrey kam auf ihn zu, und immer näher und näher. Er vernahm schon einige Stimmen deutlich, und hörte ein Soldatenlied singen; Darans schloß er, daß Soldaten kommen, und begab sich von der Landstrasse ins Gebüsch hinein, wo er sich hinter einen dicken Baum hin stellte. Weit ins Holz hinein wollte er sich nicht wagen, weil er fürchtete, sich zu verirren. Kaum war er einige Minuten da, so zogen zwischen zwanzig und dreißig Soldaten auf der Landstrasse nah bey ihm vorbey. Daß es Soldaten waren, sah er an ihren Klinken, die im Mondschein flimmerten. Auch rief einer, der hinter drein ritt: Hurrig, Pürsche! Damit wir die Erlenburg'schen Pürschchen noch im Bett antreffen! — Bey diesen Worten überließ ihn ein kalter Schauer. Erst da sie so weit von ihm weg waren, daß er das Geräusch, das sie machten, nicht mehr hören konnte, fieng er an, ganz leise brünstig Gott zu danken, daß er dieser Gefahr so glücklich entgangen sey, und nun wagte er, sich wieder



er vermuthlich unter denen mit, die wir auf dem Hermarsch aufgefißt haben. Sie giengen nun unter Kluden und Murren weiter. — Gott sey Lob und Dank, sagte Meister Walthers, da er mit seiner Marie in die Stube trat. Einer Gesfahr ist er nun schon entgangen. Gottlob, daß ich den Abschied so betrieben habe! Wir, Marie? und Du dankst dem lieben Gott nicht auch? — Ach Walthers, sagte diese weinend; Hast Du denn nicht gehört, daß sie ihn auf dem Wege wunden aufgefangen haben? Walthers erschrocken anfangs über diese Rede, und wußte nichts darauf zu sagen. Er faßte sich aber bald wieder, und suchte allerley Trost hervor, um seine Marie zu beruhigen, ob er gleich selbst voller Unruhe war.

Den andern Tag verbreitete sich schnell im ganzen Städtchen das Gerücht, Walthers Gottfried sey, so wie noch drey andre Bürgersöhne, auf der Landstrasse den Soldaten in die Hände gefallen, und sogleich zum Regiment geführt worden. Diese Nachricht gründete sich auf die Beschreibung, die einer der Soldaten von der Kleidung und dem ganzen Aussehn der Weggenommenen machte, und wovon eine vollkommen auf unsern Gottfried paßte. Rosinen kam dieses noch denselben Morgen zu Ohren; Sie erschrocken darüber so sehr, daß nicht viel fehlte, daß sie nicht in Ohnmacht fiel. Sie lief gleich darauf in das Haus ihrer Schwiegereltern und fragte, ob das wahr sey? Kaum hörte Marie etwas von dieser neuen Trauerpost, so fiengen die zwey Weibskente ein



Geschrey an, daß man auf der Straßte hörte, und die ganze Nachbarschaft zusammenlief. Selbst der rechtschaffne Prediger hörte auch davon, und kam, um sie zu trösten; Aber sie wollten von keinem Trost hören. Als zween Tage nachher die in Erlenburg und auf den benachbarten Dörfern ausgehobne junge Mannschaft den Walthers Haus vorbengeführt wurde, und viele Pürsche so gar traurig ausfahen, da sprang Marie unter ihre Thüre, schlug die Hände überm Acpf zusammen, und jammerte laut, ward aber von den Soldaten nur ausgespottet. So war nichts als Jammer in des braven Walthers Haus. —

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottsfried um sein Geld geprellt wird, und zu Nürnberg in Arbeit kommt.

Im Grund aber war dieser Jammer ganz unnöthig; Denn Gottsfried war den Soldaten bereits entgangen und glücklich über die Gränzen hinaus gekommen. Nunmehr ruhte er erst in einem Dorfe, das dem benachbarten Fürsten zugehörte, aus, und mußte da drey Tage lang im Wirthshaus liegen bleiben, denn er war entseßlich abgemattet, und hatte sich, weil er das Marschiren nicht gewohnt war, Blasen an den Füßen gelaufen. Er erzählte jetzt den Wirthsleuten, daß er auf Nürnberg zu gehen wolle; Und da machte man ihm eine so schreckliche Bes

H 2

schreis



schreibung von den Gefahren, denen er wegen der herumziehenden Marodeurs ausgesetzt sey, daß ihm bang zu werden anfieng, und er lange bey sich unschlüssig war, ob er seinen Marsch fortsetzen wolle? Weil er aber überall Gefahren sah, so beschloß er endlich doch, in Gottes Namen weiter fortzuwandern. Doch beobachtete er die Vorsicht, die ihm ein alter Mann im Wirthshaus empfohlen hatte, daß er sein meistes Geld in seinen Rock einnähte. Er war auch kaum zwei Stunden weit von dem Dorfe weg, so fielen ihn fünf Kerls an, und foderten ihm sein Geld ab. Er gab ihnen zitternd die paar Gulden, die er in der Tasche hatte, und sagte, mehr als das hab er nicht. Das ist Kleinigkeit! sagte einer von den Kerls, und warf es weg. Zieh nur Deinen Rock aus! Der ist besser zu brauchen. Gottfried fiel auf die Kniee nieder, und bath, ihm doch den zu lassen! Es sey jetzt so kalt. — Willst Du noch Umstände machen? rief hier einer von den Kerls und setzte ihm seine Pistole auf die Brust. Traurig zog der arme Gottfried seinen Rock aus. — . Hols der Teufel! rief drauf einer; Sieh, dort kommen sie. — Wie der Wind flogen nun die Kerls davon und ließen den Rock und das weggeworfne Geld im Stich; Denn drey Husaren sprengten aus dem nächsten Gebüsch heraus und den Marodeurs nach, die sie auch in weniger als zwei Minuten einholten. Gottfried wußte nicht, wie ihm war. Er zog seinen Rock wieder an, sammelte das Geld auf, und blieb nun wie versteinert stehen, aus Furcht, die Husaren möchten auf ihn



zukommen und noch ärger mit ihm umgehn. Diese ritten aber mit den Buschleppern quer über das Feld auf ein Dorf zu. Und nun fiel Gottfried auf die Erde nieder, dankte Gott mit lauter Stimme und mit Thränen für seine wunderbare Errettung, und gieng seinen Weg weiter. — In dem nächsten Städtchen erholte er sich erst wieder ganz von seinem Schrecken und blieb den ganzen folgenden Tag da liegen. In seiner Herberge lag auch ein Schlossergeselle, der sogleich mit ihm Bekanntschaft machte, und da er hörte, daß Gottfried auf Nürnberg zu gehen wollte, so both er sich ihm zum Reisecammeraden an. Gottfried nahm dieß mit Freuden an; Denn der Schlossergeselle that sehr freundlich gegen ihn, und stellte sich sehr fromm und gottesfürchtig. Sie machten sich also den nächsten Morgen mit einander auf die Reise. Kaum waren sie eine Stunde weit mit einander gegangen, so eröfnete der Schlossergeselle Gottfriedem sein Anliegen. Er habe heute, sagte er, seinen letzten Groschen ausgegeben; Denn er marschire nun schon über ein Vierteljahr herum, ohne irgendwo Arbeit bekommen zu haben. In Nürnberg wiß er gewiß, daß er Arbeit bekommen werde; Denn ein Handwerksbursche hab ihm gesagt, daß da großer Mangel an Schlossergesellen sey. Nun that er sehr kläglich und sagte, er wisse nun nicht, wie er weiter kommen solle? Fechten mög er nicht; Denn die Leute hätten selbst nicht viel und dauerten ihn. Gottfried, der von Natur sehr gutmüthig und weichherzig war, und dem Menschen auf seine



Worte und sein ehrliches Gesicht hin traute, sagte ihm, er soll deswegen völlig unbekümmert seyn! Er habe hinlänglich Geld, um damit nach Nürnberg und auch, wenns Noth thue, noch weiter zu kommen; Er wolle für ihn auszahlen, wenn er nur in Nürnberg sein Geld wieder bekomme. Der Schlossergeselle versprach ihm in Nürnberg alles bey Heller und Pfennig, und mit dem größten Dank wieder heim zu geben. Und nun wanderten sie ruhig fort; Gottfried zahlte aller Orten aus, und ließ sich oft von dem Schlosser verleisten, mehr zu verzehren, als er für sich selbst würde gethan haben. Sie waren jetzt nur noch anderthalb Stunden von Nürnberg entfernt, und schon schlug unserm Gottfried das Herz vor Freude lauter, als der Schlosser anfieng: Jetzt hätt ich noch eine Bitte, Bruder Erlensburger; Wenn wir in die Stadt kommen, so geht Er auf seine Herberge, und ich auf die meinige. Wenn ich da nun einen Meister kriege und soll bey ihm einziehen, und kann den Herbergvater nicht bezahlen, so läßt er mich nicht fort, oder zieht mir den Rock vom Leib, und meinen neuen Meister mag ich doch nicht gleich um Geld ansprechen. Er möchte mich sonst für einen schlechten Purschen halten. Will Er mir nicht noch einmal einen Gefallen thun und mir einen Thaler leihen? So zahl ich ihm dann alles mit einander! — Gottfried war auch dazu willig, und zog in dem nächsten Dorf sein Geld heraus, um ihm einen Thaler zu leihen. Jetzt fand er aber zu seiner großen Bestürzung, daß er selber nur noch zweyen Gulden



Gulden habe. Er sagte dieses seinem Kammeraden, entschuldigte sich noch dazu bey ihm sehr, und setzte hinzu: Einen halben Thaler kann ich noch entbehren, wenn Ihm damit gedient ist. Der Schlosser sagte: Etwas ist besser als nichts, und steckte den halben Thaler in die Tasche.

Sie kamen nun an das Thor von Nürnberg. Nun will ich dahinüber gehen, sagte der Schlosser. Meine Herberge ist gleich dort am nächsten Thor, und ich mag nicht durch die halbe Stadt gehn; Das Pflaster thut so weh, wenn man lang marschirt ist. Adies, Bruder Erlenburger! Komm Er nur Morgen oder Uebermorgen auf meine Herberge! So wollen wir schon mit einander eins werden. Und so giengen die Beyden von einander.

Gottfried gieng nun auf seine Herberge, und legte sich, weil es schon spät und er sehr müd war, bald ins Bette. Den andern Morgen ließ er sich beym Handwerk umsagen, und gieng ins dessen spazieren, um die Stadt zu besehen. Er war über die grossen, hohen, steinernen Häuser ganz auffser sich, und glaubte, in einer neuen Welt zu seyn. Als er wieder auf seine Herberge zurück kam, war schon ein Meister da, und nahm ihn in Arbeit. Denselben Nachmittag gieng er auf die Schlosserherberge, und fragte da nach seinem Reisecammeraden. Aber wie erstaunt war er, als kein Mensch nichts von ihm wissen wollte! Es sey seit vierzehn Tagen kein Schlossergefelle auf der Herberge gewesen, sagte ihm der Herbergs



bergvater. Gottfried machte diesem noch eine Beschreibung von der Kleidung und dem Aussehn seines Kammeraden. Ach, das ist der Dresdner, sagte der Wirth. Auf den wird Er lange warten, guter Freund! Der ist mir auch noch zwölf Bagen schuldig. Es ist ein gar feiner Kaup; Welchem unter die Hände kommt, bleibt gewiß nicht ungerufen. Ein andermal, guter Freund, schau Er den Leuten besser ins Gesicht! Sein Geld sieht Er nicht mehr; Drauf will ich Ihm Brief und Siegel geben. — Traurig gieng nun Gottfried seiner Wege. Hätt ich das doch nimmermehr geglaubt, dachte er bey sich selbst, daß es könnte so gottlose Leute geben. Der Dresdner sah so ehrlich aus, sprach so viel vom Christenthum und that so fromm. Aber das soll mir eine Warnung seyn, daß ich künftig nicht mehr Jedem auf sein ehrliches Gesicht hin trauen will. Gottlob, daß ich jetzt nur Arbeit habe! Sonst wär mirs übel gegangen. —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Nachricht von Gottfrieds Meister und dessen Hausfrau.

Den andern Morgen trat er nun die Arbeit bey seinem Meister an. Dieses war ein sehr geschickter Mann, der bey seinen Kunstgenossen in ziemlichem Ansehen stand und auch das Ehrenamt eines Kunstmeisters bey ihnen bekleidete. Darauf that er sich aber auch erstaunlich viel zu gut. Er
war



war überhaupt äusserst einbildisch, und hüzig das bey. Wenn einmal einer seiner Gesellen es versah, daß er ihn nur Meister, und nicht Herr Zunftmeister betitelte, so ward ihm den Tag darauf ohne Gnad und Barmherzigkeit die Arbeit aufgekündet. Zunftmeister Bärmann, so hieß er, las eine Menge Zeitungen, auch Fasimanns Todtengespräche und andre Bücher dieser Art, und räs sonnirte darüber mit ziemlich vieler Einsicht, aber auch mit grosser Zuversicht. Bey dem eben jetzt vormaltenden Krieg war er so sehr mit interessirt, als kaum einer von den Kriegsführenden Prinzen. Wenn die Erlanger Zeitung kam, dieß war sein Leibblatt, so ließ er alles stehen und liegen; Auch seine Gesellen durften nicht fortarbeiten. Er las ihnen dann die Zeitung vor, und machte oft Stundenlange Anmerkungen drüber. Auf nichts bildete er sich mehr ein, als auf seine Reichsbürgerliche Freyheit; Wenn er heut in einer fürstlichen Residenz hätte Hofstischler werden können, er hätte es gewiß ausgeschlagen. Ein freyer Reichsbürger, pflegte er zu sagen, steht unter Niemand, als unter Gott. Daher war er auch auf seine Obrigkeit nicht gut zu sprechen. Wenns auf ihn angekommen wäre, so hätte jeder Nürnberger so viel gegolten, als der andre. Dieß war auch das gewöhnliche Kapitel, über das er sich jeden Sonntag in einem Weinhaus, — denn zum Bier gieng er niemals — mit andern angesehenen Handwerksleuten unterhielt; Und da kam er oft gewaltig erhitzt heim. Dabey war er aber sonst ein sehr rechtschaffner, unbescholtner Mann, der jedes

H 5

dem



dem das Seinige gab, in seinem Hause streng auf Zucht und Ehrbarkeit hielt, und die Religion über alles hochschätzte. Seine Frau war eine der redlichsten, frömmsten und rechtschaffensten Seelen in ganz Nürnberg. Sie war die Tochter eines frommen Landpfarrers gewesen, hatte schon in ihrem funfzehnten Jahr ihre Eltern verloren, die ihr nichts hinterlassen konnten, als eine gute christliche Erziehung und hundert Thaler; Denn sie hatte noch fünf Geschwister. Nach dem Tod ihrer Eltern, die in Einer Woche starben, kam sie zu einer alten Waase, die weitläufig mit ihr verwandt war und sie aus Mitleiden umsonst in ihr Haus nahm. Da mußte sie sich nun, weil die Waase äußerst wunderbarlich war, sehr viel gefallen lassen. Sie kam die ganze Woche über niemals aus dem Haus, als ein paarmal in die Kirche, und mußte den ganzen Tag über das Reizen ihrer Waase anhören. Da sie keine Freundin hatte, der sie ihre Noth klagen konnte, so hielt sie sich desto mehr an den unsichtbaren Waisenfreund im Himmel; Und so ward ihr die, ihr von ihren Eltern eingepflanzte Frömmigkeit gleichsam zur zweiten Natur, und sie war gewiß, wie schon gesagt, eine der besten, frömmsten Seelen in ganz Nürnberg. In der Einsamkeit und Stille wuchs sie auf. Es sah sie beynahe keine Mannsperson, und die sie sahen, richteten ihr Auge nicht auf sie und kannten sie nicht; Denn sie machte gar keinen Staat, und ihre Vermögensumstände lockten auch keinen Freier an sich. Also hatte sie gar keine Hoffnung, jemals verheyrathet zu werden, da sie über,



überdies jetzt schon nahe bey den Dreßigen war. Da lernte sie der Meister Bärmann, der eben sein Meisterstück gemacht hatte, durch ein Ungesähr kennen, und sie gefiel ihm. Er beschloß, sie zu heyrathen. Zwar hätte er weit reichere Mädchen bekommen können, aber eben keine Pfarrerstöchter. Und Stand und Herkommen galt bey ihm natürlich mehr als Vermögen. Er warb also um sie. Die Baase machte anfangs einige Schwierigkeiten; Weil aber das Mädchen grosse Lust zu ihm hatte, so mußte sie es geschehen lassen. Die Ehe ward eine von den ziemlich glücklichen. Die Meister Bärmanninn hatte, wie ich oben schon anführte, ein edles, durch Religion und kleine Widerwärtigkeiten im Guten noch mehr befestigtes Gemüth. Sie ehrte und liebte ihren Mann Theils aus natürlicher Neigung, Theils, und zwar noch weit mehr aus Dankbarkeit, daß er sie als ein armes Mädchen geheyrathet hatte. Und das war es eben, was des ehrgeizigen Bärmanns Herz am ersten gewinnen und mit Gegenneigung füllen konnte. Ihre Sanftmuth, ihr nachgiebiges Wesen milderte in mancher Rücksicht sein rauheres, aufbrausendes Wesen, so daß er ihr oft in diesem und jenem nachgab, wenn sonst kein Mensch etwas über ihn vermochte.

Von fünf Kindern, die sie ihm gebohren hatte, blieben zweye am Leben. Das Eine war ein Sohn, der jetzt in der Fremde war. Anfangs sollte dieser, nach dem Willen seines Vaters durchaus studieren, damit er, nach seinem Ausdruck, die Ehre der Familie erhielte. Als er aber
auf



auf keine Weise dazu taugte, und durchaus ein Tischler werden wollte, wie sein Vater, so gab's dieser schlechterdings nicht zu, und ließ nicht eher nach, als bis er die Profession eines Uhrmachers erlernte. Das zweite Kind war eine Tochter, die jetzt in ihr siebenzehntes Jahr gieng; Sie war schön und munter, aber doch nicht leichtsinnig; Denn Juliane, so hieß sie, war auch sehr fromm und tugendsam, welches sie hauptsächlich der guten und liebevollen Erziehung ihrer Mutter, die sie zur Religion und allem Guten anhielt, zu verdanken hatte.

Es gefiel unserm Gottfried sehr wohl in diesem Hause. Neben ihm arbeiteten noch drei Gesellen. Einen davon kannte er sogleich; Denn er hatte vor fünf Jahren bei seinem Vater in Erlenburg gearbeitet. Dieser freute sich, ihn wieder zu sehen, weil er viel auf seinen Vater hielt. Es war ein stiller, ordentlicher, und dabei sehr geschickter Mensch, der jetzt seit diesen fünf Jahren noch recht vieles dazu gelernt hatte. Gottfried hielt sich ganz allein an ihn. Er konnte nicht nur vieles von ihm lernen, sondern lernte auch durch ihn gleich in den ersten Tagen den Kunstmeister Börmann und seine ganze Gemüthsart, und wie man sich bei ihm am besten beliebt machen konnte, kennen; Und dieß war für unsern Gottfried, der noch ziemlich unerfahren in der Welt war, von sehr großem Nutzen.

Am nächsten Sonntag Nachmittag setzte sich Gottfried gleich hin und schrieb einen langen Brief an seine Eltern, worinn er ihnen eine ausführliche Nach-



Nachricht von seiner ganzen Reise, denen darauf ausgestandenen Jährlichkeiten, von seiner glücklichen Ankunft in Nürnberg und dem erwünschten Zustand, in dem er sich jetzt beym Junstmeister Bärmann befinde, ertheilte. Von dem schlechten Streich, den ihm der Schlossergeselle gespielt hatte, schrieb er nichts, Theils weil er sich schämte, daß er sich so hatte hinters Licht führen lassen, Theils damit sein Vater nicht glauben möchte, er müsse ihm wieder Geld schicken. Drauf schrieb er auch einen Brief an seine Rosine, worinn er ihr die aufrichtigsten Versicherungen von seiner fortwährenden Liebe und Treue ertheilte, und nach ihrem Wohlbestinden sich erkundigte. Welche Freude diese Briefe, nach der langen ängstlichen Besorgnis wegen Gottfrieds Schicksal, in dem Haus des ehrlichen Meisters Walthers und bey seiner guten, frommen Rosine verursacht haben werden, das kann sich jeder, der dieß Buch ließt, selbst vorstellen. Nach drey Wochen bekam auch Gottfried schon einen Brief von seinem Vater, und einen von Rosinen, worinn beyde Gott für seine gnädige Erhaltung dankten und ihm von ihrem Wohlbestinden Nachricht ertheilten.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wie es Gottfrieden in Nürnberg wohl, und der frommen Rosine in Erlenburg
übel geht.

Er war nun schon ein Vierteljahr in Nürnberg, und setzte sich bey seinem Meister immer mehr
in



in Gunst, nicht nur weil er fleißig und geschickt und gelehrig war, sondern auch vorzüglich deswegen, weil er immer am aufmerksamsten zuhörte, wenn Meister Bärman die Zeitungen las, und um alles, was den Krieg anging, sich aufs genaueste bekümmerte. Wenn die andern Gesellen am Sonntag Nachmittag auf die Herberge giengen, so las Gottfried in einem von des Zunftmeisters Büchern, oder sprach mit ihm über politische Dinge, gab ihm Recht, daß ein Reichstädter weit mehr, und weit glücklicher sey, als ein fürstlicher Unterthan, und gewann dadurch vollkommen die Gunst und Liebe seines Meisters. Besonders machte er sich bey ihm dadurch beliebt, daß er noch etwas wenig Latein verstand und seinen Casum zu setzen wußte, welches der Zunftmeister, da er auch einst auf die lateinische Schule gegangen war, für die höchste Zierde eines Handwerksmannes hielt. Da er einmal von ohngefähr sah, daß Gottfried eine sehr leserliche, und dabey zierliche Hand schrieb, so kam er auf den Einfall, ihn eine gewaltig dicke alte Chronik von Nürnberg, die er für den größten Schatz von den Freheiten und Gerechtsamen der Bürger hielt, abschreiben zu lassen, und versprach ihm für jeden Bogen einen Bogen. So mühsam dieses Geschäft und so gering die Bezahlung war, so übernahm es Gottfried dennoch, weil er seinen Meister durch eine abschlägige Antwort nicht vor den Kopf stoßen wollte, und überhaupt von einer solchen Gemüthsart war, daß er nicht leicht einem Menschen etwas abschlagen konnte. Er brachte nun
immer



Immer die Eine Hälfte der Sonn- und Feiertage mit Abschreiben zu, und war so fleißig, daß ihm sein Meister von Tag zu Tag gewogener wurde. — Durch sein fleißiges Kirchengehen, und sein still- les, sitzames Wesen machte er sich auch bey der Junftmeister Bärmanninn und ihrer Tochter so beliebt, daß er wie ein Kind vom Haus gehalten wurde. Er wurde nun auch nach und nach galanter, und schaffte sich verschiedne neue Kleidungs- stücke an. Dieß that er hauptsächlich deswegen, weil sein Meister, der so sehr aufs Aeußerliche und in die Augen fallende sah, sich ein paarmal schon von weitem her hatte verlauten lassen, wenn er bessere Kleider hätte, so wüßte er ihn gern zu- weilen am Sonntag mit in Gesellschaft nehmen. Er sparte also sorgfältig alles Mammen, um sich bald ein neues Kleid machen lassen zu können. Auch bekam er jetzt täglich eine Tasse Kaffee zu trinken. Anfangs wollte erß nicht annehmen; Aber sein Meister ließ ihm kein Ruhe, und sagte, das sey Kleinstädtisch gedacht, keinen Kaffee trin- ken zu wollen. Ueberhaupt kam er unvermerkt ziemlich von der einfachen Lebensart, die er zu Erlenburg in seiner Eltern Haus geführt hatte, ab, und war in manchen Stücken umgemodelt, eh er selber noch dran dachte.

An Rosinen und seine Eltern schrieb er von Zeit zu Zeit, und erhielt auch fleißig Nachrich- ten von Erlenburg. Etliche Wochen vor Ostern bekam er von Rosinen einen Brief, der ihn sehr traurig machte. Bisher hatte sie ihm immer be- richtet, sie komm jetzt ziemlich gut mit ihrer Frau aus.



aus. Jetzt aber meldete sie ihm, länger könne sieß im Pfarrhaus nicht mehr aushalten. Der junge Herr sey von der Schule zurück gekommen, und werde jetzt ein halbes Jahr, eh er auf Universitäten gehe, in dem Hause seiner Eltern bleiben. Er sey jetzt ganz ausgelassen und verwildert, und mach immer die schändlichsten Anmuthungen an sie. Sie könne sich an keinen Menschen wenden; Denn die Mutter schweige nicht nur zu seinen Bosheiten still, sondern bestärk ihn darinn nur noch mehr, und der alte Herr ziehe sich das ungezogne, ausgelassene Wesen seines Sohnes so sehr zu Gemüthe, daß er schon einige Zeit her bettlägerig sey und sich einen Vikarius halte, und es wohl vermuthlich nicht allzulang mehr treiben werde. Seiner, nemlich Gottfrieds Mutter habe sie schon ihre Noth geklagt; Diese aber wolle nichts davon hören, daß sie aus dem Dienste gehen soll, weil man sich dadurch die Pfarrerin zum Feind machen, und zu allerley Geschwätz im Städtchen Anlaß geben würde. — Sie würde, setzte sie hinzu, gern noch länger im Pfarrhaus bleiben; Allein es sey ihr unmöglich; Lieber wolle sie in einen fremden Dienst gehen, wenn man sie in seinem Hause nicht aufnehmen wolle. u. s. w.

Gottfried war anfangs über diesen Brief sehr unruhig, gieng ein paar Tage ganz niedergeschlagen herum, und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Endlich beschloß er, gerade an seinen Vater zu schreiben, ihm die ganze Sache, wie sie war, zu entdecken, und aufs äufferste in ihn zu dringen,



bringen, seine Rosine aus dem Pfarrhaus weg, und in sein Haus aufzunehmen. Er that's auch sogleich den nächsten Sonntag, und schrieb so bestmöglich als er konnte, an seinen Vater. Er war jetzt zwar wieder etwas ruhiger; Aber dennoch sah er der nächsten Antwort mit Unruhe und ängstlichen Besorgnissen entgegen, war auch wechselweise bald voll Mitleiden mit seiner armen Rosine, bald voll Eifersucht auf seinen alten Schulkammeraden Benjamin, so daß er manche unruhige halbschlaflose Nacht hatte. Vier Wochen wartete er vergeblich auf Antwort, und je länger er wartete, desto mehr fieng seine Unruhe wieder zu steigen an. Endlich kam ein Brief von seinem Vater mit einem Einschluß von Rosinen, den er zitternd erbrach, und wovon der Inhalt dieser war: Sein Brief habe bey seinem Vater so viel vermocht, daß dieser sogleich zu dem kranken Prediger gegangen sey, und ihm die Sache geradezu und nach der reinen Wahrheit vorgetragen habe. Der gute Prediger hab über die Gottlosigkeit seines ungerathenen Sohns geseufzt, und drauf gesagt: Ich kanns Euch gar nicht verdienen, lieber Meister Walthers, daß Ihr Rosinen nicht länger an einem so gefährlichen Ort lassen wollt. Sie kann in Gottes Namen gehen; Ich geb Ihr das Zeugnis, daß sie in meinem Hause treu und redlich gedient hat; Das wird ihr der liebe Gott belohnen. Ach, ich darf nicht reden, Meister Walthers! Es hat sich in meinem Hause vieles gar sehr verändert; Aber Gott weiß, ohne meine Schuld. Es war mir für meine letzten

Geschichte Gottfried Walthers.



Lebenstage noch viel Kummer aufbehalten. Doch wie Gott will! Desto freudiger seh ich meiner Auslösung entgegen. O wie wohl wird mir bey meinem Heyland seyn! — Acht Tage nach diesem, schreibt Rosine, sey sie aus dem Dienst gekommen und sey jetzt bey ihren Schwiegereltern. Jetzt fange sie erst wieder zu leben an. Die Pfarrerinn habe zwar greulich gelärmt, und ihr ihren Lohn nicht ausbezahlen wollen; Aber der Herr Pfarrer hab ihr ihn nach der Hand zugeschickt. Gottfried war jetzt voll Freuden über diese Nachrichten, und dankte Gott, daß alles so gut ausgegangen sey. Er schrieb auch bald darauf wieder, und dankte seinem Vater.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfried in Nürnberg ein Heyrathsantrag gemacht wird, und was weiter draus entsteht.

Unterdessen warb Frühling geworden und Gottfried hatte den Winter über so viel Geld zusammen gespart, daß er sich ein neues blaues Kleid mit tombackenen Knöpfen konnte machen lassen. Der Zunftmeister Bäermann hatte grosse Freude drüber, als er ihn am nächsten Sonntag so gepuht sah, und schenkte ihm dazu noch eine rothe Weste und einen feinen Kastorhut, den er nur rein machen lassen durfte. Sein Meister nahm ihn jetzt auch zuweilen mit, wenn er einen Spaziergang auf die benachbarten Dörfer machte,



machte, und hielt ihn da immer fren. Gewöhnlich besprach er sich da mit ihm über Kriegs- und Staatsangelegenheiten und über das Glück, ein freyer Reichsbürger zu seyn. Wenn ich an seiner Stelle wäre, Walther, sagte er einmal zu ihm, so gieng ich nicht mehr nach Erlenburg zurück, und dächte drauf, wie ich in einer Reichsstadt unterkäme. Hier in Nürnberg wollt ich ihm wohl selbst dazu behülfflich seyn, daß er eine Meisterstochter bekäme. Wenn er sich noch ein paar Jährchen gut hält, so schwör ichs ihm zu, daß es ihm nicht fehlen soll; Ich müßte nur gar nichts bey meiner Zunft gelten. — Gottfried sagte, er wisse wohl, daß es in einer Reichsstadt hundertmal besser zu leben sey; Aber in Erlenburg hab er Vater und Mutter, und für diese muß er doch vor allen Dingen sorgen. — Laß er nur mich machen! sagte der Zunftmeister mit einer sehr Bedeutungsvollen Miene. — Von seiner Verlobung mit Rosinen hatte Gottfried nie noch nichts gesagt. Denn Meister Bärmann hatte sich einmal verlauten lassen: Das seyen einhändige Putsche, die sich gleich zu Haus an Mädchen hängen, weil sie sich dadurch selbst den Weg versperrten, auswärts ihr Glück zu machen. Gottfried schrieb daher immer am Sonntag oder an dem sogenannten blauen Montag nur insgesam an Rosinen.

Der Zunftmeister Bärmann hatte nicht umsonst gegen Gottfried von seiner Versorgung in Nürnberg gesprochen, sieng auch nach der Zeit noch mehr als Einmal davon zu reden an. Er



gieng nehmlich lange schon mit dem Gedanken um, in kurzer Zeit seine Profession aufzugeben und vom Gewonnenen zu leben. Sein Ehrgeiz blies ihm ein, ein Buch in Druck ausgehen zu lassen. Deswegen hatte er schon lange alle mögliche Chroniken, auch allerley alte Verordnungen von Nürnberg gesammelt, aus denen er hoffte beweisen zu können, daß alle Zünfte an der Regierung Antheil haben sollten. Dazu wollte er nun Musse haben, und hoffte sich dadurch um sein Vaterland aus der Maassen verdient zu machen, auch nebenher zunächst an der neu einzuführenden Regierung mit Antheil zu bekommen. Diese Grillen, die er keinem Menschen entdeckte, beschäftigten ihn unaufhörlich, und jetzt, da er mit Gottfried täglich von Staatsachen sprach, mehr als jemals. Er dachte nur noch darauf, seine Tochter ansehnlich zu versorgen. Anfangs hoffte er sie an einen angesehenen Mann, der kein Handwerk triebe, zu verheyrathen. Aber es wollte sich kein solcher zeigen; Auch gab das Mädchen mehrmals nicht undeutlich zu verstehen, sie wolle keinen andern, als einen Handwerksmann. Aus mehr als Einem Umstand kam er auch auf die Vermuthung, daß Gottfried ihr gar nicht gleichgültig seyn möchte. Er fragte auch einmal sein: Frau darum, und diese schien seine Vermuthung ebenfalls mehr zu bejahen, als zu verneinen. Juliane war auch in der That in unsern Gottfried verliebt, und ließ es sich deutlich genug merken. Er aber merkte dennoch nichts davon; Denn er ließ sich nicht einfallen, daß ein

Wid.



Mädchen, das einen so angesehenen Vater hatte, und sich so galant in Kleidern trug, auf ihn herabsehen würde. Seine Nebengesellen und auch andre Leute nahmen es inzwischen als eine bekannte Sache an. Sie schenkte ihm immer des Morgens seinen Kaffee selber ein, kam fleißig aus der Wohnstube mit ihrer Arbeit in die Werkstätte herab, und setzte sich an seine Hobelbank, erzählte ihm allerlei, und ließ sich wieder von ihm etwas von Erlenburg und von seiner Wanderschaft erzählen. Bey Tisch legte sie ihm immer das Beste von den Speisen vor, und war schon ein paarmal mit ihm am Sonntag spazieren gegangen. Ihre Mutter merkte wohl, was in dem Herzen ihrer Juliane vorgieng, war aber damit gar nicht unzufrieden, weil sie selber sehr viel auf Gottfried hielt. Anfangs besorgte sie zwar, ihr Mann möchte übel drauf zu sprechen seyn; Da sie aber sah, daß er täglich mehr für Gottfried eingenommen wurde, so hoffte sie, daß alles recht gut gehen würde, und machte sich gar kein Bedenken, als ihr Mann die oben angeführte Frage an sie that, ihm ziemlich deutlich zu gestehn, sie glaube, Juliane möge wohl den Erlensburger recht gut leiden. Der Zunftmeister war froh, da er dieses hörte, denn Gottfried war der Mann, dem er seine Tochter zuge dachte. Daß er arm zu seyn schien, war ihm lieb; Denn so hoffte er, desto grössere Ehre bey ihm einzulegen, und ihn desto mehr von sich abhängig zu machen. Er wollte gern den Ruhm haben, daß seine Kinder Niemanden als ihm allein sein Glück

zu verdanken hätten. Daß seine Tochter es übrigens bey Gottfried gut haben würde, davon war er überzeugt; Denn seine Aufführung war untadelhaft; geschickt war er auch, und hatte während seines Aufenthaltes in Nürnberg noch viel gelernt; Und überdas hoffte Meister Wärmann, daß er sich durch seine schöne Handschrift, durch sein Latein, und durch seine Einsicht in die Politik noch einmal hoch schwingen werde, zumal bey der neuen Einrichtung der Regierung, von der er Tag und Nacht träumte. Die Neigung, wieder in sein Vaterland nach Erlenburg zurück zu gehen, hoffte er ihm durch die vortheilhaften Anerbietungen, die er ihm zu machen hätte, bald auszureden. Er entdeckte einmal seinem Weibe seinen Plan, daß er seine Kundschaft Gottfriedens abgeben und Julianen an ihn verheyrathen wolle. Gegen das erstere hätte sie nun freylich verschiednes einzurwenden gehabt; Allein sie kannte ihren Mann zu gut und wußte, daß er sich in keiner Sache, die er Einmal beschloffen hatte, etwas einreden lasse, und schwieg also dazu. Desto besser war sie mit dem andern zufrieden, nehmlich mit der Verheyrathung ihrer Tochter an Gottfried, da diese täglich mehr in ihn verliebt wurde und anfieng, in eine Art von Schwermuth zu verfallen, weil er gar keine Gegenliebe zu ihr blicken ließ. Du wirst, sagte die Mutter zu ihrem Mann, unsrer Tochter das Leben retten, wenn Du machst, daß die Sache bald in Richtigkeit kommt.



Der Zunftmeister Bärmann hatte auch bereits einen Tag bey sich selber in Gedanken festgesetzt, da er Gottfried den die ganze Sache vorzutragen wollte, als dieser unvermuthet in eine Krankheit fiel, die in Kurzem sehr gefährlich wurde. Es war ein heftiges Fieber, von dem der Doktor, den der Zunftmeister hatte holen lassen, sagte, daß es schwerlich überstehen werde. Juliane war untröstlich, sie wartete und pflegte ihn und kam Tag und Nacht nicht von seinem Bette. Auch Bärmann und seine Frau thaten alles, um ihn, wo möglich, am Leben zu erhalten. Acht Tage lang lag er beynah immer sinnlos da und phantasirte. Am neunten aber brach sich die Krankheit und es zeigte sich ein Anschein von Besserung. Er kam jetzt wieder zu sich selber, und sah Julianen bleich und abgezehrt und voll der tiefsten Traurigkeit an seinem Bette sitzen. Da fieng er zuerst an, ihre Liebe zu merken, und ward unruhig darüber. Er wünschte jetzt, er möchte schon längst etwas von seiner Rosine gesagt, und dadurch dem ersten Anfang einer unglücklichen Liebe bey Julianen vorgebaut haben. Jetzt aber konnte er sich nicht dazu entschließen; Denn Juliane dauerte ihn. Die Dankbarkeit, die er jetzt für die liebevolle Sorge, die sie für ihn trug, an den Tag legte, vergrößerte indessen ihre Liebe immer mehr und brachte sie auf die Vermuthung, er möchte sie doch innerlich lieb haben. Ach Juliane, sagte er einmal, da er sich schon wieder ausserhalb dem Bett aufhalten konnte, wie kann ich ihr und ihr



ren Eltern doch alle die mir erwiesene Liebe vergelten? — Schweig er doch davon! sagte sie; Wir thaten alles gerne. Gottlob, daß wir ihn nur wieder haben! Ich wär auch gestorben, wenn er nicht davon gekommen wäre.

Da Gottfried schon wieder völlig genesen war, sagte er einmal: Nun muß ich auch den Doktor und Apotheker bezahlen. Es wird einen starken Conto ausmachen. — Da ist schon dafür gesorgt, sagte der Junstmeister. Wart Er nur! Ich will ihm schon die Rechnung machen.

Den nächsten Sonntag drauf, da die Witterung sehr warm und schön war, schlug Meister Bärman einen Spaziergang vor. Wir müssen unserm Patienten nun auch ein Bene anthun, sagte er. Vater, Mutter und Tochter giengen also mit ihm spazieren. Man gieng auf ein benachbartes Dorf, wo alles mögliche aufgetragen, und unserm Gottfried tüchtig zugetrunken wurde. Es wollt ihm aber nicht recht schmecken; Denn er merkte die Absichten, die der Junstmeister mit ihm hatte, immer deutlicher, und Juliane ließ auch ihre Liebe immer mehr blicken. Als man wieder heim kam, und kein Geselle zu Haus war, fieng der Junstmeister an: Er sieht, Waltherr, wie so viel wir alle auf Ihn halten. Ich hab Ihm, glaub ich, bisher lauter Liebe erwiesen, und nun soll Er sehen, wie nah Er uns ans Herz gewachsen ist. Meine Kundschaft kennt Er, daß beynah das ganze Patriziat und die vornehmsten Leute bey mir arbeiten lassen, und es uns Gottlob an nichts
abz

abgeht. Auch mein Hauswesen ist, denk ich, eingerichtet, trotz einem in Nürnberg. Ich habe seit den drey und zwanzig Jahren meines Hausstandes so viel zurückgelegt, daß ich jedem meiner Kinder tausend Thaler Heyrathsgut gleich den ersten Tag, da mans haben will, auszahlen kann. Julianen kennt Er auch; Sie ist schön und brav, hat eine herrliche Aussteuer, und kein Edelmann dürfte sich ihrer schämen. Ich will nun meine Lebenszeit in Ruhe zubringen, und habe mir deswegen unsers Nachbars Haus gekauft; Da will ich mit meiner Margarethe hinziehen. Juliane hat Ihn lieb, das weiß Er, und wir sind ihm auch gut. Er soll unser Schwiegersohn werden. Nicht wahr, Juliane, Du willst ihn? Nun, so gieb ihm denn in Gottes Namen Deine Hand! — Juliane zögerte keinen Augenblick, und ergrieff, indem sie schaauroth niederblickte, Gottfrieds Hand. Dieser wurde todtblaß, fieng an zu zittern, wollt etwas sagen, und konnte nicht, und war in der äussersten Verwirrung. — Ich glaube wohl, daß das Glück Ihn unvermuthet kommt, sagte der Junstmeister. Er mag sich erholen und uns auf die Nacht das Weitere sagen. Jetzt will ich mit meiner Junstmeisterinn noch ein wenig ausgehn. — Er gieng. Gottfried wollt ihn noch zurückhalten und ihm alles entdecken; Aber er war schon aus der Stube. Nun waren Gottfried und Juliane allein. — Ach, ich war Ihm schon so lange gut; Hat Er denn nie gemerkt? sagte das Mädchen. Gottfried gieng in der Stube auf und ab, und rang



die Hände. Ich kann nicht! Ach ich kann nicht, rief er immer. Das gute Mädchen fieng an, etwas Schlimmes zu besorgen und zitterte. Gottfried, rief sie; Was fehlt Ihm? Hat Er mich nicht lieb? Will Er mich nicht? — Lieb wohl, rief er; Aber, liebe, liebe Juliane; Ach, ich hab in Erlenburg schon eine Braut. — Schon eine Braut? rief Juliane, und sank ohnmächtig auf einen Stuhl hin. — Gottfried wußte sich nicht zu helfen; Kein Mensch war im Haus; Er sprang in der Angst in die Küche, holte frisches Wasser und spritzte es ihr ins Gesicht. Sie kam wieder zu sich selbst, schlug die Augen auf und sagte ganz matt: Ach Gottfried, warum hat Er mir doch nichts gesagt? Ich will nur sterben. — Was wird Ihr Vater sagen, rief er, wenn er heim kommt! Er wird mich heute noch aus dem Hause jagen, und mir ist so übel; Bitt Sie ihn doch um Verzeihung, und vergebe Sie mir auch! — Ich muß ins Bette; Es wird mir ganz schwindlich vor den Augen. — Er schwankte hin und her, sank endlich auf einen Stuhl, und Juliane bracht ihn mit Mühe auf seine Kammer. Er gieng, ohne sich auszukleiden, ins Bette; Sie saß noch eine Viertelsunde bey ihm und weinte. Er bat sie um Verzeihung. Sie reichte ihm ihre kalte Hand hin. Ich will Ihm verzeihen, sagte sie, und gieng langsam aus der Kammer.

Gottfried lag in abwechselnd kaltem und warmem Schweisse da und konnte nichts denken, als: Was wird mein Meister sagen, wenn er heim

heim kommt, und wie wirds der armen Juliane, wie wirds mir gehn? Endlich sank er vor Ermattung in einen unruhvollen halbwachenden Schlummer.

Gegen Neun Uhr kam der Junstmeister mit seiner Frau wieder heim. Die Magd, die indessen heimgekommen war, und ihneit mit dem Licht entgegen kam, sah erschrockt aus. Was giebt's? fragte Bärmann hastig. Ach, der Jungfrau ist so übel, war die Antwort. Als er mit seiner Frau ins Zimmer trat, da saß Juliane beym Ofen in einem Lehnstuhl, blaß und weinend. Auf seine Frage, was ihr fehle? sagte sie: Gottfried kann mich nicht heyrathen, hat schon eine Braut; Vergebt Der Vater ließ sie nicht ausreden und fieng an zu lärmern und zu toben. Wie? Er will Dich nicht Der Bettler? Will eine Junstmeisterstochter nicht? Du lägst! Wo ist er? Er soll sterben! Soll mir aus dem Haus! Soll keinen Augenblick mehr unter meinem Dache bleiben! So lärmte und tobte er fort. Umsonst gaben sich seine Frau und Tochter Mühe, ihn zu besänftigen. Er war rasend. Die Gesellen sprangen in die Stube. Er riß sich von seiner Frau los, und rannte vor Gottfrieds Kammer, die Juliane aus Vorsicht geschlossen hatte. Er wollte sie aufsprengen, schimpfte und fluchte. Endlich riß ihn seine Frau mit Hilfe der Gesellen zurück. — Gottfried war sogleich an dem Geschrey erwacht, und hörte zitternd seines Meisters, seiner Frau und Julianens Stimme. Endlich ward es gegen Fünf Uhr wieder ruhig im Hause.

Hause. Aber er konnte sich voraus prophezeihen, was für Austritte es am andern Morgen geben würde, und konnte deswegen fast die ganze Nacht nicht schlafen. Man rief ihm um sieben Uhr in des Junstmeisters Stube; Er hatte aber nicht das Herz, zu kommen. Endlich kamen die zween Gesellen zu ihm auf die Kammer, und versprachen ihm, sie wollten nicht zugeben, daß ihm ein Leid geschehe. Zulezt ließ er sich überreden, zu kommen, und gieng angekleidet auf das Zimmer. Die Vorwürfe, die ihm Bärman machte, mag ich nicht anführen. Er war gar zu sehr in Wuth, und war ein paarmal auf den armen Gottfried zugefahren, wenn ihn nicht die zween Gesellen davon zurück gehalten hätten. — Des Junstmeister Bärmanns Tochter ausschlagen! rief er immer; Das ist nicht erhdrt. Und nun pack Dich aus dem Haus, Hund! Aber vorher zahl! Zwölz Gulden hab ich in der Krankheit für den Buben ausgelegt, und Neune kriegst Du für die Arbeit. Also Drey noch her, und dann zum Teufel! — Gottfried zahlte noch drey Gulden; Gerade so viel hatte er noch baares Geld. Ein paarmal wollt er sich verantworten; Aber Bärman überschrie ihn. Er gieng aus dem Hause, ohne Julianen vorher noch zu Gesichte zu bekommen. — Die beyden andern Gesellen ließen sich von Bärman auf der Stelle ausbezahlen, weil er ihren Nebengesellen so geschimpft hatte, und drohten ihm noch überdieß, ihn beym Handwerk zu verklagen.

Gottfried gieng nun auf die Herberge, dachte da über sein Schicksal nach, und seufzte über das ihm zugesügte Unrecht. Sein Zustand war jetzt wirklich traurig. Er hatte keinen Heller Geld, weil er sich die Zeit her viele Kleidungsstücke angeschafft hatte, und nun die Krankheit noch dazu gekommen war. Eine Kundschaft hatte er von seinem Meister auch nicht bekommen, und doch wollt er es nicht wagen, wieder zu ihm zu gehen. Er entschloß sich also, sein mittleres Kleid zu verkaufen, und gab es dem Herbergsvater, der ihm einen Käufer zu verschaffen versprach. Kaum war dieß geschehen, so kamen seine zween Nebengesellen, die noch erstaunlich böse auf den Zunftmeister waren, auf ihn schimpften, und sagten, er müsse ihn beim Handwerk verklagen. Gottfried wollte sich dazu auf keine Weise verstehen. Es werde den Meister schon wieder gereut haben, sagte er; Er habe viel Gutes in seinem Hause genossen; Es sey unchristlich, sich zu rächen, u. s. w. Die Gesellen wollten nun mit ihm Handel anfangen, ließen einige Schimpfwörter fallen, und wollten eben in der Hitze noch weiter gehen, als der Herbergsvater sich dazwischen legte, und ihnen vorstellte, es kenne ja jedermann den brutalen Zunftmeister; Man würd ihm doch nichts abgewinnen, da er Zunftmeister und jetzt grad im Amt sey u. s. w. Es kam nun auch der Altgeselle dazu, den der Wirth in der Stille hatte holen lassen, und stellte ihnen eben das vor, erboth sich auch, Gottfrieds Kundschaft abzuholen, welches er auch that, und so ward



wardo wieder Friede. — Gegen Abend sagte der Wirth unserm Gottfried, aus seinem Kleid kann er nicht mehr als funfstehalb Gulden lösen, ob ers dafür lassen wolle? Gottfried, der im Sinn hatte, mit seinem andern Nebengesellen nach Ulm oder Augsburg zu gehen, sah wohl, daß dieß Geld bis dorthin zwar zureichen werde; Weil er aber nicht wußte, ob er dort Arbeit finden würde, so beschloß er, lieber sein neues Kleid zu verkaufen, und gab dem Wirth, um es morgen einem Erbdler zu schicken. Er schrieb noch einen Brief an seinen Vater, worinn er ihm meldete, daß er Nürnberg verlassen wolle, ohne doch die Ursache davon anzugeben, und legte sich dann Kummervoll frühzeitig nieder. Er war noch nicht eingeschlafen, als der Wirth an seine Thüre klopfte, und ihm sagte, es wolle noch jemand mit ihm sprechen. Er sprang auf, kleidete sich an und gieng in ein Zimmer, wohin ihn der Herbergsvater führte, der sogleich wieder zurück gieng. Wie erschrad nun Gottfried, als er Julianen, die das Regentuch, in das sie eingehüllt war, zurückschlug, erblickte! Gottfried, sagte sie; Ich muß Ihn noch einmal sehen. Ach, mein Vater hat Ihn hart und ungerecht begegnet. Er kann glauben, ich sey Schuld daran, und ich könnt einmal nicht ruhig sterben, wenn Er dieses von mir glaubte. Liebe, liebe Julianne! sagte er und weinte. Gott weiß, daß ich dieß nie glauben konnte. Ach, wenn Sie mir nur vergeben kann, daß ich nicht Ja sagen konnte! Denk Sie selber, wenn Sie meine Rosine wäre,

wäre, und ich wollte . . . Ach, Er braucht da weiter kein Entschuldigen, fiel ihm Juliane in die Rede. Ich weiß alles, kenne mir alles selber denken. Gott laß es Ihn und Seiner Rosine wohl gehen! Ach, ich dachte freylich; Aber . . . Nun, der liebe Gott hats nicht gewollt. Hier sieng sie so an zu schluchzen, daß sie nicht weiter fortreden konnte. Gottfried gieng ganz zaghaft umher, rang die Hände und schluchzte. Es wird Ihr auch endlich wieder wohl gehen, sagte er; Sie wird auch wieder Ruhe finden. — Draussen auf dem Gottesacker, rief sie; Draussen in der kühlen Erde werd ich Ruhe finden. Ach, wenns nur nicht lange währt! Ich hoffe . . . Ich bin schon so kraftlos . . . Nun regte sich etwas draussen vor der Thür, indem sie weiter reden wollte. — Herr Jesus! rief sie, und fuhr ängstlich zusammen; Wenns nur nicht mein Vater ist! — Hier! — Sie drückte ihm etwas in die Hand — Es ist von mir und meiner Mutter . . . Nur ein kleines Andenken. Leb Er ewig wohl! — Eben wollte Gottfried Entschuldigungen machen und ihr das Geschenk zurück geben; Da entstand noch einmal ein Geräusch; Sie schlug ihr Tuch um den Kopf, und eilte wie der Wind davon. — Gottfried stand wie auf den Boden angeheftet, noch eine Zeitlang in dem Zimmer. Endlich gieng er mit dem Licht auf seine Kammer. Da warf er sich auf seine Kniee nieder. Lieber Gott im Himmel, rief er aus; Vergieb mir, wenn ich an des Mädchens Unglück Schuld bin! Ach, Du weißt, Gott!



Gott! O laß es ihr wohl gehn! Gieb ihr langes Leben, und Ruhe und Gesundheit! Ach, ich konnte ja Rosinen nicht verlassen. Tröste sie mit Deinem Geist! — Er stand nun wieder auf, und stund lange wie versteinert da, bis sein Auge von ohngefähr auf das in ein Papier gewickelte Geld, das auf dem Tische lag, fiel. Da ward ihm das Herz von neuem weich. O die Seelenguten Leute! rief er aus; Da geben sie mir noch ein Andenken auf den Weg mit. Er machte nun zitternd das Papier auf, und dachte, ein paar Sechsbägnen drinn zu finden. Aber wie erstaunte er, da er drey Dukaten fand! — O das ist zu viel! rief er aus; Das hab ich nicht verdient. Ich mußte sie betrüben; Ach, und sie erweisen mir dafür noch Gutes. Lieber Gott, vergilt's Du ihnen! —

Langsam weinte er noch und konnte nicht einschlafen. Er dachte hin und her, wie er Julianen und ihrer braven Mutter nochmals seinen Herzensdank abstaten könnte? Aber es fiel ihm kein Mittel ein. Er wollte an sie schreiben. Aber, dachte er, wenns der Vater zu Gesicht bekommt, so muß das arme Mädchen es entgelten. Ach, wenn sie mich nur nicht gar für Andankbar halten! — Unter solchen und ähnlichen Gedanken schlief er endlich ein.

Die Sonne war kaum aufgegangen, da er schon wieder aufwachte. Das Herz war ihm jetzt ungewöhnlich weich, und voll der größten Wehmuth. Julianens Gestalt stand vor ihm, blaß und abgezehrt, so wie sie gestern Abend vor ihm gestan-

gestanden hatte. Sie wird wohl bald sterben, dachte er; Und ich bin Schuld an ihrem Tode . . . Da schossen ihm die Thränen stromsweis aus den Augen. Gott, vergieb mir! Sey mir gnädig und barmherzig, und erbarm dich Julianens! So rief er händeringend aus und konnte sich kaum fassen. Er sah von ohngefähr das Papier, in dem das Geld eingewickelt gewesen war, auf dem Tische liegen, und merkte, daß etwas drauf geschrieben war. Eilig griff er darnach und las:

Gedenke mein!

Ich denke Dein,

Bis mich das Grab wird schließen ein.

Juliane Bärmanninn.

Er hob das Papier mit beiden Händen in die Höhe, und weinte noch heftiger. — Ich muß fort! dachte er endlich; Hier halt ich nicht mehr aus. Er kleidete sich vollends an, packte seine andern Kleider und sein Weißzeug ein, gieng in die Wirthsstube hinunter, ließ sich von dem Bergsvater sein Kleid wieder geben, bezahlte, und gleng allein aus Nürnberg hinaus; Denn sein Kammerad hatte sich anders besonnen, und wollte nach Sachsen gehen.

Dreißigstes Kapitel.

Wie Gottfried sich von Nürnberg weiter auf die Wanderschaft begiebt, und in Erlang das lustige Studentenleben kennen lernt.



Gottsfried war nun vor Nürnberg draussen und wanderte ganz still und schwermüthig auf Erlang zu, um doch auch einmal eine Universität zu sehen, und weil er sich erinnerte, in Erlenburg gehört zu haben, daß des Stadtschreibers Johann Peter dort studiere. Er traf diesen auch wirklich an, und ward ziemlich gut und liebevoll von ihm aufgenommen. Aber wie stutzte er, da er ihn so ganz verwandelt sah! Roth, so hieß des Stadtschreibers Sohn, war in Erlenburg immer ein stiller, ordentlicher und bescheidener Mensch gewesen, war mehr furchtsam als beherzt, hatte eine zarte Stimme gehabt, wie ein Mädchen, und sich sehr zierlich, nett und reinlich in Kleidern getragen. Jetzt hingegen sah er frech und verwildert aus, hatte eine starke, donnernde Bassstimme, trug beschmutzte Reuthosen und grosse Stiefel mit Spornen, eine Reutjacke, einen furchterlich grossen, tief ins Gesicht gedrückten Hut mit einer schwarzen Feder drauf, und seine Haare hiengen unordentlich um den Kopf herum und ins Gesicht. Mit einem kräftigen Fluch rief er, wo kommt Er her, Waltherr? Hat Er sich auch aus dem Lumpennest herausgewagt? Was macht mein Alter? Sein Dintchfaß muß eingefroren seyn. Ich warte mich fast todt auf Briefe und noch mehr auf Wechsel. — Gottsfried wußte nicht, was er auf so viele Fragen in der Eil antworten sollte? — Roth klingelte in dessen der Aufwärterinn, und befahl ihr donnernd: Schaff Kaffee her, Nickel! Sie blieb etwas lang aus, und nun wehrte und fluchte er, wie

der Dragoner. Er stopfte einen ungeheuer großen Pfeifenkopf, und Gottfried mußte rauchen, ob er gleich nicht sehr gewohnt war. Roth erzählte nun von Fressereyen, Saufereyen, Tumulten, Schlägereyen, Ausritten und dergleichen edeln Lustbarkeiten, womit sich die jungen Herren, die sich Gelehrte nennen, sonst häufig ehemals die Zeit auf der Universität vertrieben. Gottlob, daß das heut zu Tag in Erlang und auch auf andern Universitäten nicht mehr so ist, und daß jetzt der größte Theil der Studenten lieber studiert und ordentlich lebt, als Zeit, Gesundheit und Geld auf so liederliche Art ruiniert und durchbringt. Dem ehrlichen Gottfried mußte freylich das, was er von seinem Landsmann Roth hörte und bey ihm sah, sehr sonderbar vorkommen; Er dachte in seiner Einsalt bey sich selber, ob das wohl die Absicht wäre, warum so viele rechtschaffne Eltern ihre Söhne auf die Universität schickten, Tag und Nacht arbeiteten, und sich oft den Wissen vor dem Mund versagten, um nur ihren Söhnen die Wechsel richtig einzusenden? Ob man wohl auf Universitäten ziehen müsse, da man ja dergleichen löse Künste überall auf allen Bierbänken lernen könnte? Ob man wohl dadurch sich zu so wichtigen Memtern, wie das Amt eines Pfarrers, eines Arztes, oder Richters und dergl. sey, würdig vorbereite und tüchtig mache? und was dergleichen Fragen und Bedenklichkeiten mehr waren. Er ließ sich auch ein paar mal etwas davon gegen seinen Landsmann verlauten; Allein dieser lachte



drüber, und sagte, das seyen kleinstädtische Erlenburgische Grillen.

Gottfried schlürfte nun eben die letzte Tasse aus, als ein gräuliches Gepolter die Treppe herauf kam. Man stieß mit aller Macht an die Thüre. Gottfried fuhr vor Schrecken zurück, und ließ fast die Tasse fallen. Die Thüre flog auf; Zween grosse Hunde sprangen herein, und hinter drein zogen fünf Herren Studenten, die eben so gekleidet waren, wie Roth, mit fürchterlichen Haudagen an der Seite, und großen Ausrierpeitschen über die Schulter. — Kerl, riefen sie; Wir wollen heut fidel seyn; du mußt ein Hospiz aufweiren! — Ich kann nicht, sagte Roth; Ich habe hier einen Landsmann bey mir, einen ehrlichen Knoten aus Schlaraffenland. — Du mußt anspeenen, sagte einer, wir sind alle ausgebeutelt. Der Anote kann uns aufwarten und Deiner Mutter daheim erzählen, was Du für ein fideler Kerl bist! — Meinetwegen! sagte Roth. Werft nur Eure Hieber weg, und lauft mir nicht gar zu arg! Mein Beutel hat die Schwindsucht auch.

Man stieß jetzt die Tische zusammen und machte Anstalten zu einem Hospiz; So nannten ehemals die gelehrten Herren ihre Trinkgelage. Die Aufwärterinn brachte etliche grosse Lazen mit Höchstädter Bier, und nun fieng man an zu singen, oder vielmehr, Lieder voll der niedrigsten Loken herzubrüllen. Gottfried bekam das Amt eines Mundschenken, mußte aber fleißig auch mit trinken, so daß ihm von dem starken Bier

und

und dem Tabacksdampf, in dem er wie in einer Wolke stand, der Kopf bald heiß und schwindlich wurde. Das Singen und Schreyen lockte noch einige andre Pürsche, die am Haus vorbei giengen, herbey, und so waren zuletzt zwölf edle Weißheitsföhne beisammen. So bald ihnen das Oler zu Kopfe stieg, mußte Gottfried, auf Noths Vorschlag, auch mit an den Tisch sitzen, und er hatte das Glück, einen Theologen zur Rechten und einen zur Linken zu haben. Siffart, so hieß der Eine, beklagte sich mit einem derben Fluch, daß er heut nicht recht nach Herzenslust sausen könne, weil er morgen predigen müsse; Und der andre sagte, man hab ihm eine Edelmannspfsarre angetragen, aber auch zugleich mit der Pfsarre das Kammermädchen des Edelmanns; Er fragte nun seine Brüder um Rath, was er thun soll? Die meisten riethen ihm, er soll die Pfsarre annehmen, denn zu Haus würd er schwerlich im Examen bestehen, und wenns das Mädchen mit dem Edelmann halte, so könn er ja das gleiche mit seiner Magd thun. Das ist, hol mich der Teufel! der beste Rath, rief der Theologe; Ich will die Pfsarre annehmen. Es luden sich nun alle sogleich zu dem Schmauß ein, den er alsdann geben müsse, und nun spaßte man über den neuen Pfsarrer auf eine höchst angenehme und seine Art. Es ward jetzt Nacht; Man legte ein paar Hieber auf den Tisch, und sieng einen Landeboater an, eine Lustbarkeit, bey der unter Singen und Trinken einer nach dem andern seinen Hut an einen Degen spießen muß. Als die



Reihe an Gottfried kam, daß er auch seinen Hut an den Degen stecken mußte, da schossen ihm fast Thränen in die Augen. Es war der Hut, den ihm der Zunftmeister Bärmanu geschenkt hatte, und nun fiel ihm die arme Juliane ein. Sein Geist war durch das viele Biertrinken so erregt, daß er sie vor sich zu sehen glaubte, und vom Tisch und aus dem Zimmer weggehen mußte, um seiner Wehmuth freien Lauf zu lassen. Ich lebe da so in der lustigsten Gesellschaft, sagte er draussen zu sich selbst; Ach, und die arme Juliane weint vielleicht und kummert sich um mich mitwillen ab. — Er gieng nach einigen Minuten wieder zur Gesellschaft, und als man drauf ein Lied herum sang, wo jeder seines Mädchens Namen nennen muß, und Gottfried seiner Rosine Namen nannte, da ward ihm wieder weich ums Herz. Die Studenten merktens, spotteten ihn aus, und Roth sagte: Aber hört, mein Landemann ist doch wahrlich kein Narr. Er hat das schönste Mädchen, das es in ganz Erlenburg giebt; Ich hatt immer ein Aug auf sie. — Es ward noch viel gespaßt; Gottfried ärgerte sich zwar wohl drüber, durfte sich aber nichts merken lassen.

Nach dem Singen giengs ans Zotenreissen, und nun giengen Dinge zwischen den Studenten und der Aufwärterin vor, von denen Gottfried sein Auge wegwenden mußte. Er wollte sich ganz beurlauben; Aber Roth ließ ihn nicht weg. Bald darauf sank Eissart unter den Tisch. Nach einem unsinnigen Gelächter, sagte einer: Aber
hört,

Hört, wir müssen den Kerl doch heimschleppen, sonst siehts morgen mit seiner Predigt klaattrig aus. Es könnte doch Spektakel geben, wenn er noch mit einem Rausch auf die Kanzel käme, und er predigt noch dazu, wie ich heut in seiner Predigt sah, von der Mäßigkeit und Nüchternheit. — Man lachte noch aus vollem Halse über diesen leztern Einfall, und nun schleppten ihn zween seiner Kammeraden heim. Diese kamen bald darauf mit grossem Lärm wieder zurück: Es seyen die Bayreuther auf dem Markt, und hätten ihnen ein Vereat zugerufen. Alle sprangen wie rasend auf, griffen nach ihren Hiebern, und schwuren den Bayreuthern unter greulichen Flüchen den Tod. Gottfried fieng an zu zittern, und wollte sich heurlauben. Kerl, Du mußt mit, rief Roth: Hier hast Du auch einen Hieber. Du sollst Deine Wunder sehn, wie wir die Hunde zusammen hauen wollen. Nun gieng der ganze besunkne Zug fort, und unter Schreien, Singen und Wehen giengs dem Markt zu. Unterwegs riefen sie noch bey einigen Purschen an, die auch mit mußten. Sie sahn die Bayreuther schon besammen auf dem Markte stehen, wegen, daß Funken aus den Kieseln sprangen, und riefen ein einmüthiges Vereat. Die Bayreuther, die auch besoffen waren, stürzten auf sie los, und nun gabs ein blutiges Handgemenge. Nach einigen Minuten rückten die Schnurren mit dem Pedell an, und gebotnen Friede. Da darauf nicht geachtet wurde, so mischten sie sich in den Kampf. Der Hauffen trennte sich zuweilen, und da ersah



sah Gottfried einmal die Gelegenheit, und machte sich, so schnell als er springen konnte, davon, warf seinen entblößten Hiebert von sich, und kam endlich zu seiner Herberge. Er dankte Gott, daß er so gut davon gekommen war, und legte sich, von Bier und Taback benebelt, und von der Angst ganz abgemattet, zu Bette. Sobald er den andern Morgen aufwachte, fiel ihm der ganze gestrige Unfug ein, und er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er sich so hatte mit zur Trunkenheit und allem, was darauf gefolgt war, verleiten lassen. Ach, wenn das meine Eltern und Rosine wüßten, daß ich solch ein Sündenleben gestern führte! dachte er; Und wenns Juliane hört, daß ich so bald ihr Herz ein mir aus dem Sinn schlagen konnte . . . ! 'Hiebert Gott, was war ich gestern für ein Mensch! Verzeih mir! Ach verzeih mir! — O mein Kopf! Mein Kopf! Es ist, als ob mir die Hirnschale von einander springen wollte. — So sprach er mit sich selbst, stand auf, und beschloß, Erlang sogleich zu verlassen; Denn der Ort war ihm jetzt äußerst zuwider geworden. Er bezahlte den Wirth, hing sein Felleisen um, und gieng so zu Noth, um noch bey ihm Abschied zu nehmen. Dieser lag noch im Bette, da er ins Zimmer kam, das jetzt noch einer Wachstube gleich sah. Eine dicke Tabackswolke wirbelte ihm beim Eintritt entgegen; Auf dem Boden schwamm das Bier zwischen zerbrochenen Krügen, Gläsern und Pfeifen herum; Am Bette lagen Noths Kleider auf der Erde, und er selbst lag in dem, mit

Blut

Blut besleckten Bette, das Gesicht aufgelaufen und blutrünstig, und ein Schnupstuch um den Kopf gebunden.

Du Schurke! rief er beym Aufwachen Gottfried entgegen; Du hast uns im Stich gelassen, und mein Hieher ist zum Teufel. Mit Euch Anoten ist den Henker nichts anzufangen; Ihr seyd feige Bestien! — Gottfried sieng an, sich zu entschuldigen; Aber Roth schalt immer fort. Endlich sagte er: Wenn Du nach Haus schreibst, oder heim kommst, so laß Dir nur nicht einfallen, etwas von dem geistigen Sachs zu sagen; Der alte Kerl von Pfarrer war im Stand, er brächte mich auf die Kanzel. — Der wird über Sie wohl nicht mehr predigen, sagte Gottfried; Der gute Herr ist krank, oder wohl gar schon todt. — Was sagst Du, Kerl? rief Roth, und richtete sich schnell im Bett auf; Das war ein verdammter Streich! Die Pfarre ist mir zugesagt, und ich habe noch keine Dogmatik gehört. Blitz und Wetter! — Indem klopfte man an die Thüre, und der Pedell trat herein. Im Namen des Prorektors soll ich Sie ins Carcer abholen, sagte er. Gottfried zitterte am ganzen Leib, und Roth stieß abscheuliche Reden aus. Es wird ein übles Ende nehmen, sagte der Pedell; Zween Bahreuther sind auf den Tod verwundet. Kommen Sie nur hurtig! Ich muß noch mehr Herren abholen. — Roth zog sich unter hundert Flüchen an. Nach, daß Du fort kommst, flüsterte er Gottfriedem ins Ohr; Du kommst sonst auch noch in die Brüche. Gottfried

K 5

nahm



nahm hurtig seinen Abschied, und eilte aus Erlang hinaus. Auf dem Wege zum Thor begegneten ihm einige Leute, die aus der Altstädter Kirche kamen, und hinter ihnen der saubere Herr Prediger, der gestern Abend unter den Tisch gesunken war. Er that, als ob er Gottfriedem nicht kenne. Das mag eine erbauliche Predigt gewesen seyn, dachte dieser bey sich selbst, und gieng hurtig fort, um vollends aufs freye Feld zu kommen. Da wandelte er nun eine Zeitlang unter rasenden Kopfschmerzen und in dumpfer Betäubung fort, ohne etwas andres thun zu können, als sich über sich selbst zu ärgern und sich die bittersten Vorwürfe zu machen. Endlich ward ihm in der frischen Luft wieder etwas leichter; Und jetzt dachte er an Nürnberg, an Julianen und alles, was ihm in ihrem Hause begegnet war. Immer sah er die Gestalt des armen Mädchens vor sich, blaß, abgezehrt und sterbend. Sie stirbt dir zu lieb, durch deine Schuld, sagte er oft zu sich selber, und versank darüber in eine tiefe Schwermuth, die ihm die Welt, sich selbst und sein eigenes Leben verhaßt und zur Last machte. So kam er gegen Mittag in ein Dorf, wo er liegen blieb, weil er zu sehr abgemattet war, und seine Kopfschmerzen mit der zunehmenden Sonnenhitze immer heftiger wurden. Es war gerade eine Bauzenhochzeit in dem Dorf. Der Tischler des Orts, der der Braut Vater war, lud ihn mit zur Mahlzeit und zum Tanz ein. Er konnte die höfliche Einladung nicht wohl ausschlagen, und tanzte auch ein wenig mit; Aber seine Schwermuth wollte sich



sich nicht verlieren, vielmehr nahm sie zu. Er sah so betrübt aus, daß es auch die Hochzeitgäste merkten, und ihn einigemal aufzogen, ob er etwas Liebes an dem Ort, wo er herkomme, zurückgelassen habe? Die Röthe, die ihm dabei ins Gesicht stieg, bestärkte die Leute noch mehr in ihrer Vermuthung, und sie hatten herzliches Mitleiden mit ihm. Es war kaum Nacht, so gieng er zu Bette, und hörte sogleich nichts mehr von dem Tanzen und Springen, das die ganze Nacht durch über seinem Kopf fortbauerte. Mit neuen Kräften wachte er den nächsten Morgen auf, und machte sich frühzeitig wieder auf den Weg. Schwermüthig und traurig war er noch immer. Umsonst suchte er sich wieder aufzuheitern. Immer dachte er an die lustige Gesellschaft zu Erlang. Wenn nur unser frommer Pfarrer noch nicht stirbt, und des Stadtschreibers lieberlicher Sohn nicht Pfarrer wird! dachte er. Hierauf kam er an einem Gottesacker vorbei; Da fiel ihm Juliane ein, und was sie vom Gottesacker und vom Sterben gesagt hatte, und er ward von neuem traurig. So wanderte er den ganzen Tag in schwermüthigen Gedanken fort, und hielt sich nirgends auf. —

In Donauwörth mußte er einen Dukaten wechseln lassen. Da fiel ihm Juliane und das Papier, worin das Geld gewickelt gewesen war, wieder ein, und er kam wieder auf traurige Gedanken. Er wünschte sich oft den Tod. Nur der Gedanke an seine fromme Rosine erhielt noch in ihm das Leben. Auf der Herberge in Donauwörth



wdrth kam ein Meister zu ihm, und redete ihm
 sehr zu, Arbeit bey ihm zu nehmen, machte ihm
 auch, da er sich weigerte, viele vortheilhafte
 Versprechungen. Aber er ließ sich durch nichts
 dazu bewegen, weil Donauwörth keine lutherische
 Stadt war. Denn er hatte, da es in seiner Ge-
 gend keine Katholiken gab, die allererschrocklichsten
 Vorstellungen von diesen Leuten, glaubte, daß
 sie kaum halbe Menschen wären, und machte sich
 selbst Vorwürfe drüber, daß er ein paarmal auf
 seinem Marsch bey dem Anblick so vieler katholi-
 schen Menschen sich des Wunsches nicht hatte er-
 wehren können, daß doch alle diese Leute nicht
 ewig verdammt werden möchten! Er lief auch weit
 hurtiger und war immer voller Angst, daß er möch-
 te als ein Keyer angefallen, beraubt und todtes-
 schlagen werden, da er jezt in ganz katholischen
 Gegenden war; Denn er glaubte, daß hielten
 die Katholiken durchaus für keine Sünde, so wie
 es viele Erlenburger für keine hielten, einen ka-
 tholischen Keyer todt zu schlagen. Als er eini-
 gemal in den Wirthshäusern Katholiken antraf,
 die sehr dienstfertig und gefällig waren, und sehr
 ehrlich ausfahen, da konnte er sich darüber nicht
 genug wundern, traute aber dennoch Keinem,
 und antwortete auf alle Fragen nur sehr ängstlich,
 kurz und abgebrochen. Mit Seelenangst legte er
 sich des Abends drauf in einem katholischen Wirths-
 haus schlafen; Denn er konnte kein lutherisches
 Dorf mehr erreichen. Er that fast die ganze Nacht
 kein Auge zu, und wenn ihn der Schlaf über-
 wältigte, so träumte ihm von Nord und Todts-
 schlag



schlag, und er wachte in kaltem Schweiß auf. Den nächsten Tag konnt er auch deswegen die Reichsstadt Ulm nicht völlig erreichen; Denn die schlaflose Nacht hatte ihn viel zu sehr abgematteter. Doch hatte er die Freude, endlich wieder einmal auf einem lutherischen Dorf schlafen zu können.

Ein und Drenßigstes Kapitel.

Wie Gottfried in der Reichsstadt Ulm in Arbeit kommt, und wie es ihm daselbst ergeht.

Den folgenden Tag erreichte Gottfried endlich Ulm noch vor Mittag und gieng auf die Herberge. Er hörte da sogleich, da er umschauen lassen wollte, daß ein Meister schon lang auf einen Gesellen warte, und er also auf der Stelle in Arbeit treten könne. Das war ihm lieb zu vernehmen, und er zog noch denselben Tag bey seinem neuen Meister ein, einem Manne, dem ächte, altschwäbische Treue und Ehrlichkeit aus den Augen und dem ganzen Gesicht leuchtete, und der ihn mit einem ehrlichen Händedruck empfing. Der Mann war ein Wittwer und hatte keine Kinder. Die Haushaltung führte ihm die Schwester seiner verstorbenen Frau. Es war außer ihm noch ein andrer Geselle in der Werkstätte, der unserm Gottfried ausnehmend wohl gefiel und sogleich sein ganzes Herz an sich zog. Er hieß Fränzel, war ohngefähr von gleichem Alter mit Gottfried, lebte



te süssam, still und eingezogen, und war dabei ein sehr geschickter Arbeiter. Sie schliessen beyde in Einer Kammer, und wenn sie zu Bette giengen, so verrichtete Fränzel allemal beynah eine Viertelstunde lang mit der eifrigsten Andacht sein Gebeth, welches unsern Gottfried ausserordentlich freute und ihm noch mehr Zutrauen gegen seinen Kammeraden einflößte; Denn auf seiner ganzen Wanderschaft hatte er noch bey keinem Nebengesellen so viel Eifer im Christenthum angetroffen. — Am nächsten Sonntag sagte er zu Fränzeln, ob er nicht mit ihm in die Kirche gehen wolle? Den Weg dahin weisen will ich Ihm wohl, mein lieber Erlenburger, sagte dieser; Aber ich muß in meine Kirche gehen. — In seine Kirche, Fränzel? fragte Gottfried ganz betroffen; Hat er denn eine eigne? — Das nicht; Aber ins Wengenkloster geh ich, zu meinen Glaubensbrüdern. — Was? Er ist katholisch? sagte Gottfried mit sichtlicher Verwirrung. — Fränzel lächelte, und sagte: Wie es scheint, so ist Er damit nicht zufrieden. Wir werden aber, hoff ich, darum doch gute Freunde bleiben.

Gottfried gieng in die Kirche, konnte aber diesmal wenig auf die Predigt merken, weil ihm die Sache mit Fränzeln unaufhörlich im Kopf herum gieng. Katholisch . . . ? dachte er; Und doch so fromm, so redlich, so ohn alle arge List? So hat man nie die Katholischen nicht beschrieben. Ich muß auf den Fränzel recht genau Acht geben; Muß auf meiner Huth seyn; Darf mit ihm

ihm nicht mehr so offenherzig umgehn. — Fränzel merkte dieß auch bald, und nahm mit Betrübniß wahr, daß Gottfried sich äusserst zurückhaltend gegen ihn betrug. Auch der Meister merkte es in kurzer Zeit, und redete daher bey der nächsten schicklichen Gelegenheit allein mit ihm. — Gottfried, sagte er; Mich deucht, er scheut sich vor dem Fränzel, weil er katholisch ist. Da thut er aber groß Unrecht, das versichre ich ihn. Fränzel ist der beste Mensch auf Gottes Erdboden. Er arbeitet nun schon ins dritte Jahr bey mir, und ich kann ihm, das weiß Gott, nichts als lauter Gutes nachsagen. Wollte Gott, es wären alle Lutheraner so brav! Er muß von den Katholiken nicht so übel denken. Ich habe zwey Jahre lang unter ihnen in der Fremde gelebt, und da viele brave, rechtschaffne Leute angetroffen. Sie sind auch Christen, wie wir, berthen ja auch Gott und unsern Heyland an, und wollen einst mit uns in Einen Himmel. —

Diese Reden machten unsern Gottfried nachdenklich; Je mehr er auf Fränzeln Acht gab, desto mehr gutes und wahres Christenthum nahm er bey ihm wahr, und fieng nun an, seine feindselige, gehässige Meynung von den Katholiken allmählich abzulegen. Er ward wieder offner, herzlicher und zutraulicher gegen Fränzeln, und legte nach und nach alle Zurückhaltung gegen ihn ab. Ja er erzählte ihm sogar zuletzt, um seinem hangen Herzen Lust zu machen, den Vorfall mit Julianen, und ward wirklich wieder etwas munter, weil ihn Fränzel versicherte, er hätte sich, seiner



seiner Meinung nach, nichts vorzuwerfen; Er selbst würde, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, eben so gehandelt haben. —

Gottfried hatte, gleich den nächsten Sonntag nach seiner Ankunft in Ulm, nach Erlenburg an seine Eltern und an Rosinen geschrieben, und ihnen gemeldet, wo und bey welchem Meister er jetzt arbeite, und daß er es da recht gut habe. Sechs Wochen nachher erhielt er einen Brief von Rosinen und einen andern von seinem Vater, worinn dieser ihm die härtesten Vorwürfe drüber machte, daß er Nürnberg und einen Meister, bey dem er, seinen eignen Briefen nach, so gut gehabt, verlassen habe. Das Herumziehen von einem Ort zum andern sey gar nichts nutz; Man gewöhne sich da nur das Faulenzen und ein liederliches Leben an u. s. w. Gottfriedem that es schmerzlich wehe, daß ihm solche Vorwürfe, die er so wenig verdient hatte, von seinem Vater, der sonst immer so gut von ihm dachte, gemacht wurden. Er gieng immer damit um, und wußte am Ende nichts bessres zu thun, als daß er sich hinsetzte und seinem Vater den ganzen Hergang der Sache, und die Ursache, warum er Nürnberg und den Kunstmeister Bärmann verlassen habe, schrieb. Dadurch wurde bey ihm das Andenken an Julianen wieder lebhafter; Er versank wieder in die vorige Schwermuth, aus der er sich allmählich herauszureißen angefangen hatte, und selbst Fränzel war nicht im Stand, ihn ganz zu trösten. Er ließ sich des Sonntags nicht beteden, in ein Wirthshaus auf ein Glas

Wier

Hier zu gehn, und gieng gewöhnlich allein an der Donau hinab spazieren, wo er seinen schwermüthigen Gedanken nachhieng. Nach einigen Wochen erhielt er wieder einen Brief von seinem Vater, durch den er wieder ein wenig aufgerichtet wurde. Denn sein Vater nahm darinn alle seine, ihm gemachte Vorwürfe zurück, baths ihm ab, und lobte ihn wegen seiner, an Rosinen bewiesenen Treue. Auch Rosine schrieb ihm einen Brief und dankte ihm aufs herzlichste, daß er ihr so treulich zugethan sey, wofür sie auch in Ewigkeit zu seyn ihm angelobte.

Er war jetzt wieder munterer, und wards einige Wochen nachher noch mehr. Er hörte nehmlich, daß auf der Herberge ein Tischlergeselle von Nürnberg angekommen sey, und gieng sogleich des Abends in der Feyerstunde dahin. Wie schlug ihm das Herz, als ihm der Geselle sagte, er habe beym Zunftmeister Bärman in Arbeit gestanden. Was macht er? fragte Gottfried stotternd; Ich hab auch bey ihm gearbeitet. Er ist wohlauf, antwortete der Geselle. Sie sprachen nun noch mehr mit einander über den Zunftmeister. Endlich fragte der Geselle: Ist Er wohl gar der Erlenburger, der Walther heißt? Als dieß Gottfried bejahte, fuhr der Fremde hastig heraus: Ey, so hab ich ja etwas an Ihn zu bestellen. Der Zunftmeister redete gar oft von ihm, und als ich ihm beym Abschied sagte, daß ich Ulm zu gehe, so trug er mir ausdrücklich auf und sagte: Wenn Er etwan den Erlenburger da antrifft, so sag er ihm doch: Ich hätte mich ges-
Geschichte Gottfried Walther. 2 gen



gen ihn sehr übereilt, hab es längst bereut, und lass ihn herzlich um Verzeihung bitten! Wenns nicht geschehen wäre, würds gewiß nicht mehr geschehen, und wenn er wieder nach Nürnberg kommen wolle, so steh ihm mein Haus offen; Er solls gewiß wieder eben so gut bey mir haben, wie ehemals. Sieht Er, sagte der Fremde, das hat mir der Zunftmeister anbefohlen, und nun hab ichs ausgerichtet. Gottfried fragte nun, wie man vermuthen kann, zufrüderst nach Julianen. Sie ist wohlauß, war die Antwort des Fremden. Als ich ins Haus kam, da war sie zwar anfänglich, ich weiß nicht warum, sehr still und schwermüthig. Das verlorh sich aber nach und nach, und jezt hat sie einen Mann, einen Buchbinder, einen recht geschickten, braven Menschen, der sein gutes Stück Brod hat. Sie essen alle Sonntag Abend im Haus beym Zunftmeister, und es scheint, sie sehen gut zusammen. — Gottfried war über diese Neuigkeiten außer sich vor Freuden, ließ sogleich dem Fremden ein halbes Wein einschenken, und trank mit ihm auf Julianens und des Zunftmeisters Gesundheit. Sobald er helm kam, erzählte er auch voller Freuden diese Nachricht Fränzeln, der daran recht brüderlich Theil nahm, und sich aufrichtig und von Herzen mit ihm darüber freute. — Nun ward Gottfried wieder munter und vergnügt, und fieng wie von Neuem an zu leben. Er gieng alle Sonntage mit Fränzeln auf ein Glas Bier, und machte mit noch mehrern Schwaben und einigen rechtschaffnen Bürgern von Ulm Bekanntschaft.

schaft. Man hatte ihn wegen seiner guten Lebensart und stillen, sitzamen Aufführung allenthalben gern; Auch ersparte er sich ein Ansehnliches, weil er mäßig lebte, und wegen seiner Geschicklichkeit ein recht gutes Wochenlohn von seinem Meister bekam.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Gottfried kriegt eine Trauerpost von Haus.

Nach Erlenburg schrieb er fleißig, bekam auch von Zeit zu Zeit Briefe von dorthier. Nun aber giengs auf Einmal langsamer. Er hatte schon ein Vierteljahr lang vergeblich auf eine Nachricht gewartet, und ward darüber nicht wenig unruhig. Endlich erhielt er folgenden Brief von seinem Vater:

Mein herzlich geliebter Sohn!

Du wirst wohl schon lang auf einen Brief von mir gewartet haben. Und doch wird Dir dieser immer noch zu bald kommen; Denn ich kann mir vorstellen, wie er in Dein Herz einschneiden wird und Deine Seele in Jammer versetzen, daß Dir bang seyn wird um Trost. Inzwischen mußt Du denken, daß es von dem lieben Gott herkommt, und was Gott thut, das ist wohlgethan. Ich muß mich auch drein geben, und es ist ein harter Schlag für mich und eine schwere Prüfung; Das weiß der liebe Gott am besten. Herzlich geliebter Sohn! Es hat dem Herrn über Leben
L 2 und



und Tod nach seinem gnädigen und weisen Rath gefallen, mich in den betrubten Wittwer: und Dich in den Waisenstand zu versetzen. Ich bin so betrübt, daß mir die hellen Zähren in den Augen stehen und auf dieses Blatt hinfallen. Es war eine fromme Frau, die Freude meiner Jugendjahre und der Trost in meinem Alter. Aber jetzt ist dieser Trost dahin, und ich bin ein armer verlassner Mann. Was nun Deine treugesinnnte Mutter, meine gute, so herzinniglichgeliebte Ehehälfte anbetrifft, so gefiel es dem Allmächtigen, sie allbereits vor sieben Wochen schon auf ein betrubtes, Schmerz: und Jammervolles Krankenslager hin zu werfen. Ich und Deine liebe Rosine ließen es an keiner Wart und Pflege fehlen, betheten Tag und Nacht für sie, und dachten auch unverzüglich an alle menschmögliche Hülfe. Ich fragte den geschickten Herrn Doktor von Altenstetten, der alle drey Tage zu unserm, nun auch in Gott ruhenden seligen und lieben Herrn Pfarrer kam, um Rath. Er kam auch dreyimal selber in unser Haus, und verschrieb Deiner seeligen Mutter meiner herzlich geliebten Hausfrau etliche Gläser voll Mixturen, und allerley Pulver. Er sagte aber auch, daß es gefährlich um die Patientinn stehe, und daß wir zuvörderst auch an das Geistliche denken, und für ihre Seele sorgen sollten. Dieß thaten wir denn auch treulich. Der Herr Vikarius Berner, ein gar braver und geschickter lieber Herr, kam auf eigenes Verlangen unserer Seeligen zu ihr, und unterhielt sich mit ihr über ihren Seelenzustand. Sie erkannte und be-

kannte



kannte mit vielen Thränen ihre Sünden, sagte, daß sie nur bey ihrem Heyland und Seeligmacher Christo Jesu Gnade und Vergebung suche, und zu Versicherung dessen wahren Seelendurst nach dem heiligen Abendmahl habe, und wenn es Gottes Wille sey, gerne diese Zeitlichkeit mit der seeligen Ewigkeit vertausche. Der Herr Vikarius besuchte sie noch zweymal auf dieses schöne Bekenntnis, und reichte ihr sodann am Sonntag Nachmittag das heilige Abendmahl, das sie mit wahrer Glaubensfreudigkeit und zu unsrer seeligen Auferbauung genoß. Sie wollte nun von nun an nichts mehr vom Leben hören, sondern nur vom Sterben. Es ward auch zusehends schlechter mit ihr, und wir sahen nichts voraus als den Tod. Von Dir, mein herzlich geliebter, Gottsfried, sprach sie jeden Tag; Ja es vergienge in den letzten Tagen ihrer irdischen Wallfahrt keine Stunde, da sie nicht Deinen Namen aussprach, Dich nur noch einmal zu sehen wünschte und dem Schutz des Allerhöchsten anbefahl. Mit tausend Thränen bat sie Gott, Dich zu segnen, Dich auf allen Deinen Wegen zu behüten, und Dich fromm und in Seiner Kindschaft zu erhalten. Ach, wenn er nur fromm und Gott getreu bleibt! so seufzte sie viel hundertmal. Denn das ist ja das Einzige und Beste! — Und das ist es auch wahrhaftig, mein einziger, herziinnig geliebter Sohn! O merke Dir diese fromme Lehren, und betrübe Deine seelige Mutter nicht im Grab durch sündliches und gottloses Wesen, das leider! in unsern Zeiten, und leider! besonders auch in unserm



ferm lieben Städtchen, von Tag zu Tag mehr einreißen und überhand nehmen thut; Sey getreu bis an das Ende, so wie Deine fromme, selige Mutter, und wie auch, geb's der liebe Gott, Dein Vater bis an sein Ende treu zu bleiben fest im Sinn hat, so wird's uns dereinst an jenem frohen Tag der Auferstehung vor dem gerechten Richterstuhle Gottes gewißlich nicht fehlen!

Deine selige Mutter nahm, wie gesagt, zusehends ab, und endlich am Sonntag vor vierzehn Tagen, war der neunte May, ist sie, in Gegenwart und unter frommem Gebeth und Hinssegnung des Herrn Vikarius im Vertrauen auf das allein seligmachende Verdienst unsers Herrn und Heilandes Nachmittags um halb drey Uhr sanft, und Gott gebe! seliglich verschieden. Gott geb uns allen mit ihr eine fröhliche Auferstehung! Am Mittwoch drauf wurde sie unter ansehnlicher christlbblicher Leichenbegleitung, und von allen frommen Erlenburger Christen beweint, zur Erde bestattet, und hat ihr der Herr Vikarius eine schöne und erbauliche Leichenpredigt über den von ihr selbst erwählten Leichentext, welcher geschrieben steht in der andern Epistel an den Timotheus, im vierten Kapitel, und dessen achten Vers, gehalten.

Herzlich geliebter Sohn! Es ist ein harter Schlag, der mich betroffen hat. Gegen sieben und zwanzig Jahre so in Fried und Einigkeit mit einander leben, Freud und Leid mit einander treulich theilen, und dann Abschied von einander nehmen

men müssen, das ist wahrlich ein Hartes. Doch, was betrübst Du Dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott, Ja, so will ich denn auf Gott harren, der auch mich in meinem Jammer nicht verlassen wird.

Deine Rosine, mein geliebter Sohn, ist mir jetzt ein rechter Trost in meinen alten Tagen. Sie vertritt mir Tochterstelle und ist so fromm und brav. Ich wünschte jetzt eben nichts mehr, als daß Du heimkommen und mir das Handwerk könntest führen helfen, so dürft ich mich nicht immer mit Gesellen behelfen. Aber bey dem, noch immer fortwährenden leidigen Krieg ist nicht rathlich. Die Soldaten haben erst vergangene Woche wieder verschiedne Bürgersöhne und des Nachbar Sattlers seinen Jakob, der noch nicht seine vollen siebzehn Jahre hat, weggenommen. Lieber Gott, wie viel Blut wird der Krieg noch kosten? Der Schneider Hans ist ungelommen in der Schlacht; Und man sagt noch von etlich andern, daß sie todt seyen.

Unser frommer christlicher Herr Pfarrer ist, wie gesagt, auch gestorben, vor vier Wochen. Wir hätten alle gern den Herrn Vikarius; Aber jedermann sagt, des Herrn Stadtschreibers Johann Peter werd ankommen. Ich will ihm gerade nichts Bbses nachsagen; Aber jedermann schüttelt eben den Kopf. Man sagt, er führe sich in Erlang nicht zum Besten auf. Du solltest wohl wissen, was dran ist, da Du dort auf Deiner Wanderschaft durchkamest. Es soll den Herrn Stadts



schreiber über 400 Thaler kosten. Es ist eben gar nicht schön und christlich, sich in ein so heiliges Amt einkaufen. Doch, das geht uns gemeine Leute nichts an; Den alten Herrn bekommen wir eben nicht wieder.

Deine Rosine will Dir selber schreiben. Halte Dich ferner brav, mein geliebter Sohn! Ich empfehle Dich dem Schutz des Allerhöchsten, und verbleibe lebenslänglich Dein getreuer, jetzt tiefgebeugter Vater

Johann Jakob Walther,
Tischlermeister.

Wie tief dieser Brief unsern Gottfried gebeugt haben wird, das kann sich jeder meiner geneigten Leser selbst besser denken, als ich es beschreiben kann. Ein Vierteljahr lang blieb er immer zu Haus, und kam gar nicht unter die Leute. Umsonst suchten ihn sein Meister und der gute Fränzel aufzurichten und zu trösten. Er konnte eben den Gedanken an seine selige Mutter nicht aus seinem Herzen bringen, bis die Zeit endlich nach und nach das ihrige that. Nun aber traf ihn ein neuer harter Schlag. Ungefähr ein halbes Jahr nach Empfang dieser Trauerpost ward sein rechtschaffner Meister, auf den er so viel hielt, gefährlich krank. Er und Fränzel wachten wechselseitig acht Nächte lang an seinem Bette, und nahmen sich seiner an, als ob sie seine Edhne wären. Bei unserm Gottfried mußte natürlich das Andenken an seine selige Mutter und an ihren Tod aufs neue wieder aufwachen, und seine alte

Schwer,



Schweremuth kehrte wieder zurück. Bald, so sagte sein Meister oft, bald, mein lieber Gottsfried, werd ich nun im Himmel und bey seiner seeligen Mutter seyn. Wie wird sie sich freuen, wenn ich ihr von ihm erzähle, daß er so fromm und brav ist, und so viel an mir thut! — Da weinte Gottsfried, und wünschte sich auch zu sterben. Am neunten Tage starb sein rechtschaffner Meister mit christlicher Freudigkeit, nachdem er über acht Tage lang die fürchterlichsten Schmerzen mit unglaublicher Geduld getragen hatte. Gottsfried und Fränzel weinten um ihn als ihren zweyten Vater, und sein Tod that ihnen um so weher, da sich nach ein paar Tagen bey Eröffnung des Testaments zeigte, daß er jedem von ihnen zum Bescheid seiner väterlichen Liebe Zwanzig Gulden vermacht hatte.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottsfried nach München im Baierland kommt, und da nicht mehr so brav ist, wie bisher.

Gottsfried kam nun auf den Einfall, mit seinem lieben Fränzel sich nach München zu begeben. Der geneigte Leser wird sich über diesen Entschluß, in einer ganz katholischen Stadt zu arbeiten, weniger wundern, wenn er bedenken will, daß seine lange Bekanntschaft mit Fränzel als einem Katholiken, und das durchaus rechtschaffene und redliche Wesen, das er bey diesem gefunden,



die üble Meynung, die er bisher von den, Katholiken gehabt hatte, beynahe ganz aus seiner Seele verbannt hat, zumal da ihn Fränzel auf seine Ehre versicherte, daß in München und überhaupt unter seinen Glaubensgenossen noch unzählige eben so gut und rechtschaffen wären und dächten, wie er. Fränzel war selbst ein Münchner; Er hatte den Tag nach seines Meisters Tod einen Brief vom Hofschler in München erhalten, ob er nicht bey ihm in Arbeit treten wolle, und ihm nicht auch noch ein paar andre geschickte Gesellen zuweisen könne? Das war also jetzt eine erwünschte Gelegenheit für unsre beyden Freunde, daß sie bey einander bleiben konnten; Denn sie hätten sich äusserst ungern von einander getrennt. Zu einem Hofschler zu kommen, war Gottfriedem auch sehr lieb, weil er da wieder viel Neues lernen konnte; Und ausserdem versicherte ihn Fränzel auch, er werde da gewiß mehr als Einen von seinen Glaubensbrüdern antreffen. Sie begaben sich also an einem hellen Wintermorgen auf den Weg, und kamen den andern Abend nach Augsburg, wo sie sich, weil Fränzel dort Anverwandte hatte, ein paar Tage aufhielten, und die Stadt besahen, die Gottfriedem, da er noch keine so schöne Stadt gesehen hatte, ausnehmend wohl gefiel. Dann setzten sie ihren Marsch wieder fort, und kamen nach zween Tagen in München an. Gottfried mußte die zween ersten Tage bey Fränzels Eltern logieren, welches rechtschaffene und herzlich gute Leute waren, ob sie gleich weit abergläubiger und eifrigere Katholiken waren, als
ihr



Ihr Sohn. Aber diesem zu gefallen begegneten sie doch Gottfriedem sehr liebreich und gefällig. Dieser war von der Schönheit und Größe der Stadt ganz bezaubert, und konnte sich am Schloß, an den vielen andern herrlichen Gebäuden und den prächtigen Kirchen nicht satt sehen. Nach zweien Tagen trat er mit Fränzeln beym Hofschler in die Arbeit. Dieser war ein ansehnlicher Mann, der mehr einen Herrn als einen Handwerksmann vorstellte, und sich auf seinen Hofschlerdienst nicht wenig einbildete. Er hatte ein rauhes, gebietherisches, zurückschreckendes Wesen, das anfangs unserm Gottfried nicht einleuchten wollte; Aber nach und nach gewöhnte er sich dran und sah, daß es eben von seinem Meister nicht so böß gemeint sey. Der Hofschler merkte auch bald, daß Gottfried vorzüglich geschickt sey, und ward deswegen ganz herablassend und gütig gegen ihn. Es arbeiteten noch acht andre Gesellen in der Werkstätte. Zweien davon waren Lutheraner, und mit diesen und Fränzeln gieng Gottfried am meisten um, ob sie gleich nicht besonders nach seinem Herzen waren. Aber in der Fremde verbindet gleiches Vaterland und gleicher Glaube oft sehr ungleiche Gemüther mit einander. Gottfried galt in kurzer Zeit bey seinem Meister alles. Fast alle seine künstliche Arbeiten wurden ihm übergeben. Da bekam er denn, wenn er seine Arbeit in die Häuser der Bornehmen trug, sehr ansehnliche Geschenke, und stand sich so gut, daß er sich verschiedne neue, bey uns prächtige Kleidungsstücke anschaffen konnte. Das gieng ohngefähr ein halbes Jahr so fort;
Gott-



Gottfried gewöhnte sich eine vornehmere Lebensart an, gieng fleißig zum Wein, und entfernte sich so unvermerkt immer mehr von der Einfalt der Sitten, die er von Erlenburg mitgebracht hatte. Er ward auch ziemlich übermüthig und begegnete oft seinen Nebengesellen mit einem stolzen und beleidigenden Wesen. Der ehrliche Fränzel hielt es ihm ein paarmal offenherzig, aber sanft und liebevoll vor. Allein, anstatt daß Gottfried ihm dafür hätte danken sollen, nahm er ihm übel, und wich dem nähern Umgang mit ihm so viel als möglich aus. Der brave Fränzel schwieg, und beklagte die Verblendung seines Kammeraden in der Stille. — Unterdessen, da sich Gottfried in der Gunst seines Meisters immer fester setzte, und dadurch auch immer aufgeblasener wurde, so erwachte bey seinen Nebengesellen Neid und Mißgunst gegen ihn, und sie wurden ihm von Tag zu Tag aufsätziger. Er mußte anfangs allerley versteckte Eichelwehen anhören, die, da er darauf nicht zu merken schien, immer deutlicher, auffallender und derber wurden. Es wurden viele schändliche Geschichten von den Lutheranern erzählt, und der Name Ketzer und ketzerischer Hund ward oft gehört. Besonders war ein Destreicher, Namens Baumann, äußerst erbittert über ihn. Dieser Mensch hatte ein Aug auf die zwote Tochter des Hofrathlers, und sah also äußerst ungern, daß der Erlenburger so viel im Hause galt. Bald erzählte er, der Teufel hab einen Lutherischen Geistlichen zu Augsburg von der Kanzel geholt, da er eben gegen den heiligen Vater etwas habe

habe vorbringen wollen; Bald sagte er, in Wien stehen schon tausend Wagen mit Vater Nostris in Bereitschaft, um sie in die Lutherischen Länder zu führen, und alle Lutheraner zu Katholiken zu machen, und was solcher boshaften Einfälle und Spötkereyen mehr waren. Die andern Gesellen schlugen dann gewöhnlich ein unsinniges, lautes Gelächter auf, und wiesen mit den Fingern heimlich auf Gottfried, aber doch so, daß er's merken konnte. Natürlich mußte ihm das allerley unangenehme und verdrüssliche Gedanken machen, die er aber doch wieder aus dem Sinn zu schlagen suchte, weil er sich bey dem Hofschüler so außerordentlich gut fand. Er beklagte sich in der Stille ein paarmal darüber gegen Fränzeln. Dieser sagte ihm aber mit aller Offenherzigkeit: Er bedaur ihn zwar aufrichtig; Aber er sey doch auch gewissermaassen selber Schuld daran, indem er seinen Mitgesellen so gar stolz und übermüthig begegnete. Diese Erinnerung hörte Gottfried ungern, er zog sich noch mehr von seinem rechtschaffnen Freund ab und nahm sich vor, über alle Spötkereyen der Gesellen zu lachen.

Inzwischen wurden die Eticheleyen immer merklicher und gröber. Gottfried härmte sich darüber heimlich ab, so sehr er's zu verbergen suchte; Und nun bekam er auch noch einen Brief von seinem Vater, der ihm sehr zu Herzen gieng. Ich will ein paar Stellen aus diesem Brief anführen. So hieß es z. Er. gleich von Anfang: „Wir haben Dir seit einem Vierteljahre zweymal geschrieben, Deine Rosine und ich; und Du hast uns



und keine Zeile dagegen zukommen lassen. Was treibst Du, Gottfried? Hast Du Deinen treugesinnnten Vater und Deine Rosine Dir gar aus dem Sinn geschlagen? Bist Du herrisch und hochmüthig worden, weil Du bey einem Hofschler in Arbeit bist? Schämst Du Dich Deiner Ungehörigen, weil sie schlecht und rechte, und gemeine Leute sind? O mein Sohn, ich muß allerley Gedanken haben; Und wenn wir Dir Unrecht thun, so bist Du selber Schuld daran.

Weiter unten im Brief hieß es: „Ich muß nur mein Herz ausschütten und alles gerad heraus sagen. Es gefällt mir gar nicht und keinem Menschen in Erlenburg, daß Du dich in einer ganz katholischen Stadt aufhalten thust. Wie siehst da um Dein Christenthum aus, Gottfried? Kannst in keine Predigt gehen; Das heilige Abendmahl kannst nicht genießen. Sag uns nun einmal, wie Du Deinen Sonntag hinbringst? Deine Bibel hast Du zwar Gottlob! bey Dir. Aber hast Du auch das Herz, fleißig drinn zu lesen? Du mußt immer fürchten, daß man sie Dir wegnimmt. Vielleicht thust Du auch, vergeß mich Gott! Dich schämen, drinn zu lesen, und lebst wie ein Heide. O mein noch immer herzlich geliebter Sohn! Man muß endlich auf solche betrübte Gedanken kommen, weil Du Deine Ungehörige so ganz vergiffest u. s. w.“ Gottfried legte diesen Brief, dem auch ein ähnlicher von Rosinen angeschlossen war, unter Vergießung vieler Thränen weg. Sein eignes Herz machte ihm eben so bittere Vorwürfe, als die Briefe.

Denn



Denn es war nur allzuwahr; Sein Christenthum war völlig launig geworden. Er hatte sich dem Staat und der Eitelkeit ergeben; Und wo das ist, da siehts gewöhnlich schlecht um das Christenthum aus.

Und Kirchengehen und das Abendmahl war in München ohnedieß nicht zu gedenken. Aber auch seine Bibel war schon wenigstens seit einem Vierteljahr nicht aus seinem Felleisen herausgekommen. Sein ganzes Christenthum bestand noch darinn, daß er alle Morgen und Abend ein auswendig gelerntes Gebeth herplapperte, ohne viel dabey zu denken, weil es ihm ganz zur Gewohnheit geworden war. — Er brach also jetzt selbst Thränen aus, rang die Hände, klagte sich selbst wegen seiner bisherigen Saumseeligkeit an, ath Gott um Vergebung, und that das Gelübde, seinem Meister die Arbeit aufzusagen, München zu verlassen, und sich wieder in lutherische Länder zu begeben. Sein Meister war ganz verundert, als er seinen Entschluß vernahm, und wollte ihn schlechterdings nicht von sich lassen; endlich ward er heftig aufgebracht, da er sah, daß alle Vorstellungen nichts über ihn vermochten, und machte ihm die bittersten Vorwürfe wegen Unermuths und Undankbarkeit.

Gottfried mußte noch vier Wochen in Arbeit bleiben, weil er selber aufgesagt hatte. Während dieser Zeit hatte er noch viel auszustehen. Der Hofischler warf immer mit falschen Ketzern, herischen Hunden und dergl. um sich. Die Gesellen, welche sahen, daß ihm der Meister jetzt auch



auch abgeneigt geworden war, erlaubten sich nun alles, was ihn kränken konnte, und machten ihm das Leben recht zur Hölle. Er trug diese Mißhandlungen in der Stille, weil ihm sein Gewissen sagte, daß er sie sich größtentheils durch sein übermüthiges Betragen selber zugezogen habe. Fränzel, der seinen Kummer sah, trug brüderliches Mitleiden mit ihm. Gottfried, der jetzt kaum das Herz hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehen, sagte endlich, da er sein Mitleiden sah, frischen Muth, fiel ihm um den Hals, bath ihn um Vergebung, und weinte. Nun war Fränzel in den noch übrigen dreß Wochen, die ihm länger als ein Jahr vorkamen, sein einziger Trost, und endlich schied er, unter vielen Thränen, von diesem treuen, redlichen, bewährten Freund, nahm seinen Wanderstab, und gieng auf Regensburg zu.

Bier und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried auf der Donau nach Wien fährt,
und da in Arbeit kommt.

Daß Gottfried unzufrieden mit sich selbst war, und sich auf dem Wege tausend Vorwürfe wegen seines bisher geführten, leichtsinnigen Lebenswandels machte, das wird der geneigte Leser wohl von selbst und ohne mein Erinnern denken. Tausendmal gelobte er Gott an, Ihm künftig redlich zu dienen, und sich nicht mehr so leichtsinnig von Ihm zu entfernen. Er kam endlich in Regens-

Regensburg an, wo er gewiß Arbeit zu finden hoffte; Aber er erfuhr auf der Herberge zu seinem Leidwesen, wenn er nur einen Tag früher gekommen wäre, so hätte er sogleich in Arbeit treten können. Jetzt gebs keine. Doch versicherte ihn der Herbergsvater: Wenn er noch acht Tage zusehe, so werd er gewiß Arbeit bekommen. Das geschah aber nicht, und war ein bloßes Vorgeben von dem Wirth, der ein gewinnsüchtiger Mann war, und weil er Geld bey Gottfrieden merkte, ihn nur länger bey sich zu behalten, und von ihm zu profitiren suchte. Da die acht Tage herum waren, und sich keine Arbeit zeigte, so war Gottfried übel dran. Er hatte sich zwar ein hübsches Stück Geld in München verdient, aber auch viel für Wäsche, Kleider und dergl. ausgegeben, so daß er jetzt nur noch zwölf Thaler an baarem Gelde hatte. Nach Franken und ins Vogtland konnt er nicht wohl gehen, weil der Krieg sich allmählich da weiter heraus zu ziehen schien. Nach der Schweiz war er freylich gern gegangen; Aber so weit fürchtete er, möchte sein Geld nicht reichen. Nun war noch ein andrer lutherischer Tischlergeselle, aus dem Braunschweigischen, auf der Herberge feyend; Dieser entschloß sich auf der Donau nach Wien zu fahren, und redete ihm zu, Compagnie zu machen. Gottfried hatte anfangs allerley dagegen einzuwenden, hauptsächlich wegen der Religion, weil Wien ganz katholisch sey. Die Lutheraner hatten nemlich damals noch keine eigene Kirche zu Wien, wie sie heut zu Tage durch die Huld des guten

Geschichte Gottfried Walthers. M Kap:



Kaisers Joseph haben. Der Braunschweiger sagte ihm aber, daran darf er sich gar nicht kehren, weil man ja alle Sonntage in der lutherischen Kapelle des schwedischen oder dänischen Gesandten eine Predigt hören könne. Durch diese Vorstellung, und weil er sich nicht anders mehr zu helfen wußte, entschloß sich Gottfried endlich, die Fahrt nach Wien auch mit anzutreten. Nach zween Tagen gieng ein Schiff ab, und Gottfried setzte sich mit dem Braunschweiger darauf.

Die Donau war mittelmäßig hoch, und die Fahrt gieng glücklich. Als man sich aber nach und nach dem Strudel näherte, da entfiel Gottfried und fast allen seinen andern Reisegefährten der Muth. Er hatte auf Herbergen von den Handwerksburschen so viel schreckliche und schauerhafte Erzählungen von der lebensgefährlichen Durchfahrt durch den Strudel gehört, daß ihm die Haare zu Berge stunden, wenn er nur dran dachte, und der augenscheinlichen Todesgefahr entgegen zu eilen glaubte. Er stellte sich alle seine begangene Sünden lebhaft vor, bath Gott mit Thränen um Verzeihung, und empfahl Ihm seine Seele. Das Schiff kam aber ohne die mindeste Gefahr durch diesen fälschlich als gefahrvoll ausgehrieenen Ort, und war schon etlich hundert Schritte weiter geschwommen, als Gottfried und alle Reisende noch vor Todesangst zitterten und bebten.

Dren Tage nach dieser Herzensangst kam er glücklich in Wien an, gieng mit dem Braunschwei-

Schweiger auf die Herberge, und kam mit diesem den folgenden Tag bey Einem Meister in Arbeit. Es arbeiteten noch drey Gesellen in der Werkstätte, wovon noch einer ein Lutheraner war. Sein neuer Meister war ein guter, aber ziemlich einsältiger Mann, der sich ganz von seiner Frau, einem listigen, verschlagenen, und dabey sehr verbuhlten Weib regieren ließ. Da sie merkte, daß Gottfried sehr geschickt war, so betrug sie sich gegen ihn äusserst liebe reich und gefällig. Am meisten aber galt bey ihr einer von den katholischen Gesellen, mit dem sie, wie aus Allem abzunehmen war, nur allzugenuß bekannt war, und der sich deswegen auch viel vor den andern Gesellen herausnahm.

Gottfried gieng sogleich am nächsten Sonnabend zu dem dänischen Gesandtschaftsprediger, und meldete ihm, er möchte den Sonntag drauff das heilige Abendmahl genießen, der ihn denn auch annahm. Er gieng also den Tag darauf in die Kapelle, hörte da eine Predigt an, die für ihn, da er schon lang keinem Gottesdienst beygewohnt hatte, außerordentlich herzerührend war. Darauf genoß er das heilige Abendmahl mit einer Funbrunst und Andacht, wie er sie seit seinem Konfirmationstage nie mehr empfunden hatte. Alle die Thorheiten, die er in München begangen, fielen ihm wieder ein; Er bereute sie, bath sie Gott demüthig ab, und weinte. Jetzt ward ihm wieder leichter ums Herz. Er söhnte sich wieder mit seinem Heyland aus, und gelobte Ihm außs neue Beständigkeit und Gehorsam an.



Er war jetzt wieder wie neu geschaffen, führte ein stilles, ordentliches und christliches Leben, schrieb auch an dem nächsten Sonntag an Rosinen und an seinen Vater nach Erlenburg, und gestand ihm aufrichtig seine bisherigen Fehler, bath ihn um Verzeihung und versprach ihm gänzliche Besserung. Er las jetzt des Sonntags auf seiner Kammer wieder fleißig in der Bibel, versäumte nie eine Predigt, und gieng oft am Sonntag Nachmittags zu dem Gesandtschaftsprediger, seinem Beichtvater, ins Haus, der ihn gern bey sich sah, und wegen seiner Rechtschaffenheit recht viel auf ihn zu halten schien.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfrieds Vater noch in seinen alten Tagen ein Weib nimmt.

Nach einiger Zeit kam ein Brief von seinem Vater, worinn ihm dieser seine Zufriedenheit mit seiner jetzigen Aufführung bezeugte, und ihm zugleich die unerwartete Neuigkeit schrieb, er habe sich mit Gott entschlossen, zum zweytenmal in den heiligen Ehestand zu treten, und die Wittwe Lorenz Steinmanns, eines vermöglichen Richterzehers zu ehelichen. Es war auch zugleich ein Brief von der Wittwe mit eingeschlossen, der sehr liebreich lautete, und in welchem drey Dukaten zu einem Geschenke für ihn lagen. Gottfried wußte nicht, ob er sich über diese Nachricht freuen oder betrüben sollte? Denn er hatte von der Steinmanninn
immer



immer gehört, sie sey sehr feindselig, bissig und zänklisch, und liebe den Staat und die Kleiderpracht über alles.

Es war ihm also für Rosinen bang, sie möchte viel bey seiner neuen Stiefmutter ausstehen müssen. Rosine meldete ihm zwar, die Steinmanninn sey sehr liebevoll und gefällig gegen sie, und hab ihr beym ersten Einkehr ein ansehnliches Geschenk sowohl an Kleidungsstücken, als an Geld gemacht, und sie ihrer Freundschaft und Liebe versichert. Aber Gottfried konnte sich doch nicht ganz von aller Besorgnis losmachen. Er hatte auch wirklich Ursache genug, solche zu haben; Denn die Wittwe Steinmann war noch weit schlimmer, als das Gerücht von ihr sagte. Sie war der Neid und die Mißgunst selber, und hatte ihren vorigen Mann bloß durch Murren, Zanken und täglichen Verdruß unter den Boden gebracht. Auf Kleider wendete sie sehr viel, war im höchsten Grad eitel, und verachtete jedermann, wer ihrer Meinung nach von geringerem Stande war als sie. Dabey aber hatte sie ein frisches, und ganz jugendliches, einnehmendes Gesicht, konnte sich bey Jedermann durch ihre geläufige Zunge einschmeicheln, und sich so verstellen, daß selbst der, der das Schlimmste von ihr gehört hatte, dran zu zweifeln anfieng, wenn er sie nun selber sah und sprechen hörte; Denn sie sprach wie ein Gebethsbuch, und Christenthum und Frömmigkeit waren ihr die geläufigsten Wörter.

Hierdurch wurde dann auch der ehrliche Meister Waltherr gefangen. Einer seiner besten



Freunde, ein Anverwandter von der Steinmanninn, hatte ihm schon lang angelegen, ob er sich nicht zu einer zweiten Heyrath entschliessen und seine Waase nehmen wolle? Sie hab' eine besondere Zuneigung zu ihm, sagte er, sey ein Weib in ihren besten Jahren, besitz ein beträchtliches Vermögen, und habe sich schon verlauten lassen, daß sie dieses ihm und seinem Sohn vermachen wolle. — Meister Walthers sagte seinem Freunde, er sey gar nicht gesonnen, wieder zu heyrathen; Er werd allmählich alt und wolle also lieber die Haushaltung mit Rosinen so lang führen, bis sein Gottfried aus der Fremde wieder zurückkomme; Dann woll er ihm die Kundschaft übergeben, und bey seinem Sohn und seiner Schwiegertochter in die Kost gehen. Ausserdem, setzte er hinzu, wußt er eben gar nicht, ob die Steinmanninn ein Weib für ihn wäre? Er wolle nicht voreilig und lieblos richten; Aber ihr Lob sey eben im Städtchen nicht das beste, und sein hinlängliches Auskommen hab er doch Gottlob! auch ohne ihr Geld.

Was das erste anbetreffe, erwiederte Walthers Freund wieder, so heisse das so viel als gar nichts; Denn wenn er heyrathe und sein Gottfried komme wieder heim, so könn er ihm ja doch die Kundschaft abtreten, und sich desto eher zur Ruhe geben, weil er dann genug zu leben und nicht nöthig habe, bey seinen Kindern in die Kost zu gehn, da die Steinmanninn ein eigenes schönes Haus habe. Was aber den zweyten Punkt anbelange, so wiss er freylich wohl, daß seine

seine Waase nicht im besten Rufe stehe; Aber er, Walthert, wisse ja doch wohl, wie schlimm die Leute seyen, und daß man den bravsten Menschen immer am ersten Uebels nachrede. Seine Waase sey gewiß so schlimm nicht, wie man sie ausschreie; Er stehe gut für sie. Doch, Meister Walthert dürfe ja nur selbst die Probe machen, und einmal mit ihr reden. Das koste ja nichts, und wenn sie ihm nicht gefalle, so sey er sein eigner Herr nach wie vor &c. &c. Walthert wäre gern noch ausgewichen; Aber sein Freund ließ ihm keine Ruhe, und er sagte endlich, daß er sie einmal an einem dritten Orte, nur so wie von ohngefähr, sehn und sprechen wolle. — Gleich den nächsten Feiertag lud ihn sein Freund zu sich in sein Haus ein, und kaum war er eine halbe Stunde da, so kam auch die Steinmanninn, und war gepugt wie eine Puppe.

Sie war äußerst redselig und gesprächig, plauderte von hundert tausend Dingen, und besonders von ihrem seeligen Mann, wie er ihr so lieb gewesen, wie so friedlich sie mit ihm gelebt, wie viel sie in seiner letzten Krankheit mit ihm ausgestanden habe, wie sie ihn aber heut mit Freuden wieder aus der Erde graben würde. Nun vergoß sie eine Menge Thränen, und wandte sich an den schon ganz in sie vergaßten Meister Walthert, dem auch Thränen in den Augen stunden, und sagte zu ihm, er wiss am besten, was der Wittwenstand für ein betrübter Stand sey, und lobte nun seine seelige Marie so, daß der ehrliche Mann in lautes Schluchzen ausbrach. Der



Steinmanninn Better tischte nun Wein auf, und sprach den beyden Betrübten zu, sie sollten nicht von lauter so traurigen Dingen reden, und sich durch ein Glas Wein wieder aufzuheitern suchen! Das geschah denn auch; Die Junge der Wittwe ward immer gelaufziger und Walthers immer mehr für sie eingenommen. Er setzte jetzt gar keinen Zweifel mehr in ihre Reden, hielt sie für das beste, christlichste und — holdseligste Weib, und ward gewaltig bös auf die Verläumder und Verläumderinnen, aber die sie sich einigemal im Vorbegehen bitter beklagte. Der ehrliche, leichtgläubige Walthers hielt sie jetzt nicht nur für eine gute Frau, ward nicht nur für sie eingenommen, sondern förmlich in sie verliebt, wozu der Wein, mit dem sein Freund tapfer zusprach, auch das seinige beynrug. Kaum merkte die schlaue Wittwe, was in Walthers altem Herzen vorgieng, so sah sie ihn alle Augenblicke mit äusserst freundlichen, ja wohl gar verbuhlten Blicken an, und entzündete dadurch sein Herz noch mehr. Gern hätte er jetzt schon eine nähere Erklärung gehört, und wünschte nur, sein Freund möchte davon zu reden anfangen! Aber dieser begnügte sich damit, Walthern für heut so weit gebracht zu haben, und hatte heimlich grosse Freude drüber.

Walthers gieng nun, mit Leib und Seel von der Wittwe eingenommen, heim, und erzählte Rosinen mit grossen Freuden, daß er sie diesen Abend gesehen und gesprochen, und sie ganz anders gefunden habe, als wie man gewöhnlich sie ausschreye; Dabey gab er auch gar nicht un-

deutlich

deutlich seinen Entschluß, sie zu heyrathen, zu erkennen. Rosine konnte zwar wohl nicht glauben, daß sie so gut sey, als Walthers sie vorstellte; Denn sie hatte schon zu viel Proben von ihrer schlimmen Gemüthsart gehört, und konnte es daher auf keine Weise gut finden, daß er sie heyrathen wollte; Aber sie war zu furchtsam, etwas dagegen zu sagen, und glaubte, gegen ihre Pflicht zu handeln, wenn sie es thäte. Also schwieg sie lieber.

Der ehrliche Meister Walthers brachte die Nacht mehr mit Gedanken an das, was den Abend durch vorgefallen war, und mit Heyrathsanschlägen, als mit Schlafen zu, und kleidete sich den andern Morgen frühzeitig an, um zu seinem Freund zu gehen, und mit ihm drüber zu reden. Dieser gab ihm lächelnd einen guten Morgen, und fragte ihn, was ihm Gutes von der Steinmanninn geträumt habe, und ob er sie jetzt noch für ein so schlimmes Weib halte wie bisher? — O bewahre Gott! sagte Walthers. Ich sehe wohl, man darf auf das Geschwätz der Leute gar nicht mehr gehen. Er brach nun in Lobpreisungen der Wittve aus, und fragte seinen Freund halb ängstlich, wie sie von ihm denke, und ob er wohl hoffen dürfe, sie zur Frau zu bekommen? Dieser suchte anfangs ein wenig die Abseln, als ob er Bedenklichkeiten hätte; Er konnte sich aber doch nicht lang verstellen, denn er war zu freudig, und sagte ihm, die Steinmanninn wünsch, je eher je lieber alles in Richtigkeit gebracht zu wissen. Walthers war darüber voller



Freuden, und bath seinen Freund, gleich auf den Abend in seinem Haus eine Zusammenkunft, in der die Sache ausgemacht werden sollte, zu veranstalten. Das geschah auch; Die Wittwe kam mit ein paar Verwandten von ihrer Seite, und Walthert brachte zweien von der seinigen mit; Und so ward das Verlöbniß unter der für Meister Walthert sehr vortheilhaften Bedingung vollzogen, daß sie ihm, im Fall, daß sie vor ihm sterben sollte, die Hälfte ihres ansehnlichen Vermögens vermachte, oder im Fall, daß sie ihn überleben würde, seinem Sohn ein Drittheil von dem Ihrigen hinterlassen wolle. Die Hochzeit ward sogleich nach drei Wochen vollzogen. Walthert war verliebter, und wie das bey den Alten fast immer der Fall ist, noch kindischer und läppischer, als die meisten jungen Verliebten sind. Er ward fast in ganz Erlenburg zum Gelächter. Auch sein neues Weib that ganz kindisch und närrisch verlobt in ihn. Er that alles, was sie haben wollte, und vergab so Ein: für allemal sein Recht, das ihm als Mann zukam. Sie war damit ausnehmend wohl zufrieden, und that auch alles, was sie ihm nur an den Augen ansehen konnte; Und so schien es, daß es schwerlich eine glücklichere Ehe geben werde, als die ihrige. Rosine, die von ihrer neuen Schwiegermutter immer so viel Schlimmes gehöret hatte, und jetzt nichts als Liebe und Gefälligkeit an ihr bemerkte, und auch für sich selbst nichts als die freundlichste Begegnung von ihr erfuhr, ward ganz irre, was sie glauben sollte, setzte endlich in das allgemeine Gerücht ein



ein gänzlichcs Mißtrauen, und schrieb ihrem Gottsfried wieder, ganz im Jubelton der Freude, wie so außerordentlich gut sie es bey seiner neuen Mutter habe. Gottsfried, der, wie der geneigte Leser oben gehöret hat, für Rosinen dieser neuen Heyrath wegen sehr besorgt gewesen, und fast schwermüthig worden war, wurde nun auf Einmal nach Empfangc dieses Briefes wieder munter, und gieng gleich denselben Tag mit seinen Nebengesellen auf die Herberge zu einem Schmaus.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottsfried sich dem leidigen Spielen ergiebt, und was weiter für Unheil draus entspringt.

Bisher war Gottsfried seit seinem Aufentshalt in Wien noch nie auf die Herberge gegangen, außer wenn die Auflage oder sonst ein andrer Handwerksbrauch es unumgänglich nöthig machte. Seine Nebengesellen, und besonders der Braunschweiger, der ein Erzsaufewind und lustiger Bräuder war, hatten ihm umsonst schon mehr als zwanzigmal zugesagt, er soll doch auch eine Freude mitmachen, und nicht immer wie ein Kanarienvogel zu Hause sitzen! Er blieb aber bey seinem eingezogenen, stillen Wesen, ersparte sich ein gutes Stück Geld, mußte aber auch dafür allerley Sticheleyen und Spöttelereyen über sich ergehen lassen. Desto mehr wunderten sie sich jetzt, da er sich von freyen Stücken anbooth, auch mit zu dem Schmaus zu gehen.

Ein



Ein Altgeselle mußte gerade etwas am Besten geben, und man trank tüchtig drauf los. Auch Gottfried ließ sich trefflich schmecken, und trank vor Freuden über die von Haus erhaltenen guten Nachrichten einen kleinen Rausch. Man sang lustige Lieder, und endlich sieng man an zu spielen. Auch Gottfried ließ sich überreden, mit zu machen, ob ers gleich erst lernen mußte. Er war ungewöhnlich glücklich, und gewann über vier Gulden. Endlich gieng man erst nach Mitternacht heim. Als Gottfried den andern Morgen aufwachte, und über die den vorigen Tag begangene Ausschweifung nachdachte, war er äußerst unzufrieden mit sich selber, machte sich die bittersten Verwürfe, und beschloß, künftig mehr auf seiner Huth zu seyn, und sich nicht wieder so zum Trunk und Spiel mit hinreißen zu lassen. Am nächsten Sonntag mußte er wieder auf die Herberge, weil die Gesellen eine Auflage hatten. So bald diese verbey war, wollt er wieder heimgehen. Aber er konnte sich, trotz alles Widerstrebens, nicht loemachen. Seine Spielkameraden sagten ihm: Du hast uns leghin das Geld abgewonnen, und mußt uns jetzt Revanche geben, oder wir erklären Dich für einen schlechten Kerl. Wenn er nun nicht Handel haben wollte, so mußte er nachgeben und mitspielen. Das Glück war ihm heute wieder günstig; Er gewann abermals über zween Gulden, und mußte beym Auseinandergehn sogleich versprechen, morgen als am blauen Montag sich bey Zeiten wieder bey dem Spieltisch einzufinden. Er verspielte diesmal einige Arens

Her,

her, und mußte also schon am folgenden Sonntag abermals zum Spiel kommen, weil er immer noch einen beträchtlichen Gewinnst in der Tasche behielt. So ward er, ehe er sich selber versah, ins Spielen mit verwickelt; Zwar machte ihm das Gewissen noch oft auf, und machte ihm Vorwürfe. Er erstickte aber diese sogleich wieder durch allerley zusammengejuchte Ausflüchte. Was kann ich dafür? sagte er sich selbst; Die Gefellen zwingen mich ja dazu. Sobald ich das Gewonnene wieder verliere, will ichs aufgeben, u. s. w. Es war ihm aber mit dem letztern Versprechen selbst kein grosser Ernst; Denn er hatte schon das Spielen selbst so lieb gewonnen, daß es ihn äusserst schwer angekommen wäre, sich davon loszureißen. Tag und Nacht dachte er nun an Karten und Würfel, träumte von immer noch grössern Gewinnsten, die er künftig machen würde, und konnte kaum den Sonntag und Montag erwarten, um da wieder Karten in die Hand zu kriegen. So ward er in kurzer Zeit ein völliger Sklave von der unseeligen, verderblichen Liebe zum Spiel. Sie verdrang alle andre gute Vorstellungen aus seinem Herzen. Er sah nur Karten vor sich, hörte nur Geld klingeln, er mochte an der Hobelbank stehn, oder in der Kirche sitzen. Das Bibellesen ward ganz aufgegeben; Denn sobald am Sonntage zu Mittag gegessen war, so giengs in das Wirthshaus. Zum Gesandtschaftsprediger kam er auch nicht mehr, und nach Erlenburg schrieb er in einem ganzen Vierteljahr nicht Einmal, und half sich, wenn ihm allens
falls



falls sein Herz Vorwürfe drüber machte, mit der Entschuldigung hinaus: Ich bekomme ja von Erlenburg auch keine Briefe. So brauchte er jetzt das, was ihm sonst tausendfache Unruhe gemacht hätte, zur Beschönigung seines Leichtsinns. —

Bisher hatt er immer noch so ziemlich glücklich gespielt, und ward dadurch immer verwegener, ließ sich auch nebenher das Trinken recht wohl schmecken. Nun spielte er aber ein paarmal so unglücklich, daß er etliche Gulden sitzen ließ. Anstatt daß er jetzt hätte sollen zum Nachdenken kommen und vom Spiel ablassen, ward er noch erpichter drauf, und dachte immer: Heute muß ich doch einmal mich meines Schadens wieder erholen. Aber er hoffte umsonst, und spielte von einer Zeit zur andern immer unglücklicher, so daß er in kurzer Zeit kein Geld mehr hatte, und ein gutes Kleid verkaufen mußte, um nur das Spielen fortsetzen zu können.

Während dessen merkte der Gesandtschaftsprediger, daß Gottfried, der ihn sonst fleißig besucht hatte, gar nicht mehr zu ihm käme. Das kam ihm verdächtig vor. Er erkundigte sich also unter der Hand bei andern Handwerksburschen nach seiner Aufführung, und hörte da, daß er sich ganz dem Spiel und dem lieberlichen Leben ergeben hätte. Das that ihm um seinerwillen leid, und als er Gottfried den nächsten Sonntag drauß in der Predigt sah, die dieser doch aus Gewohnheit noch immer besuchte, so ließ er ihn nach geendigtem Gottesdienst zu sich rufen, und fragte ihn

ihn mit dem liebeichsten Ton, warum er ihn denn gar nicht mehr besuche? Gottfried ward sogleich bey dieser Frage feuerroth, und versuchte, einige elende, nichts sagende Ausflüchte und Entschuldigungen herzustellen. Wehmüthig redete drauf der Prediger an, sagte ihm, daß er von seinen Verirrungen gehört habe, stellte ihm die Gefahr vor, in die er sich dadurch nothwendig stürzen müßte, und bath ihn mit väterlicher Warnung, jetzt, da es noch Zeit sey, zurück zu kehren. Ehe der rechtschaffne Prediger noch recht anfieng, ihm ans Herz und ins Gewissen zu reden, schossen Gottfriedem schon die Thränen in die Augen, er fieng an zu schluchzen, ergrieff die Hand des Predigers, und bath ihn wehmüthig, ihm doch dießmal zu vergeben! Er sehe seinen großen Fehler ein; Er habel sich aufs gröblichste an Gott versündigt; Aber er gelobe heilig, ganz vom Spiel und seinem wilsten Leben abzustehen, wenn ihm nur dießmal vergeben werde. Der Prediger ward durch seine Thränen und seine so aufrichtige Reue so gerührt, daß ihm auch eine Thräne ins Aug schoß, und er ihn versicherte, er hab ihm schon verziehen, wenn er nur künfftig recht auf seiner Huth seyn wolle.

Da Gottfried heim kam, so eilte er sogleich auf seine Kammer, warf sich auf seine Knie nieder, bath Gott nochmals um Vergebung, zerfloß fast in Thränen, und gelobte Ihm aufrichtig völlige Besserung. Er machte auch gleich denselben Sonntag den Anfang damit, daß er den ganzen Nachmittag und Abend zu Haus blieb,

und



und sich durch kein, noch so dringendes Zureden seiner Nebengesellen bereden ließ, mit ihnen ins Wirthshaus zu gehen.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried ins Numorhaus zu Wien kommt, und dann auf Leben und Tod gefangen siht.

Zween Tage drauf gieng der Geselle, der so viel bey der Meisterinn gegolten hatte, aus der Arbeit, weil man ihm von Haus geschrieben hatte, er soll heim kommen. Er wollte seinen Nebengesellen noch einige Kannen Wein auf der Herberge am besten geben, und lud also unsern Gottfried auch dazu ein. Dieser wollte sich zwar anfangs ernstlich davon los machen; Es gieng aber nicht wohl an, weil der Linger gewiß Handel mit ihm angefangen haben würde. Er gieng also mit auf die Herberge, und dachte, dieses einzigemal würd es doch so viel nicht zu bedeuten haben. Man trank, sang, ward lustig, und schlug endlich ein Spiel vor. Gottfried weigerte sich bey einer Viertelstunde lang, mitzuspielen; Allein der Wein, den er getrunken hatte, das Zudringen der Gesellen, sein allzunachgiebiges Gemüth, machte endlich, daß er nachgab und mit spielte. Er war unglücklich und verlor sehr stark. Das machte ihn mürrisch und ungeduldig; Er trank tüchtig, und ward dadurch noch verdrüsslicher. Endlich sah er, daß einer von
den

den Gesellen ihn betrog. Hastig fuhr er auf und rief: Das heißt nicht ehrlich! Eben hast Du eine Karte unter den Tisch fallen lassen. Der andre Geselle, der sehr auffahrend und hitzig war, sprang auf und schimpfte Gottfried. Die andern Gesellen, die auch brav getrunken hatten, mischten sich mit in den Streit; Man schmiß den Tisch um, löschte die Lichter aus, brach Stuhlfüße ab, gieng mit diesen auf einander los, und nun gabs eine allgemeine Schlägerey. Gottfried schlug tapfer zu, ward aber endlich selbst zu Boden geschlagen, und die andern traten auf ihn herum. Er wachte aus einer Art von Ohnmacht auf, als er Licht in der Stube sah, und die Wache vor sich erblickte, die ihm befahl, aufzustehen, und mit ins Rumorhaus zu wandern. Der Geselle, den er einer Betrügerey beschuldigt hatte, lag neben ihm in seinem Blute schwimmend, und ward für todt aufgehoben. Die andern Gesellen hatten sich alle aus dem Staub gemacht.

Gottfried ward nun von der Wache ins Rumorhaus geführt, und in ein dunkles Loch gesperrt. Beym Weggehen sagte einer von der Wache: Nun, Pürschchen, Du wirst auch in Deinem Leben wenig Hobelspäne mehr machen. Seine Waare, sagte ein andrer, hätte man ihn doch noch selber machen lassen sollen. Nun ward die Thüre rasselnd hinter ihm zugeschlossen, und er war allein. Nach und nach wachte er jetzt von seiner Betäubung wieder auf, und fieng an über sich selbst nachzudenken. Todesnacht und Erschichte Gottfried Walthers. N Als



Abgründe voller Schrecken lagen vor ihm. Der fürchterliche, angstvolle Zustand seiner Seele läßt sich eher denken, als beschreiben. Bald bethete, bald weinte er, bald dacht er an seinen Vater und Rosinen; Bald rang er mit der Verzweiflung. — Was er im Rausch und in dem Gestümmel gethan, ob er den Tischlergesellen ermordet hatte, von alle dem wußte er nichts. Man konnte ihm alles zur Last legen, ohne daß er im Stande war, es zu läugnen. Kurz, sein Zustand war der fürchterlichste, unbeschreiblichste. — Nach einigen, so unter Seelenangst hingebachten Stunden sah er nach und nach vor einem, ganz in der Höhe stehenden, vergitterten kleinen Fenster etwas helle werden, und schloß daraus, daß der Tag anbreche. Endlich schien ein wenig düstres Licht in sein Gefängnis. Da sah er erst das schreckliche Loch, in dem er war, bebt vor Schrecken zurück, und jagte. Er hatte bisher schon immer heftige Schmerzen auf dem Hintertheil seines Kopfs empfunden, und wenn er hinfiel, so spürte er etwas feuchtes. Jetzt, da es etwas helle wurde, sah er, daß seine Hand voll Blut war. Es stand noch eine gute Stunde an, da hörte er ein starkes Rasseln mit Schlüsseln vor seiner Thüre. Man schloß auf, und befahl ihm, in den Verhör zu kommen. Er richtete sich auf, und konnte vor Mattigkeit kaum stehen. Die Wache brachte ihn an den Ort, wo man Verhör hält. Sein Aussehen war jämmerlich und kläglich. Todesblässe hatte sein Gesicht überzogen, und Striemen von Blut erhöhten diese Blässe.

Blässe noch mehr. Einzelne, kalte Thränen brachen aus dem matten, erstorbenen Aug hervor, und er zitterte am ganzen Leib. Die Gerichtspersonen fuhren ihn hart an, und verhörten ihn summarisch: Wie er heiße? wo er her, wie alt er sey, und warum man ihn hieher gebracht habe? Auf das Letzte antwortete er: Er wisse es eigentlich selbst nicht; Er sey auf seiner Herberge gewesen, habe da gespielt, drauf hab es Streit gegeben; Man habe die Lichter ausgelöscht, er hab ein paar Schläge über den Kopf bekommen, sey sinnlos und betäubt zu Boden gesunken, und als er wieder zu sich selbst gekommen sey, hab ihn die Wache weggeführt! Er bitte nur um Gnad und Barmherzigkeit; Denn er sey ja doch unschuldig. Drauf fragte man ihn: Ob er nicht auch um sich geschlagen habe? Ja, sagte er, er hab einen Stuhlfuß gehabt. Also Mörder! sagte einer. Man fragte noch: Ob er dem Steyermärker — Dieß war der Verwundete — keinen Schlag versetzt habe? Das wiss er nicht, gab er zur Antwort; Es sey Nacht gewesen, und man habe nichts von einander unterscheiden können. — Genug! sagte einer von den Verhrenden. Er ist ein verstockter Ketzer. Wir wollen das Geständniß schon herausbringen. — Drauf muß ihm ein Feldscheerer ein Pflaster auf seine Wunde legen. Man legte ihm Fesseln an, und brachte ihn in ein andres, noch fester verwahrtes Gefängniß, nachdem man vorher seine Kleider durchsucht, und ihm alles, womit er sich selbst hätte Schaden zufügen können, genommen hatte. Den Zustand,

In dem sich der arme Gottfried hier befand, kann sich der geneigte Leser besser vorstellen, als ichs beschreiben kann. Bittere Reue über sein verfloßnes Leben, quälende Gewissensbisse, Furcht vor der Todesstrafe, qualvolles Andenken an seine guten Leute in Erlenburg durchfolterten wechselsweise sein zerrißnes Herz. Dst rang er fast mit der Verzweiflung.

Der Kerkermeister brachte ihm das elendeste Essen, und sagte ihm, er möchte nur bekennen und sich zum Tode bereiten; Denn der Steyermärker lieg in den letzten Zügen. Gottfried sank auf diese Nachricht in Ohnmacht, und rang die Hände, als er wieder drauß erwachte, daß er nicht drinn gestorben war. Nach zween Tagen ward er wieder zum Verhör geholt, und gefragt, ob er noch nicht eingestehen wolle, daß er dem Steyermärker den tödtlichen Schlag versetzt habe? Er blieb bey seiner vorigen Aussage, und er konnte auch keine andre thun. Man drohte ihm mit der Folter. Er muß alles willig dulden, sagte er; Aber mehr, als er eingestanden habe, könn er nicht bekennen. Man ließ es diesmal bey dem bloßen Schröcken bewenden, und führte ihn wieder in seinen Kerker zurück; Denn man fürchtete, er möchte, wegen seiner Kopfwunde, die ziemlich tief war, unter der Folter sterben.

Er versah sich nun eines gewissen Todes, bereitete sich darauf so gut vor, als er in seinen traurigen Umständen konnte, und fand im Vertrauen auf Gott und der Zuflucht zu seinem Erlöser

über manchen Trost. Aber doch entstanden dann in seinem Herzen wieder tausend bange Kämpfe. Wenn er an seinen alten Vater und an seine arme, fromme Rosine und an den trauervollen Zustand dachte, in den die schreckliche Nachricht von seinem Schicksal und Tod sie nothwendig versetzen würde, so verging er fast vor Jammer und rang beynah mit der Verzweiflung. Auch das verursachte ihm tausendfache Qual, daß er ohne Zuspruch eines lutherischen Predigers, und ohne das heilige Abendmahl vorher zu empfangen, in den Tod gehen sollte. Er dachte zwar wohl ein paarmal, ob man ihm nicht erlauben würde, daß der Dänische Gesandtschaftsprediger ihn besuchen dürfte? Er fieng aber bald wieder an, die Hoffnung, daß man ihm diese Gnade zugestehen würde, aufzugeben. Mit solchen bangen Vorstellungen war er eben den Tag nach seinem zweyten Verhör beschäftigt, als er die Schlüssel an der Thüre raseln hörte. Er fuhr zusammen; Denn er dachte, daß man ihn abholen würde, um ihm vielleicht das Todesurtheil anzukündigen. Die Thüre ward eröfnet, und er erschrock noch mehr, da ein Kapuziner mit dem Kerkermeister hereintrat. Er stand zitternd von seinem Strohlager auf, um die Ankündigung des Todesurtheils zu hören. — Nicht wahr, Ihr seid ein Ketzer? redete ihn der Kapuziner mit einem rauhen Tonn an. — Hochwürdiger Herr, ich bin ein ehrlicher Lutheraner, antwortete Gottfried bebend. — Nun, das meyn ich eben, versetzte der Vater. 's ist ja ein Ketzerley, Lutheraner und Ketzer. Aber hört, ich



will Euch etwas sagen; Mit diesen Worten setzte sich der Kapuziner auf eine halbverfaulte Bank an der Wand. Ihr wißt, was Ihr verbrochen habt. Der Steyermärker wirds über die Nacht nicht mehr treiben; Ich komm eben von ihm her; Und dann heißts mit Euch: Kopf ab! Und das wär halter doch schab. Würdet meiner Seel! mich dauern; Seyd noch so ein blutjunger Mensch. Hört! Ich will Euch etwas sagen! Würd Euch lieb, wenn Ihr mit dem Leben könntet davon kommen. He? — Ach freylich, Hochwürdiger Herr, versetzte Gottsfried hastig. Sollte das mir nicht lieb seyn? Aber, wie ist das möglich? — Da laßt mich für sorgen! sagte der Pater. Wenn Ihr nur wollt, und Ihr wäret ja ein Narr, wenn Ihr nicht wolltet, so solls bald geschehen. — O Hochwürdiger Herr! sagen Sie mir an, was muß ich thun? — Da istß weiter nichts, als um eine Kleinigkeit zu thun, sagte der Pater, und lächelte mit halb zuge-drückten Augen; Ihr dürft nur Euren Glauben abschwören. — Wie? Den Glauben abschwören? rief Gottsfried, und seine Lippen bebten. Und das wäre nur eine Kleinigkeit? — Und was denn weiter, närrischer Kerl? Da bringst Du Deinen Kopf aus der Schlinge, und für Deine Freyheit steh ich Dir auch. Ist etwa das eine Kleinigkeit? — Gegen meinen Glauben wohl, versetzte Gottsfried. Ach Hochwürdiger Herr! Mein Leben ist mir lieb, das weiß Gott! und ein solcher Tod ist bitter; Aber — hier schossen ihm Thränen in die Augen — Ich will lieber sterben,

ben, als Gott und meinem Glauben untren werden. Wahrlich, lieber sterben. — Kerl, Du bist ein Narr! sagte der Kapuziner, und stand unwillig auf. Du mußt noch für ein Glück halten, wenn wir Dich dem Schooß der Kirche einverleiben. Doch, ich hoffe, Du wirst Dich schon noch bedenken und klüger werden. Morgen um diese Stunde komm ich wieder zu Dir. — Gottfried versank nach seinem Beggehn in ein tiefes Nachdenken. Die Liebe zum Leben wachte wieder stärker in ihm auf als jemals. Er dachte eine Stunde lang voll Ungewißheit hin und her, was er thun, ob er durch einen solchen Schritt sein Leben retten soll, oder nicht? Oft wollte er sich schon zur Abschwörung seines Glaubens entschließen; Dann aber dachte er wieder: Aber, das wäre doch schändlich! Nein, rief er endlich laut aus; Ich will in dem Glauben sterben, in dem ich gebohren bin. Was nützt michs, wenn ich auch noch fünfzig Jahre lebe, und mein Gewissen macht mir ewig fort Vorwürfe? u. s. w. Es ward ihm leichter ums Herz, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Er fühlte neuen Muth und neue Kraft in seiner Seele. Die Nacht drauf träumte ihm, er stünde vor dem Richterstuhl Gottes, und Christus lobte ihn, und sein Vater, seine Mutter und Rosine kämen auf ihn zu, und dankten ihm, daß er so standhaft bey seinem Glauben geblieben sey.

Den andern Tag erwartete er ruhig und mit entschlossenem Muth die Zurückkunft des Paters. Dieser kam wieder zur gesetzten Stunde mit noch



einem andern Vater, der weit liebereicher und menschenfreundlicher ausah als der erste, und Vater Anselm hieß; Der Eine hieß Vater Columban. — Nun, wie steht's? hub dieser mit einer rauhen Stimme an. Wollt Ihr Euer Leben retten und in den Schoos unsrer heiligen Mutter, der allein seligmachenden Kirche aufgenommen werden? Hochwürdiger Herr, fieng Gottfried an. Ich habe mich bedacht, und kann Ihren Glauben nicht annehmen, wenn es auch mein Leben kostet. — Was, Kerl? rief P. Columban ganz erbittert; Ihr thut unsern Glauben lästern, Ihr verfluchter Keger? — Halten Sie mir's zu gut! Ich läst're Ihren Glauben nicht, versetzte Gottfried mit Freymuth und edelm Ansand; Ich halt aber den für wahr, auf den ich getauft, in dem ich erzogen bin, der mich bisher getränkt hat, und — ich hoff es von dem lieben Gott — mich noch in meiner letzten, bitteren Todesstunde trösten und aufrichten wird. Vater Columban ward auf diese Erklärung böös, und fieng an zu schimpfen. Aber dem frommen Vater Anselm stunden Thränen in den Augen, so daß er sich wegwenden und sie abwischen mußte. Drauf redete er unsern Gottfried leutselig und liebeich an, und stellte ihm vor, wie glücklich er werden, und nicht nur sein Leben, sondern auch seine Seele retten könne. Er bath ihn mit Eindringlichkeit, in einem wehmüthigen und treuherszigen Ton, sich doch ja wohl zu bedenken und nicht eigensinnig und blind gegen sein eignes Glück zu seyn. Gottfried wurde dadurch so bewegt,

sagt, daß er weinend ausrief: Ach, Ihr Hochwürden, es ist, das weiß Gott, kein Eigensinn; Aber mein Gewissen läßt nicht zu; Ich kann nicht. — Nun, in Gottes Namen, sagte Pater Anselm; Zum Glauben kann man Niemand zwingen; Ich habe meine Pflicht gethan, und Eure Seele retten wollen; Und wenn Ihr auch noch zur Erleuchtung kommt, so schickt zu uns! Lebt indessen wohl! Gott schenkt Euch seine Gnade! Gottfried gieng ehrfurchtévoll und zitternd auf den frommen Mann zu, und drückte und küßte ihm die Hand. Pater Columban wollte ihn noch einmal hart ansfahren; Aber P. Anselm nahm ihn freundlich bey der Hand, und sagte: Lieber Bruder, das hilft nichts. Wir haben jetzt das Unsrige gethan. Mit diesen Worten verließ er mit dem andern Pater das Gefängnis.

Gottfried konnte jetzt erst seinem gepreßten Herzen Luft machen. Er sah mit weinenden Augen zum Himmel, und segnete den guten, frommen Pater. — Noch zween Tage brachte er jetzt wieder in der ängstlichsten Ungewißheit wegen seines Schicksals, und zwischen Todesangst, und manchmal schwach auslöchernder Hoffnung zum Leben schwebend hin, als am dritten Morgen der Kerkerknecht in sein Gefängnis kam, und ihn losließ, um ihn wieder zum Verhör zu holen. Endlich gehts doch einmal aus, sagte der Kerl, und ich werde Deiner los. Gottfried fuhr bey diesen Worten so zusammen, daß die Ketten klirrten; Denn er dachte an seinen letzten Todesgang.



Zitternd trat er vor Gericht. Man befragte ihn wieder, wie die beiden erstenmale. Er blieb bey seiner Aussage. Man fragte ihn, ob ers endlich erhärten könne? Tausendmal statt Einmal! sagte er entschlossen. Morgen, hieß es, kann er also wieder kommen und einen Eyd ablegen, und so gleich führte man ihn wieder ins Gefängnis, schloß ihn aber nicht mehr an. Um Gottes willen, sagte er zu dem Beschließer; Sag Er mir doch, was man mit mir vorhat! — Narr, was wird man mit Dir vorhaben! sagte dieser. Der Steyermärker kommt wieder davon, und der Herbergsvater hat endlich beschworen, der Braunschweiger, der zum Teufel ist, hab ihm den Streich beigebracht, und nicht Du. Du bist auch ein rechter Esel, daß Du nicht gleich 'raus gesagt hast, wie es ist. Morgen schwörst haker einen Eyd, und kommst auf etlich Wochen in die Karre, und ich habe meine Müß mit Dir umsonst gehabt. Er gieng mit einem kräftigen Fluch ab. Gottfried wußte nicht wie ihm war. Er sank vor Freuden fast in Ohnmacht. Nach der ersten Betäubung schoß ihm ein Strom von Thränen in die Augen. Dann sank er auf seine Knie und dankte Gott aufs brünstigste für seine gnädige Errettung. Es war ihm, als ob er träumte, und noch konnt er es nicht völlig glauben.

Den Morgen drauf holte man ihn wieder zum Verhör. Er fand seinen Herbergsvater auch da. Nach den gewöhnlichen Vorbereitungen, die bey'm Eydschwören üblich sind, nahm man ihm das eydliche

liche

liche Bekenntniß ab, daß er mit seinem Wissen dem Steyermärker keinen Streich versezt, und überhaupt keine mörderische Absicht gehabt habe. Drauf las man ihm vor, weil der Steyermärker wieder ausser Gefahr sey, und sein Wirth einen Eyd geschworen, daß der Braunschweiger ihn verwundet, und er selbst sich auch durch einen Eyd gereinigt habe, so soll ihm alle härtere Strafe erlassen, und er bloß zu einer Geldbusse von zehn Thalern, oder wenn er diese nicht erlegen könne, zu vierwöchentlicher Schanzarbeit verurtheilt werden. Er dankte, mehr mit Thränen als mit Worten, für die gnädige Strafe. Drauf fragte man ihn, ob er die Geldstrafe erlegen, oder einen Bürgen stellen könne? Er sah verlegen vor sich auf den Boden hin. Endlich sagte er: Vielleicht gäbe mein Meister das Geld für mich. Wenn er nur etwas drum wüßte! Hastig sagte der Wirth: Ich will zu ihm gehen; Er bezahlt's gewiß. Gottfried bath ihn, das zu thun. Hurig lief der Wirth zu Gottfrieds Meister; Denn er hatte noch eine kleine Schuld an ihn zu fordern, und hoffte auch, er werde künftig wieder viel bey ihm verzehren. Das war überhaupt der ganze Grund von seiner Dienstfertigkeit, und auch, daß er auf den Braunschweiger einen Eyd geschworen hatte. Gottfried wurde unterdessen nochmals ins Gefängnis zurückgebracht.

Acht und drenßigstes Kapitel.

Wie Gottfried zwar wieder frey, aber dafür von seiner Meisterinn hart angesochten wird.

Er lag jetzt eben da auf seinen Knieen, und dankte Gott abermals für seine glückliche Befreyung, als man die Thür aufschloß, und der Kerkerknecht mit einem Gerichtsdiener herein trat. Freundlicher als vorher, sagte der erste: Gottfried, Ihr seyd frey. Eure Meisterinn hat schon das Geld geschickt. Wenn Ihr wollt, so könnt Ihr Euch erst in meiner Stube den Bart wegpugen lassen. Ihr seht meiner Sir! aus, wie ein Jude. Gottfried gieng mit dem freundlichen Kerkerknecht, den ein Trinkgeld von der Meistersinn so schnell verändert hatte, auf seine Stube, ließ sich da barbieren, und gieng drauf, noch wie ein Träumender, in seines Meisters Haus.

Die Frau Meisterinn stand schon unter der Hausthüre, und wartete auf ihn mit der größten Begierde. Ihr Mann war nicht daheim. Sie bezeugte die größte Freude drüber, ihn wieder zu sehen, aber auch ihr Mitleiden, daß er vom Kummer so abgezehrt und blaß aussah. Sie erquickte ihn sogleich mit Speiß und Trank; Der Wein schmeckte ihm jetzt ungewöhnlich wohl, weil er die Zeit über keinen Tropfen gekostet, und dagegen nichts als Todesangst und Schrecken ausgestanden hatte. Er trank mehr als sonst, und sieng
nun

an, von seinem ausgestandnen Jammer zu erzählen, brach auch in Danks- und Lobeserhebungen gegen seine Meisterinn aus, daß sie seiner sich so treulich angenommen, das Geld für ihn vorgeschossen, und ihn dadurch von der Karrenstrafe losgekauft habe. Sie sagte, das sey eine Kleinigkeit, davon soll er gar nicht reden, sie schenkt ihm die zehn Thaler, und woll überhaupt auf alle Weise für ihn sorgen. Hieben sah sie ihn mit einem Blick an, der mehr Buhlerlust verrieth, als bloße Freundschaft, den aber unser Gottfried nicht bemerkte. Drauf kam der Mann heim, bezeugte auch seine Freude über Gottfrieds glückliche Befreyung, und so saß man noch ein paar Stunden zusammen, und aß und trank nach Gelüge. Drauf legte sich Gottfried, der der Ruhe, und des bisher beynahe ganz entbehrten Schlafes bedürftig war, zu Bette, und schlief das erste Mal wieder nach so vielen ausgestandnen Leiden ruhig und bis zehn Uhr an dem nächsten Morgen, daß ein Sonntag war. Er stand nun auf, dankte laut und auf den Knien Gott, der ihn so wunderbar errettet hatte, und gelobte Ihm mit Thränen an, Ihm künftig ganz allein zu dienen, und alle weitere Gelegenheiten zu Ausschweifungen aufs sorgfältigste zu meiden. Gegen seine Meisterinn, die ihm über die Maassen freundlich begnnete, war er ganz von Dankbarkeit durchdrungen.

Am Mittag drauf schrieb er an seinen Vater und seine fromme Rosine, und erzählte ihnen kürzlich die Gefahr, in der er die Zeit über



geschweht hatte. Eine Menge Thränen fiel ihm beim Schreiben aufs Papier, und jetzt fiel ihm erst recht schwer aufs Herz, daß er schon so lang keinen Brief von Erlenburg erhalten hatte. Am Nachmittag gieng er zu seinem rechtschaffnen Beichtvater, dem Gesandtschaftsprediger. Dieser, der von seiner Gefangennehmung gehört hatte und sehr wegen sehr besorgt gewesen war, bezeugte die herzlichste Freude über Gottfrieds glückliche Errettung, ermangelte aber auch dabey nicht, ihm die eindringlichsten, väterlichsten Vorstellungen wegen seiner bisherigen Verirrungen zu thun, und ihn zu warnen, künftig recht auf seiner Huth zu seyn. Er lobte die Standhaftigkeit, mit der er seinem Glauben treu geblieben war, setzte aber auch hinzu, er sähe es für gut an, wenn er Wien, als einen für ihn so gefährlichen Ort, je eher je lieber verliesse. Gottfried stellte ihm mit nassen Augen vor, er würde dieses herzlich gerne thun, aber ob es nicht schändliche Undankbarkeit gegen seinen Meister und besonders gegen seine Meisterrinn, die so viel für ihn gethan hätte, seyn würde, wenn er jetzt aus ihrer Arbeit gieng, zumal da sein Meister nur zween Gesellen und so viel Arbeit habe, und die Gesellen jetzt wegen des Kriegs so rar seyen? Wenn dieses ist, sagte der Prediger, so bleib Er immer! Ich habe nichts dagegen einzuwenden. Aber, ich sage noch einmal, sey Er auf seiner Huth!

Gottfried arbeitete jetzt wieder Tag und Nacht mit neuer Kraft und neuer Munterkeit. Er ward ein wahrer, tugendsamer Christ, bethete fleißig



flüchtig und andächtig, und las fleißig in der Bibel. Gottes Wort und die Predigt waren jetzt sein einziger Trost. Er bezahlte dem Herbergsater seine kleine Schuld, und gieng an Sonntagen und Feiertagen nie mehr in das Wirthshaus, sondern bloß, wenns schönes Wetter war, in die Lu und den Prater spazieren, und brachte seine übrige Zeit immer zu Haus mit Zeichnen, Lesen, oder Schreiben zu. Seine Meisterinn lobte ihn lebhaft sehr, doch sagte sie ihm einigemal, warum er denn gar nicht unter die Leute gehe? Na, sie both ihm sogar Geld an, um sich etwas Gutes thun zu können. Ueberhaupt überhäufte sie ihn mit Gunstbezeugungen und Wohlthaten. Wenn er am Sonntag allein in seiner Kammer war, so kam sie zu ihm, wartete ihm mit Kaffee, oder auch mit Wein auf, und war mit ihrer Aufwartung so freigebig und zudringlich, daß die Sache ihm zur Last, und endlich gar verdächtig wurde. Warum thut sie das? so dachte er einmal, da er allein auf seiner Kammer saß. Was für Absichten mag sie dabei haben? Will sie vielleicht einen solchen Lebenswandel mit mir führen, wie mit dem vorigen Gefellen? Sie thut gegen mich so freundlich, daß ich nicht weiß, wie ich ihr begegnen und ausweichen soll? Wenn das Ding so fortgeht, muß ich wahrlich fort; Denn es könnte noch für mich gefährlich werden. . . . Aber, sie hat schon so viel für mich gethan. Das kann sie mir vorwerfen, wenn ich gehen wollte; Und wohin? . . . Nein, ich muß bleiben! Sie hat wohl nichts so Abses im Sinn. In dem



dem er so dachte, kam sie zu ihm auf die Kammer, setzte sich zutraulich zu ihm hin, nahm ihn endlich bey der Hand, drückte sie mit der ihrigen, und ließ allerley verdächtige, zwenydeutige und eben nicht gar keusche Reden fallen; Zuletzt schlang sie sogar ihren Arm um ihn. Graa Meisterinn! rief er aus, und sprang hastig auf. — Ho, ho! heut komm ich ungelegen, wie ich merke, sagte sie, stand auf, und gieng, wie es ihm vorkam, erzürnt aus der Kammer. — Ganz betäubt stand er da. Ich habe sie erzürnt, dachte er; Nun werd ichs entgelten müssen. Was fang ich jetzt an? Soll ich sie um Verzeihung bitten? — Er setzte sich auf einen Stuhl, stützte die Hand auf den Tisch, und saß lange so, nachdenklich, da. Endlich schloß er sein Felleisen auf, langte seine Bibel heraus, schlug sie auf, und sah starr auf sie hin. Josephs in Aegypten so lehrreiche und rührende Geschichte lag aufgeschlagen vor ihm. Er las, und als er auf die Stelle kam, wie Potiphars Frau den Joseph verführen will, und er so schön und gottesfürchtig anruft: Wie sollt ich ein so grosses Uebel thun und wider Gott sündigen? da sprang er auf. — Gott, wie sollt ich ein so grosses Uebel thun! rief er aus. Ich muß es wie Joseph machen, und fliehen.

In wenig Augenblicken war der Entschluß bey ihm fest gefaßt, dieses für ihn so gefährliche Haus, und auch Wien zu verlassen. Aber wo sollte er Geld hernehmen, das ihm jetzt so nöthig war? Er hatte zwar etliche Gulden baares Geld;
Er

Er wollte aber seiner Meisterinn die, für ihn aus-
gelegten zehn Thaler heingeben, ob sie gleich
schon ausdrücklich gesagt hatte, daß sie ihm schens-
ten wolle. Und dann brauchte er ja auch Zehr-
geld, weil er im Sinn hatte, wieder ins Reich,
oder gar in die Schweiz zu gehen. Dieser Um-
stand machte ihm ein paar trübe, traurige Stun-
den. Endlich fiel ihm ein, er wolle sein neues
Kleid und eine Taschenuhr verkaufen, die er sich
in Wien angeschafft hatte. Daraus hoffte er we-
nigstens vierzig Gulden zu lösen, und damit alles
bestreiten zu können. Sobald er dieses bey sich
selbst beschlossen hatte, ward ihm wieder leichter
ums Herz, und er war jetzt vollkommen mit sich
selbst zufrieden.

Die Meisterinn machte denselben Abend,
als er zum Essen kam, ein ziemlich verdrüßliches
Gesicht, und schnurrte ihn ein paarmal hart an.
Doch machte er sich wenig draus.

Den Morgen drauf sagte er seinem Meister,
er wolle sein Glück weiter in der Welt suchen,
und kündete ihm die Arbeit auf. Der Meister
kugte sehr darüber, fragte ihn, warum es ihm
in seinem Haus nicht mehr gefalle? Ob ihm je-
mand was zu leid gethan habe? und bath ihn drin-
gend, seinen Entschluß zu ändern, und zu blei-
ben! Beynahe hätte Gottfried gewankt und wa-
re wieder geblieben. Aber Joseph in Aegypten
el ihm wieder ein, und er blieb darauf, er wolle
wandern.

Beym Mittagessen sah er im Gesichte der
Meisterinn schon deutlich genug, daß sie von sei-
nem Geschichte Gottfried Walters.



nem Vorhaben, ihr Haus zu verlassen, Nachricht habe. Sie sah nicht nur grämlich und stürmisch aus, sondern ließ auch deutlich genug merken, wem es gelte, indem sie mit Gottfriedem kein Wort sprach, ihm statt des Fleisches Knochen vorsetzte, und von Kettern und lutherischen Hunden sprach. Den Abend drauf, da ihr Mann und der Gefelle ausgegangen, und Gottfried ganz allein zu Haus war, redete sie ihn freundlicher als er hoffen konnte, an, und fragte, ob es wahr sey, daß er wandern wolle, und warum? Er sagte: Ja, er wolle weiter, und zwar woll er wieder heim, weil er jetzt lang genug in der Fremde gewesen sey. Sie wendete nun alle mögliche Freundlichkeit und die ausgesuchtesten Ueberredungskünste an, um ihn wieder auf andre Gedanken zu bringen. Als sie aber sah, daß alle Vorstellungen vergeblich seyen, da verwandelte sich auf einmal ihre sträfliche Zuneigung zu ihm, die sie bis her nur zu viel verrathen hatte, in glühende Wuth und tödlichen Haß. Es fehlte nicht viel, daß sie ihn nicht mit den Nägeln angefallen und ihm das Gesicht zerkratz hätte. Sie schimpfte ihn, nannt ihn einen ketzerischen Hund, warf ihm teuflischen Undank vor, und sagte ihm, er thnn ihr nun die zehen Thaler wieder bezahlen. Das will ich auch thun, sagte er, und gieng sogleich zu einem Uhrmacher, verkaufte seine Uhr, und bezahlte ihr das Geld.

Die vier Wochen, die er noch bey seinem Meister bleiben mußte, wurden ihm nun länger als ein Jahr. Beym Essen hörte er immer nichts,



als die boshaftesten Anspielungen und die bittersten
Stichelreihen bald auf seinen Glauben, bald auf
seine Gefangenschaft, und daß er hätte sollen in
die Karre kommen. Der Meister war ein einfäl-
tiger Schuft und schwieg. Doch sagte er ihm
ein paarmal, da er allein mit ihm war: Es thu
ihm leid! Er soll doch Geduld haben! Auch gab
er ihm ein paarmal einen Siebenzehner, damit
er sich für das, was er von seiner Frau ausstehen
mußte, etwas zu gut thun möchte. Gottfried
trug die Vorwürfe des erbostesten Weibes mit Ge-
duld, und wich ihr aus, so gut er konnte. Des
Abends in der Feyerstunde, und an Sonn- und
Feyertagen gieng er immer aus, um ihren gro-
ßen Reden zu entgehen. Er gieng zwar in die
Herberge; Aber er saß ganze Abende bey einem
krug Bier, und verzehrte bennah gar nichts,
führte auch nicht Einmal wieder eine Karte
an.

Sein größter Kummer war, daß kein Brief
von Erlenburg kam. Er wartete von einem Posts-
tage zum andern vergeblich, stellte sich bald die-
ses, bald jenes Unglück vor, das seinen Vater
oder seine Rafine könnte betroffen haben. Ein-
mal kam er auch auf den Verdacht, seine Weis-
erinn möchte wohl einen Brief unterschlagen ha-
ben. Doch gab er diesen Argwohn wieder auf,
da der Briefträger, der ihm gewöhnlich seine Brie-
fe brachte, ihn versicherte, er habe lange schon
einen Brief an ihn im Hause abgegeben.

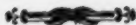
Je näher nun die Zeit heran rückte, da er
aus der Arbeit gehen sollte, desto ärger quälte ihn



seine Meisterinn, und gleng endlich gar so weit, daß sie Anschläge auf sein Leben machte. Da er an dem letzten Sonntage vor seinem Abschied zur Aufrige in die Herberge gegangen war, und dießmal, weils etwas zu verzehren gab, erst des Abends um Neun Uhr heimgieng, und er noch drey Strassen weit von seines Meisters Haus war, da fiel ihn ein verummter Mensch an, zog ein langes Messer aus der Tasche, und hält ihm ohnstreitig einen Stich damit versetzt, wenn nicht eben die Patrouille um eine Ecke herumgekommen, und der verummte Kerl entflohen wäre. So viel er in der Dunkelheit hatte merken können, so war dieser Kerl sein Nebengeselle, der kurz vor ihm das Wirthshaus verlassen, und der eine Zeit her oft mit der Meisterinn heimlich geredet hatte. Da er voll Angst und Zittern heimkam, so war auch der andre Geselle noch nicht zu Haus, und kam erst nach einer Viertelstunde heim; Er hörte ihn noch leise in der Hausthüre mit der Meisterinn reden, und den andern Tag ward der Geselle roth, so oft ihm Gottfried ins Gesicht sah, und schlug die Augen ganz erschrocken nieder. Gottfried zweifelte nun gar nicht mehr, daß das eine angestellte Sache sen, und wartete nur auf Gelegenheit, mit seinem Meister allein zu reden und ihm alles zu entdecken, damit er sogleich aus diesem gefährlichen Hause käme. Er redete auch noch denselben Morgen mit ihm. Der Meister erschrad, seufzte über sein gottloses Weib, und bath Gottfried, nur noch bis Morgen früh zu bleiben, damit die Sache nicht zu viel Aufsehen machte.

Das

Das ließ sich denn Gottsfried auch gefallen. —
Aber es hätte ihn das noch theuer zu stehen kommen können. Wenn er nehmlich sonst des Abends auf seine Kammer gieng, so trank er gewöhnlich noch vor Schlafengehen einen Trunk Wassers, das er in einem Topf in der Küche holte. Diesen Abend stand der Topf schon gefüllt da. Weil er eben jetzt nicht durstig war, so that er nur einen ganz kleinen Schluck. Es kam ihm aber vor, als ob das Wasser diesmal einen ganz besondern Geschmack habe. Er sah es an, und da sah es etwas schwärzlich aus, als ob ein wenig Dinte hinein geschüttet wäre. Er goß also das Wasser aus, und holte sich ein andres in der Küche. Drauf legte er sich zu Bette. Kaum lag er eine halbe Stunde, so mußte er sich heftig erbrechen. Da kam ihn ein Grauen an. Auf Einmal fiel ihm ein, er hätte wohl vergiftetes Wasser getrunken. Es grimmte ihn noch eine Zeitlang im Leibe; Aber endlich ließ es nach. Doch that er die ganze Nacht kein Auge zu, dankte Gott, daß Er ihn so wunderbar erhalten habe, und nahm gleich den andern Morgen von seinem Meister Abschied, der ihm noch vier Siebenzehner in die Hand drückte, und ihn nur zu schweigen bat. Die Meisterin ließ sich nicht sehen, als er Abschied nahm. Kaum war er etliche Schritte von dem Hause weg, und wollte auf die Herberge zugehen, als ihm der Briefträger begegnete, und ihm einen Brief von Erlenburg brachte. Er eilte nun in die Herberge. Aber wie erschrock er, als er da



folgenden Brief von seiner Rosine erbrach, und las!

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Enthält einen Brief von der frommen Rosine, worinn nicht viel Tröstliches für Gottsfrieden steht.

Mein Herzinniglich geliebter Gottsfried!

Hiemit will ich Ihm berichten, daß ich, Gott sey Lob und Dank! Seinen Brief richtig erhalten, und daraus ersehen, daß Er noch lebt und wohl auf ist, wofür ich dem lieben Gott hier in meinem Kämmerlein auf meinen Knien danke. Es war wohl ein großer Jammer, und lag wie ein Centnerstein auf meinem Herzen, was ich bisher ausgestanden und gelitten, daß ich glaubte, mein Herz müßte zerspringen vor Qual.

Mein Herzinniglich geliebter Gottsfried! Ach es ist mir recht große Angst eingejagt worden, und das Seinetwegen, und ich habe schon mein schwarzes Nieder anziehen wollen und in Trauerkleidern gehen. Denk Er! Da ist ein Schreinersgesell hier angekommen, ein Braunschweiger; Der hat Jedermann erzählt, er komme von Wien her, und Er liege da in Ketten und Banden, und sey Ihm, verzeih mirs Gott! wohl schon der Kopf abgeschlagen worden. Ach, da wollt ich ver-
gehen vor Jammer, fand keinen Trost mehr auf der ganzen weiten Welt, und bin schwermüthig
worden



worden und krank, und gieng mit bösen Gedan-
ken um, und wolite mir was Leides anthun, wo-
für mich der gute Geist noch gnädiglich bewahret
hat; Und bin ich eine grosse, schwere Sündes-
rinn, und kann es dem lieben Gott nicht genug
abbitten. Ach, und da hatten noch böse Leute,
denen es Gott verzeih! und Seine eigne Mutter,
ihren Spott mit mir, und stieß sie mich aus
dem Haus, und bin ich jetzt auf einem elenden
Kämmerlein, und habe keinen Freund, ausser Gott
und Ihm.

O mein Herzzinniglichgeliebter Gottfried! Ich
weiß jetzt, daß Er noch lebt, und lobe Gott das
für mit Herz und Mund und singe täglich zwanz-
zimal: Nun danket alle Gott! Ich bin aber,
wie gesagt, verstossen, und Seine Mutter, und
Sein Vater auch will Nichts mehr von mir hören,
und ich bin Ihm doch immer so treu zugethan
geblieben, und hab als ein ehrliches, christliches
Mädchen ihnen gedient, und keusch und ehrbar
gelebt, und ich lebe jetzt kümmerlich auf einem
kleinen Kämmerlein, und schwenne mein Bett
mit Thränen Tag und Nacht, und bin von der
ganzen Welt verlassen, nur nicht von dem Gott,
der immer noch meines Angesichtes Trost ist und
mein Licht. Er wird mich doch nicht auch verlas-
sen, lieber Gottfried? Ich bitt Ihn aus Herzens-
grund, komm Er hieher, und reiß Er mich aus
meinem Jammer; Es soll Friede werden, sagt
man, und da kann Er ja wohl kommen. Ach,
ich bitte Ihn um Gottes willen! — Ich kann
nicht mehr schreiben; Denn ich sehe nichts vor lau-



ter Thränen, und das Blättlein ist ganz naß. Ich bin auch krank gewesen, und bin jetzt noch schwach, und will Ihm schon noch mehr erzählen, wenn Er nur gewiß hieher kommt. Thue Er das um Gottes willen! Ach und bald. Ich grüße Ihn und lässe Ihn, und bin Seine bis in meinen Tod getreue

Rosina Brauninn.

Gottfried sank, nach Lesung dieses Briefes, fast in Ohnmacht. Die ganze Nacht brachte er mit Seufzen und Weinen zu, und trat den andern Morgen gleich, in Gottes Namen, seinen Weg nach Erlenburg an.

Vierzigstes Kapitel.

Wie Gottfried von Wien weg und auf Erlenburg zu wandert.

Gottfried hätte freylich durch Böhmen den nächsten Weg nach Erlenburg gehabt. Aber weil in diesem Lande noch immer Krieg war, so getraute er sich nicht, dadurch zu reisen. Man sprach zwar in Wien überall und zuversichtlich davon, der Friede sey völlig geschlossen. Allein dieses Gerücht war schon mehrmals eben so gegangen, ohne daß es nachher bestätigt worden wäre.

Gottfried beschloß also, das Gewisse zu spielen, und nahm seinen Weg durchs Oesterreichische, und marschirte zunächst auf Regensburg zu.

Der

Der Brief, den ihm seine fromme Kusine geschrieben hatte, machte ihm unterwegs tausend trübe Gedanken. Er stellte sich alles noch ärger vor, als es im Brief selbst stand. Wenn er Abends müd und matt auf einer Herberge ankam, und sein Körper sich nach Ruhe und Erquickung sehnzte, und er endlich unter Seufzen und Stöhnen einschlief, so weckten ihn ängstliche und schreckliche Träume immer wieder aus dem Schlaf; Zitternd fuhr er dann im Bett auf; Denn bald kam im Traum ihm vor, als ob Kusine röchelnd ihren Geist aufgebe; Bald arbeitete er an einer Todtenbaar, und wenn er damit fertig war, so lag seine Braut darinn; Bald hörte er die Chorschüler singen, und wenn er jemanden fragte, was denn das bedeute? so gab man ihm zur Antwort: Brauns Kusine wird begraben.

Mit Weinen hub er dann seine Hände zum Himmel auf, und bath Gott: Er möchte doch diesen Traum nicht wahr seyn lassen! — Ach, wenn meine Braut todt ist, so sprach er oft bey sich selber, dann hätt ich mir in Wien lieber meinen Kopf abschlagen lassen. — Traurig nahm er dann seinen Wandersäckel auf den Rücken, und setzte seinen Weg wieder fort. Immer gieng es ihm zu langsam, ob er gleich tapfer drauf losmarschirte; Er wünschte sich die Flügel einer Taube, um nach Erlenburg zu der frommen Kusine hinfliegen zu können. So oft er einen Postknecht antraf, der mit einer leeren Chaise auf die Station, auf die er zuzieng, fuhr, so alkorsirte er mit ihm und setzte sich um ein Paar Ba-



hen in die Chaise, um nur wieder eine Stunde seinem lieben Erlemburg und der frommen Rosine näher zu seyn.

So kam er denn auch ziemlich schnell in Regensburg an. Alles in der Stadt war eben voller Jubel. Acht Postillions ritten und bliesen durch die Straße, wo Gottfried gieng, und Alt und Jung rief mit froher Stimme: Ach, Gottlob, so ist's denn endlich wieder Friede! — Diese Nachricht, die unserm Gottfried zu andrer Zeit gewiß äußerst erfreulich gewesen wäre, ließ ihn jetzt ganz kalt und gleichgültig. Was nützt mir der Friede? sagte er bey sich selbst und seufzte. Wißt ich lieber, ob meine Rosine noch lebt und gesund ist? So machte ihn sein eignes Unglück, da er sonst gewiß weichherzig genug war, unempfindlich und gleichgültig über eine für so viele tausend Menschen erfreuliche Begebenheit.

Den nächsten Tag wollte er Regensburg so gleich wieder verlassen; Aber das Marschieren auf der vom schlechten Wetter ganz verdorbnen Landstraße, der wenige Schlaf, und seine fortwährende Unruhe über das Schicksal seiner Rosine hatten ihn so abgemattet, daß er ohnmächtig fort gehen konnte. Er bekam einen Anfall von Fieber, mußte sich fast immer im Bett aufhalten, und so giengen fünf Tage hin, bis er sich wieder frisch und stark genug fühlte, seine Reise weiter fortzusetzen. Wie lang ihm diese Zeit geworden seyn mag, kann sich jeder vorstellen, der auch schon einmal in seinem Leben sehnlich nach etwas getrachtet hat, und

unvermuthet durch dieses oder jenes verhindert wurde, es zu erreichen. Anfangs wollte Gottsfried sich gar nicht darein schicken; Da er aber sah, daß alle seine Ungeduld nichts half, da ward er nach und nach geschmeidiger, wendete sich an Gott, und machte sich so selbst seinen Zustand leidlicher. Da er endlich nach fünf Tagen wieder hergestellt war, und sich von seinem Wirth die Rechnung machen ließ, da war diese so stark, daß ihm von seiner ganzen Baarschaft kaum so viel übrig blieb, daß er Nürnberg damit erreichen konnte. Dieß machte ihm vielen Kummer, und hätte ihm dessen noch mehr gemacht, wenn nicht der Gedanke an seine Rosine alles andre aus seinem Herzen verdrungen hätte. Er setzte also seinen Weg wieder fort, ohne viel dran zu denken, wie er sich weiter durchbringen wolle? Nur so viel beschloß er unterwegs bey sich selbst, er woll in Nürnberg sein neues Kleid verkaufen, und sich dadurch neues Zehrgeld verschaffen.

Er sah nun Nürnberg schon vor sich liegen, und da fieng ihm das Herz ziemlich zu pochen an, weil ihm alles wieder einfiel, was da ehemals zwischen ihm und Bärman und seiner Tochter Juliane vorgefallen war. Er konnte noch immer nicht mit sich selbst einig werden, ob er den Zunftmeister besuchen soll oder nicht, und kam endlich so, noch völlig unentschlossen, in Nürnberg auf der Herberge an.

Der ehemalige Herbergsvater war während seiner Abwesenheit gestorben, seine Wittve mit ihren Kindern abgezogen, und es wohnten jetzt
neue



neue Leute da, die ihm völlig fremd und unbekannt waren. Das erste, was er that, war, daß er sich nach dem Zunftmeister Bärman erkundigte. Er sey, hieß es, seit einem Vierteljahre krank, und werde wohl bald sterben. Schon vor Jahr und Tag hab er seine Profession aufgegeben, und seine Vermögensumstände seyen so schlecht beschaffen, daß ihn seine Tochter, die sich sehr gut stehe, größtentheils allein erhalte. Auch habe der Zunftmeister zwischen der Bürgerschaft und Obrigkeit Handel anzetteln wollen, seine Zunftmeistersstelle sey ihm deswegen abgenommen worden, und das hab er sich so zu Gemüth gezogen, daß er jetzt ganz schwermüthig sey, und fast mit keinem Menschen rede. Diese übeln Nachrichten machten, daß Gottfried den alle Lust vergieng, seinen ehemaligen Meister zu besuchen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Wie es Gottfried den unterwegs so hart geht,
daß er sechsen muß.

Gottfried entdeckte drauf dem Herbergsvater, daß er sein neues Kleid, das er ihn sehen ließ, verkaufen wolle. Dieser, der selber Lust dazu hatte, schlug ihm aber ein solches Spottgeld drauf, daß er beschloß, es lieber zu behalten, und sich, wenn sein Geld ausgehen sollte, lieber mit Fächten durchzuschlagen. Er verließ also den nächsten Tag Nürnberg wieder, und dachte: Es werden sich schon gute Seelen finden, die mir etwas we-

niges



niges von ihrem Ueberfluß mittheilen. Da er nach Schweinsfurt kam, und nach einem halben Tage diese Stadt wieder verlassen wollte und den Wirth bezahlte, da war seine Baarschaft bereits bis auf neunzehn Kreuzer zusammen geschmolzen. Damit reiste er noch einen Tag, und nun sah er sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, zu sechten, und seinen Zehrpfenning vor den Thüren der Reichen und Begüterten zu suchen. Er konnte sich lange nicht dazu entschließen; Denn es war ihm nicht gewohnt war, allzusauer an. Endlich zwang ihn doch die Noth dazu, und er machte den ersten Anfang damit in einem Dorfe. Zuerst kam er vor des Amtmanns Haus; Zitternd mit glühendrothem Gesicht und niedergeschlagenen Augen bat er stotternd um einen Zehrpfenning und bekam einen baaren Heller in einem Papierchen eingewickelt. Vor ein paar Baurenhäusern bekam er ein Stückchen Brod; Vor ein paar andern ward er mit einem frostigen und unbarmherzigen „Helf Euch Gott!“ abgespeißt. Nun kam er auch vor das Haus des Predigers im Dorf. Nachdem er zweimal geklingelt, und ein paar Minuten hatte warten müssen, sah endlich der Prediger aus dem Fenster, fuhr ihn mit einer rauhen Basststimme an, und schrie: Was, ihr Tagdieb? Ihr seyd jung und stark, und habt einen guten Kittel auf dem Leib, und bittelt? Schert Euch fort! Mit diesen Worten schlug der Prediger das Fenster zu. Gottfried verging nun auf Einmal alle Lust, weiter etwas in diesem Dorfe zu suchen. Er gieng auf die



die Landstrasse. Die Thränen stunden ihm in den Augen. Grosser Gott, ich sey ein Tagdieb? sagte er zu sich selber. Und so unbarmherzig ist ein Prediger der Lehre unsers Heilandes, der die Hungrigen so liebeich speisete, und die Nothleidenden so gern erquickte? Ich wundre mich, daß auch nur Ein Mensch in dem Dorf mir etwas mitgetheilt hat; Denn wie der Hirt ist, sagt man sonst, so ist auch die Heerde. Und dieser Hirt giebt seiner Heerde ein schlechtes Beispiel. So sagte Gottfried zu sich selbst, und biß in ein trocknes Stück Brod, um seinen Hunger zu stillen. Armuth ist doch wahrlich etwas hartes, dachte er bey sich selbst; Wenn ich einst in Umstände komme, daß ich geben kann, so will ich jedem Dürftigen, und besonders jedem armen reisenden Handwerksburschen, reichlich geben; Denn ich weiß und erfahrt jetzt, was darben heisst. Dieses Gelübde, das er unter freiem Himmel that, hielt er nachher in seinem ganzen Leben treulich, und dachte immer, ich hätt es auch gern gehabt, wenn man mir gegeben hätte. So macht eigne Noth und Elend, das man selbst erfahren hat, gegen fremde Noth und fremdes Elend mitleidig und barmherzig.

Es ward nun Abend, da er sich wieder einem Dorf näherte und den ganzen Tag über noch keinen warmen Bissen genossen hatte. Der Hunger quälte ihn heftig; Er hatte nicht so viel Geld, um sich nur eine Suppe kochen lassen zu können; Also mußte er sich, alles Widerwillens ungeachtet, doch entschliessen, sein Heil nochmals



im Fichten zu suchen. Er fand hie und da gute herzige Seelen, ward aber auch von eben so vielen leer abgewiesen. Von dem Pfarrer giengs ihm noch schlimmer, als bey dem vorigen. Es ward ihm gedroht, man woll ihn durch den Bettelweg abprügeln lassen. Nun, so will ich, dachte er bey sich selber, vor keinem Pfarrhaus weiter etwas suchen! Predigen können die Herren wohl: Seyd barmherzig! Aber selbst barmherzig, scheint es, wollen sie nicht seyn. Er gieng nun ins Wirthshaus, zählte da sein Geld zusammen, und fand, daß er, ausser dem Brod, das ihm die Wirthinnen geschenkt hatten, vier baare Kreuzer hatte. Dafür ließ er sich eine Suppe kochen, bezahlte seinen Schlafkreuzer davon, und legte sich mit ziemlich schwachem Magen zu Bette. Ach Gott, dachte er, wenn ich nur mein Erlenburg vollends erreicht hätte! Das ist ein saures Brod, das man vor den Thüren andrer Menschen suchen muß! Wenn ich nur fürs Hungersterben habe, so will ich mich ja gern begnügen, und so wenig sechten, als sichs thun läßt. Gott erbarm sich eines jeden, der sein Leben durch von der Gutherzigkeit und dem Mitleiden seiner Nebenmenschen leben muß! So dachte der arme Gottfried, und schlief endlich unter traurigen Gedanken ein.



Zwey und vierzigstes Kapitel.

Wie Gottfried nun auch einen braven Pfarrer kennen lernt.

Den Morgen drauf ergrieff Gottfried wieder seinen Wanderstab, und setzte seinen Weg unter anhaltendem starken Regenwetter fort. Er war ohngefähr anderthalb Stunden weit gegangen, als eine Kutsche hinter ihm drein fuhr, und als sie näher kam, bat er die Leute, die drinn saßen, um einen Zehrfenning. Er erschrak, da er sah, daß ein Geistlicher mit seiner Frau und einem Kinde drinnen saß. Denn sobald er jetzt einen Geistlichen sah, so dachte er an den unbarmherzigen Priester und Leviten im Evangelio. Er zog schon seinen Hut wieder zurück, als der Prediger seinen Arm aus dem Kutschenschlag streckte, und ihm zwey Kreuzer in den Hut warf. Auch das Kind streckte sein kleines Ärmchen aus dem Schlag, und warf ihm ein Stück von einer Torte in den Hut. Ueber diese kindliche Gutherzigkeit schoß unserm Handwerkspurschen eine Thräne ins Auge. Ey, hier könnt ich hinten aufhängen, dachte er, und sprang der Kutsche nach, aus der der Prediger noch heraus: und mit mitleidigem Gesicht ihm nachsah. In dem Augenblick sah der Kutscher, ein Baurenknecht, sich auch um, und rief ihm mit einem Fluche zu, er sollte sich von der Kutsche wegpucken! — Ey, Michel! sagte der Prediger, seyd Ihr nicht wieder ein unbarmherziger Kerl! Wey so jämmerlichem Wetter einen armen

men Handwerksburschen diese kleine Wohlthat nicht vergönnen. . . . ! Liebe, indem er sich zu seiner Frau wendete ; Wir wollen den armen Menschen zu uns herein nehmen. Sie drückte ihrem Mann die Hand, und machte mit der andern Hand den Schlag auf. Gottfried wollte durchaus nicht in die Kutsche, weil er so beschmutzt sey, und es überhaupt sich nicht schicke; Aber der Prediger und seine Frau nöthigten ihn herein. Gottfried wußte nicht, wo er war; Sein Auge glänzte; Er sah den Prediger wie einen Engel Gottes an, und konnte lange vor Rührung nicht reden. Der Prediger war ein Mann in seinen besten Jahren, mit einem schönen, heitern, offenen und leutseligen Gesicht. Seine Frau war schön und unschuldig wie ein Engel. Ihr Auge verkündigte lauter Liebe, und ruhte bald auf dem Gesicht ihres Kindes, bald wieder, und noch länger auf dem heitern Antlitz ihres Mannes, oft auch voll Mitleid auf Gottfrieds Gesicht, der bey ihrem Anblick sich aufs lebhafteste an seine fromme Rosine erinnerte. Das Kind, ein offner, muntre Knabe von etwan sechs Jahren, bedauerte Gottfried, daß er so naß worden sey, gab ihm alles, was er noch von seiner Torte übrig hatte, und verlangte von seiner Mutter noch mehr, um es ihm zu geben.

Der Prediger fragte Gottfried nun nach seinem Handwerk, wo er her komme, wo er hin wolle? und dergl. Gottfried erzählte ihm alles

Geschichte Gottfried Walthers. P offen.



offenherzig, und nannte ihm, unter andern auch ein Dorf, durch das sein Weg gieng. Gut, da bin ich Pfarrer, sagte der Prediger; Da kann Er mit uns zu Mittag essen, und dann in Gottes Namen seinen Weg weiter fortsetzen. Der gerührte Gottfried wußte nicht, was er auf so viele Güte sagen sagen sollte? Zuletzt aber wurde er immer zutraulicher und offenherziger, weil der Prediger, der seinen guten Verstand und sein gutes Herz merkte, tausend Fragen an ihn that, und durch seine edle menschliche Gesinnungen sein ganzes Herz an sich zog. Er erzählte ihm nun seine ganze Herkunft, seine Begebenheiten in Nürnberg und Wien, und kam endlich auch auf die Geschichte seines Rechts zu sprechen. Ich muß es nur gestehen, sagte er, mit einer schnell ausbrechenden Röthe im Gesicht und stotternd: Weil ich vor zwey Pfarrhäusern so hart angefahren wurde, so dachte ich von allen Herren Geistlichen übel, und wollte keinen mehr um einen Zehrpfenning ansprechen, bis ich . . . Hier stottert er noch mehr und ward noch röther. — Da hat Er einen groben Fehler begangen, guter Freund, sagte der Prediger, daß Er von zwey Leuten, die ihrem Stande freylich wenig Ehre machen, sogleich auf den ganzen Stand schließt, und um zweyer harten Pfarrer willen sogleich alle für hart und unbarmherzig hält. Wie wärs, wenn ich so schloße: Er ist ein guter und geschickter Tischler; Also sind es alle Tischlergesellen? Meynt Er, das wäre recht und wahr? — Nein, das meyn'



weyn' ich nicht, sagte Gottfried. Sieht Er, fuhr der Prediger fort; Wie's bey seinem Handwerk ist, so ist's bey unserm Stand auch. Man fängt an zu stolpern, sobald man von Einem oder etlichen auf alle schließt. Es ist wahr, Ihr Wohllehrwürden! sagte Waltherr; Ich will kein solcher Narr mehr seyn. Verzeihen Sie mir nur, daß ich so gerade heraus bekannte! — En, sagte der Prediger; Ihm ist gut verzeihen; Aber schwerer ist's bey Leuten, die Gelehrte seyn und gar großen Verstand haben wollen, und uns alle Pfaffen und Heuchler nennen, und uns andre schöne Titel geben, weil sie etlich schlechte Geistliche kennen gelernt haben. Jeder Stand hat seine guten und schlechten Leute. Wenns in unserm Stande lauter gute Leute gäbe, so wärs ein Stand der Engel, und keiner Menschen mehr. Merk Er sich diese Regel überhaupt, nicht nur als klein in Absicht auf uns Geistliche! So wird Er in hundert Dingen billiger urtheilen, als der große Haufen. —

Man kam nun gegen Mittag auf das Dorf, wo der Pfarrer Werner — so hieß der brave Mann — zu Hause war. Der Fuhrmann Michel machte große Augen, wie er sah, daß Gottfried mit der Pfarrerin sogar mit ins Haus und die Treppe hinaufgieng. — Hier, Michel! sagte der Pfarrer, ist Euer Trinkgeld, und da noch etwas für den armen Menschen hier; Wir sind nun doch nach Haus gekommen und die Pferde

P 2

haben



haben sich nicht todt gezogen, obgleich der Handwerkspursche mitfuhr. Nicht wahr? — Je Herr! sagte Michel; Ich hab's eben nicht so bds gemeynnt. Künftig aber soll's, bey meiner Tren! nicht mehr geschehen! Ich bedanke mich gar schön fürs Trinkgeld. Schicken Sie bald wieder! —

Sobald die Pfarrerinn mit Gottfried in die Stube trat, so hülften ihr zwey andre Kinder, die noch jünger waren als der Knabe, der mitgefahren war, entgegen, hiengen sich an ihren Arm, herzten und küßten sie, und fragten, was die Mutter ihnen schönes mitgebracht habe? Diese nahm eins nach dem andern auf den Arm, drückte jedem ein halb Duzend herzliche Küsse auf die Backen, und theilte nun ihre Kostbarkeiten aus. Unterdeß kam der Pfarrer auch aufs Zimmer, zog sich aus, legte seinen Schlafrock an, und stopfte eine Pfeife. — Er ist wohl auch Liebhaber? sagte er zu Gottfried, und als dieser schwächtern Ja sagte, gab er ihm auch eine Pfeife, und sagte: Komm Er nun! Wir wollen auf meine Studierstube, bis das Essen fertig ist! Koch sein etwas gutes und recht kräftiges, Liebe! —

Gottfried guckte gewaltig, da er die Menge Bücher auf der Studierstube erblickte, und konnte sich nicht enthalten, seine Verwunderung darüber an den Tag zu legen. Die könne man, meynete

er, ja in fünfzig Jahren nicht durchlesen. Der Pfarrer lächelte, und sagte: Zum Durchlesen sind sie freylich nicht alle da, mein lieber Balthar. Mit den Büchern gehts, wie mit den Kleidern. Manche trägt man kaum des Jahrs einmal, und oft wärs auch da nicht nöthig, und doch muß man sie des Brauchs wegen haben. Ich weiß eigentlich nur Ein Buch, das uns und allen Menschen immer nützlich und so unentbehrlich, wie das Hemd ist. Sieht Er, das ist dieses Buch, indem er ihm die Bibel aufgeschlagen hinbohr. Wer von diesem Buch nichts weiß, oder nichts draus gehen läßt, der ist ärmer als ein Bettler, und war grade zu der Zeit, wenn er am meisten nöthig hat. Er sieht dieß Buch doch auch für das in, wofür ichs ansehe? — Ja, Ihr Wohllehrwürden, sagte Gottfried; Dafür seh ichs auch an, und hab auch schon selber oft erfahren, daß Sie Recht haben. — Bleib Er diesem Glauben treu! So wirds Ihm wohl gehn, sagte der Pfarrer Werner mit gerührter Stimme, und klopfte Gottfrieden auf die Schulter. So unterhielt sich der Prediger noch eine gute Zeit mit ihm und gab ihm allerley gute Lehren, bis sein Knabe auf das Zimmer gesprungen kam, zum Essen rief, und dem Vater mit Tauchzen erzählte; Man habe sein Leibessen, nehmlich verkochen.

Gottfried ließ sich das Essen herrlich wohl schmecken, da er schon eine ziemliche Zeit keine so
P 3 gute



gute Mahlzeit gethan hatte. Der Pfarrer und seine liebe Frau sprachen ihm auch tapfer zu, schenkten ihm auch fleißig Wein ein, daß er ganz lustig und gutes Muths wurde. Nach dem Essen wollte er seinen Abschied nehmen. Weil aber der Regen nicht nur immer noch anhielt, sondern auch noch heftiger wurde, so redeten ihm der Pfarrer und seine Frau zu, in ihrem Dorf zu übernachten. Wir haben zwar kein leeres Bett in unserm Hause, sagte der Pfarrer; Aber ich will schon Anstalt machen, daß es Ihn im Wirthshaus nichts kostet. Gottfried machte anfangs Komplimente, und wollte nicht bleiben; Aber auf ernstliches Anhalten ließ er sich gefallen, und willigte mit Freuden ein.

Er brachte nun den übrigen Theil des Tages im Schoos dieser liebenswürdigen Familie auf die angenehmste Weise zu, spielte mit den Kindern, die bald mit ihm vertraut wurden, und hundert neugierige Fragen an ihn thaten, und war so vergnügt, als ob er in seinem eignen Hause wäre; Besonders setzte er sich dadurch bey den Kindern völlig in Gunst, daß er ihnen allerley Figuren von Blumen, Laubwerk, Vögeln und dergl. zeichnete. Der ältere Knabe wollte das gleich auch lernen, und zeichnete ihm die Figuren ziemlich glücklich nach.

Gottfried aß noch mit dem rechtschaffnen Prediger zu Nacht, und wurde dann von der Wirthin in das Wirthshaus geführt, nachdem er vorher



vorher hatte versprechen müssen, morgen noch in dem Pfarrhause zu frühstücken. Der Wirth, der durch den Pfarrer schon von seinem Gast benachrichtigt worden war, empfing unsern Gottfried mit der größten Freundlichkeit. Es war ein ganzer Tisch voll Bauren da, die ihn auch auf das freundlichste bewillkommenen, weil sie durch den Wirth schon von ihm gehört hatten. Der älteste unter ihnen, der zugleich Schulze im Dorf war, nöthigte ihn, sich zu ihnen an den Tisch zu setzen, und schenkte ihm sogleich ein Glas Bier ein, ließ auch gleich darauf Wein kommen. Wir thun uns, sagte ein alter, eißgrauer Mann, heut eine Guts that an, weil wir in der Zeitung gelesen haben, daß der liebe Gott uns nun endlich wieder den lieben Frieden geschenkt hat. Er wird sich hoffentlich auch drüber freuen, Herr Landsmann? Also laß Er sich wohl schmecken. Gottfried mußte nun die Gesundheit der hohen Häupter, die den Frieden geschlossen hatten, mit trinken, und mit dem Schulzen und den übrigen Bauren, die größtentheils Gerichtsmänner waren, anstoßen. Drauf tranken sie die Gesundheit ihres Pfarrers, und brachen so einstimmig in sein Lob aus, daß Gottfried im Innersten dadurch gerührt wurde. Nun erzähl Er uns doch auch, Herr Landsmann, sagte der Schulze, wie Er mit unserm lieben Herrn bekannt worden ist? — Gottfried erzählte ihnen alles umständlich, und mit vieler Wärme. Dem Schulzen stand dabey eine Thräne im Auge. Ja, das ist ein Verre, sagte er, nach



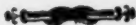
dem Herzen Gottes. Wie er prediget, so that er. Aber, Landsmann, muß er nicht auch sagen, daß uns unser Herr recht lieb hat und mit uns zufrieden ist? — Ja, das ist er, versetzte Gottfried; Er hat mir recht viel Gutes von seiner Gemeinde gesagt, und alle seine Pfarrkinder recht gerühmt.

Die Bauern tranken nun noch einmal die Gesundheit ihres Pfarrers. — Wenn einer bey uns nicht selig wird, sagte einer von den Bauern, so wird er's nirgends. Denn unser Herr führt uns so recht an der Hand in den Himmel. Wenigstens liegt die Schuld an ihm gewiß nicht, wenn einer von uns verlohren geht. — So redeten sie noch lang, und Gottfried gieng erst spät zu Bette, und schließ unter tausend Segenswünschen für den braven Pfarrer Werner ein, und wachte erst am Morgen drauf um sieben Uhr auf.

Als er in die Wirthsstube kam, da war schon der Schulze da, und redete ihn, nach Wunschung eines guten Morgens, also an: Wir haben gestern Abends noch seinerwegen mit einander gesprochen, Herr Landsmann, und da schoßen wir für ihn etwas zum Zehrfpenning zusammen, und vom Kirchenheiligen ist auch etwas dabey. Nehm Er nicht übel, daß es nicht mehr ist, and verzehr Er's gesund, und denk Er manchmal noch an uns! Der Wirth will ihn
mit

mit seinen Schimmeln in das nächste Städtchen führen lassen. — Ja, das will ich thun, sagte der Wirth; Er darf nur sagen, wie bald es gehen soll? — Gottfried war über alles dieses so geführt, daß er sich die Augen abwischen mußte, und wollte das Geld lange nicht annehmen. Der Schulze ließ nicht nach, und sagte, er soll ihn doch nicht betrüben, und das Geld annehmen! —

Nach den herzlichsten Danksayungen gieng Gottfried in das Haus des Pfarrers. Die Kinder hüpfen ihm gleich an die Treppe entgegen, und wünschten ihm einen guten Morgen. Der Pfarrer fragte ihn, wie er geschlafen habe? gab ihm eine Pfeife, und nun tranken sie zusammen Kaffee. Gottfried erzählte ihm mit vieler Herzlichkeit, wie gutthätig sich seine Bauren gegen ihn bewiesen hätten. Der Pfarrer Werner bezeugte seine Freude über diese Nachricht, und sagte: Es freut mich, daß doch meine Lehren etwas fruchtbar. Auch ist mirs deswegen lieb, daß Er nun nach Haus kommen kann, ohne noch einmal sechsten, und — dieß sagte er mit einem bedeutenden Lächeln — vor den Pfarrhöfen anklopfen zu dürfen. Das Geld ist doch so viel, daß es bis nach Erlenburg reicht? — Ich hab's noch nicht gezahlt, sagte Gottfried; Aber es ist viel; Ich glaube, mehr, als ich brauche. Er nahm nun das Papier, in dem das Geld war, heraus, zählte es, und da war es drittehalb Gulden. Das ist
P 5 mehr



mehr als zu viel, sagte Gottfried; mit glühendem Gesicht. Mir thut's nur leid, daß die Bauren . . . Sey Er ruhig! sagte der Pfarrer; Es macht keine Bauren nicht arm, und das Kapital ist an einem Ort angelegt, wo es gewiß seine Zinsen richtig abwirft. — Ja, sagte Walthers; Gott vergelt's Ihnen, und den guten Leuten tausendfach, was Sie an mir gethan haben! Ich will's hundertmal daheim erzählen, was ich hier für gute Menschen fand.

Nach einer halben Stunde, da Gottfried tüchtig gefrühstückt, und noch einen ganzen Pack, den die Pfarrerin ihm gab, zu sich gesteckt hatte, nahm er von der liebenswürdigen Familie seinen Abschied. Er gab dem Pfarrer und seiner lieben Frau die Hand, drückte sie herzlich, und das Herz ward ihm so weich, die Augen standen ihm so voll Wasser, daß er eilen mußte, um seiner Empfindung Luft zu machen.

Nach einer Viertelstunde rasselte die offene Chaise schon mit ihm auf der Landstrasse. Die ganze Schöpfung umher stand in vollem Glanze. Alle Regenwolken waren am Himmel weggeschwunden, und die Sonne hieng in reinster Klarheit in der blauen Höhe, wo ein Chor von Vögeln schwebte, und dem anbrechenden Frühling fröhlich entgegen sang. Gottfrieds Seele war voll Andacht und hub sich zum klaren Himmel auf. Er schickte heiße Wünsche für das Wohl des braven Pfarrers

Pfarrer Werners zu dem Throne Gottes. Wenn es lauter solche Pfarrer gäbe, sagte er zu sich selbst, dann wäre unsre Welt ein Paradies. Wie viel Gutes kann ein einziger Mann auf der Welt stiften, wenn er seine Kräfte braucht, und gut und fromm ist! Gott, erhalt doch diesen frommen Mann seinen guten, frommen Bauren lange! O wie viel will ich meinem Vater und meiner lieben Rosine von ihm erzählen! — Bey dem Gedanken an Rosinen ward ihm das Herz noch weicher. Ach, so dachte er; Wenn ich sie nur recht gesund antreffe! — Wenn sie nicht mehr lebte, oder krank wäre . . . ? Auf Einmal war nun seine, noch kurz vorher so heitre Seele düster und von Traurigkeit umwölkt. Ein trauriger und ängstlicher Gedanke verdrang den andern. So gieng das fort, bis er frühzeitig in dem Städtchen anlangte, wohin ihn der Bauernknecht zu führen den Auftrag hatte.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Etwas von einem Malefikanten und einem Wirth.

Gottfried stieg vor dem Thore draussen ab, und griff in seine Tasche, um dem Knecht ein Trinkgeld zu geben. Dieser aber nahm durchaus nichts an. Sein Herr hab's ihm verbothen, sagte er, und ~~im~~ bedeutet, er schick ihn gleich aus dem Dienst, wenn er auch nur einen Heller annehme. Gottfried steckte also sein Geld wieder ein



ein, und trug dem Knecht noch tausend herzliche Dankfagungen an den Pfarrer, seinen Herrn, den Schulzen und die andern Bauern auf, nahm seinen Bündel auf den Rücken und gieng in das Erdtchen. Es war ein grosser Auslauf, da er auf den Markt kam. Man führte eben einen armen Sünder von dem Rathhaus weg, wo man ihm das Urtheil verlesen hatte, um ihn zu enthaupten. Gottfried schauderte die Haut, da er den armen Menschen sah, der ein gutes Aussehen hatte, und nicht älter als er! zu seyn schien. — Gott! so dachte er: Vor einem Vierteljahre hätte ich auch in diesen Jammer kommen können, und Du hast mich gnädig draus errettet. Ach, ich weiß, was Todesangst ist. Steh dem armen Menschen bey in seiner letzten Stunde! — Er sah unter dem Hausen neugieriger Personen viele, die ganz leichtsinnig waren, mit einander schäkerten und lachten. Wenn Ihr wüßtet, dachte er, was das heiße, einen solchen Tod vor Augen sehen; Wenn Ihr nur den tausendsten Theil von der Angst fühltet, die da einem auf dem Herzen liegt, o, Ihr würdet Euch in Ewigkeit eures Leichtsinnes schämen. — Er drängte sich aus dem Gewühl heraus, und gieng mit traurigen Gedanken auf die Herberge.

Er bestellte da sich ein Essen, und unterhielt sich drauf im Gespräch mit dem Wirth, den er fragte, was der arme Mensch, den man zum Tode führe, verbrochen habe? Was? und er weiß nichts

nichts davon? sagte der Wirth. Spricht man doch davon im ganzen Land. Einen todtgeschlagen hat er, da im Döfen drüben, in der Stube, wo das Fenster offen steht. Hat Er also gar noch nichts davon gehört? Er muß weit her kommen. Sieht er, der Malesikant heißt Jakob Gerber, und ist aus dem Städtchen hier. Seine Eltern leben noch, sind brave, fromme, stille Leute; Und der Jakob war ein Schuster seines Handwerks; Und man kennt ihm eben sonst nichts untedhtes nachsagen. Führt ihn da der Teufel zum Spiel hin; Seine Kammeraden fangen Handel mit ihm an, und er schlägt seinen Nebengesellen, seinen besten Freund todt, daß ihm's Gott verzeih! Und nun thut man ihm eben sein Recht an, wie sich gehört. Ich håt ihn rädern lassen, wenn ich Herr gewesen wäre. — Und warum das? fragte Gottsfried, am ganzen Leib zitternd. Je, warum? antwortete der Wirth ganz kalt. Er fragt ja, wie ein Kind, wenn Er's nicht übel nimmt. Der Kerl ist ja ein Mörder; Und mit einem Mörder darf man kein Mitleiden haben. Mit diesen Worten gieng er weg, um einem Gäst ein Glas Bier einzuschenken. — Kein Mitleiden haben? sagte Gottsfried zu sich selber. Ist's möglich, daß ein Mensch so hart seyn kann? Freylich ist es etwas schreckliches um einen Mörder. Aber ist denn einer, wie der andre? Der, der einen bey einer Schlägeren, vermuthlich wider seinen Willen, umbringt, ist nicht besser als ein Straßenräuber? Dem armen Menschen



schen giengß gerade, wie's mir hätte gehen können; Und ich hätte nicht einmal Mitleiden verdient? Ach Gott, wie kann ich Dir gnug dafür dank'n, daß Du aus dem Jammer mich erlöst hast! — So dachte Gottfried, und ließ sich mit dem Wirth in kein Gespräch mehr ein. Er aß seine Suppe, und war immer noch mit traurigen Gedanken an den Unglücklichen beschäftigt, als eben ein Bürger aus dem Städtchen in die Stube trat, und indem er noch die Thürschnalle in der Hand hielt, schon herein rief: Es ist alles gut gegangen! Man hat ihm den Kopf schön weggeputzt! — Gottlob! sagte Gottfried. — Ja, man darf wohl sagen, Gottlob! sagte der Bürger; Ich hatte mit dem armen Schelm recht viel Mitleiden; Er ist so unschuldig dazu gekommen. Ich hatt ihm, meiner Seel! das Leben geschenkt. — Kaum hörte das der Wirth, so kam er herzu, und fieng mit dem Bürger einen langen Streit an. Beide wurden heftig, und jeder stritt mit Nachdruck für seine Meynung. Gottfried mischte sich nicht mit in den Streit, gab aber oft dem, was der Bürger sagte, mit Kopfnicken seinen Beyfall.

Nach einer halben Stunde hatte er gegessen, und gieng weiter, nachdem er vorher dem Wirth seine, hoch genug angelegte Zeche bezahlt hatte.

Bier und vierzigstes Kapitel.

Beschluß des ersten Theils von Gottfrieds Lebensgeschichte.

Auf der noch übrigen Reise begegnete Gottfried nichts mehr, was besonders bemerkt zu werden verdiente. Je näher er seinem Geburtsstädtchen kam, desto schärfer marschierte er drauf los, so daß er den folgenden Abend um vier Uhr schon den Kirchthurm von Erlenburg in blauer Ferne vor sich sah. Das Herz schlug ihm stärker und stärker, je deutlicher er nach und nach Thurm und Häuser von einander unterscheiden konnte. Es war ihm gar sonderbar zu Muth. Bangigkeit und Freude wechselten in seinem Herzen alle Augenblicke mit einander ab. Die Besorgnis, wie er seine Rosine wohl antreffen werde, wachte in ihm in ihrer ganzen Stärke auf, so daß er zitterte und bebte.

Nun war schon Erlenburg so nah, daß ihm jeder Baum, jede Hecke, jeder grüne Platz bekannt war. Alles kam ihm aber kleiner und enger vor, als ehemals. Freylich hatte er auf seiner Wanderschaft weitere Aussichten, größere Gärten und höhere Häuser gesehen, gegen die ihm das, was er jetzt vor sich sah, klein vorkommen mußte. Da er zwischen den Baum- und Kohlgärten durchgieng, und nun auch bey dem feinigsten vorbeý kam, da fielen ihm alle Freuden seiner



seiner Kindheit, die er da genossen hatte, wieder ein, und er fühlte dabey eine Art von süßer Wehmuth. Er kam nun an den Gottesacker nah am Thor. Hier liegt deine Mutter! fiel ihm plöglich ein, und in dem Augenblicke war sein Auge voll Wasser. Ach, daß du schon todt bist! rief er, liebe, treue Mutter! Ach, daß ich Dich nicht mehr sehen und antreffen soll! Er stund eine Weile still, sah mit unverwandten Augen nach dem Gottesacker hin, und schlug die Hände in einander; Endlich wischte er sich die Thränen ab, und gieng beym Thor hinein.

Ende des ersten Theils.



Die Geschichte
Gottfried Walthers,
eines Tischlers,

und
des Städtleins Erlenburg.

Ein Buch
für Handwerker und Leute aus dem
Mittelstand.

Herausgegeben

von
Johann Martin Miller,
Prediger und Professor zu Ulm.

Zweiter Theil.



Ulm, 1786
bey Johann Konrad Wohler.





Erstes Kapitel.

Wie Gottfried wieder nach Erlenburg kommt,
und wie er da die Sachen
findet.

Als Gottfried vor sein Haus kam, kannte er es kaum mehr, denn es war neu angestrichen und so schön herausgeputzt, daß es gar nicht mehr das alte Haus zu seyn schien. Weil die Hausthür offen stand, so gieng er, ohne von jemand bemerkt zu werden, hinein, und geradeswegs in die Stube. Seine Stiefmutter saß mit etlichen Weibern um den Tisch herum, und trank mit ihnen Kaffee; Und sein Vater saß hinterm Ofen in einem Lehnstuhl, und rauchte seine Pfeife. Gottfried eilte auf ihn zu. Der alte Mann sprang auf, ließ seine Pfeife fallen, und sank seinem Sohn in die Arme. O mein Gottfried! rief er aus; Seh ich dich denn endlich wieder? Gott sey ewig Lob und Dank! Mehr konnte er vor Rührung und Freude nicht sagen. Endlich

2 2



lich hub er wieder an, nachdem er seine Pfefse vom Boden aufgehoben hatte; Wie ist dir denn bisher gegangen? Ich habe tausendmal an dich gedacht und für dich geberhet, ich und deine Mutter; Sieh, da ist sie; Gieb ihr doch die Hand! Gottfried gieng auf sie zu, gab ihr die Hand, und grüßte sie ehrerbietig. Sie bewillkommte ihn mit vielen Umständen, und nahm ihn bald durch ihr freundliches, gesprächiges Wesen ein. Er mußte sich nun leicht machen, an den Tisch hinsetzen, Kaffee trinken und auf tausend Fragen antworten. Die Weiber alle sagten, er sey so ansehnlich und groß geworden, daß sie ihn kaum mehr gekannt hätten. Er im Gegentheil bemerkte, sein Vater sey weit fetter als ehemals, und sehr weit frischer und gesünder aus. Das hab ich meiner Kathrine zu verdanken, sagte der Alte; Die hält mich so gut. Drauf kam man sogleich auf die Frage, was es denn für eine Verwandtschaft mit seiner Gefangenschaft in Wien gehabt habe? Er erzählte es kurz, und stund dann auf, um in seine Kammer zu gehen und sich auszukleiden, wie er sagte; hauptsächlich aber, um seinem schweren Herzen Luft zu machen; Denn der wehmüthige Gedanke an Rosinen, und das Verlangen, sie zu sehen, zerrissen ihm das Herz. Kaum war er einen Augenblick auf seiner Kammer, so folgte ihm sein Vater dahin nach. Vater! rief er; Um Gottes willen sagt mir, wo Rosine ist, und was sie macht? Ach, warum seyd Ihr so hart und unbarmherzig mit ihr umgegangen? Sagt, wo ist sie? — In des Schnei

der Holzers Haus, antwortete der Vater. Freylich giengs nicht, wie es hätte gehen sollen. Wärs auf mich allein angekommen, Gottfried, so wärs freylich anders; Aber Rosine hats uns auch darnach gemacht. Du mußt dich schon zufrieden geben Alles dieses sagte der Alte stotternd, und mit sichtbarer Verwirrung. Gottfried wollt ihm eben bey den letzten Worten in die Rede fallen, als die Stiefmutter kam, und ihm der Vater heimlich einen Wink gab, er möchte schweigen. — Er gieng noch auf eine Viertelstunde mit in die Stube; Dann aber schlich er sich, ohne jemanden etwas zu sagen, weg, und eilte mit schwerem Herzen und bangem Herzklopfen nach des Schneiders Holzers Haus, wo Rosine wohnte.

Man wies ihn zwey Treppen hinauf, in ihr Kammerlein. Hastig riß er die Thür auf, und stürzte sich hinein. Sie lag im Winkel auf einem elenden Bette. O Rosine! rief er aus, und sprang ans Bett hin. Gottfried! rief sie, richtete sich schnell auf und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Lang blieben so die beyden jungen Leute, schluchzten, und konnten nichts reden. Endlich fieng Rosine an: Ach, wie lang hab ich auf Ihn gewartet! Nun will ich gern sterben. Mir war immer bang, ich würd Ihn nicht mehr sehen. Gottlob! Gottlob! daß Er wieder da ist. Ach, ich hab indessen viel, viel! ausgestanden . . . ! Sie wollte weiter reden, sank aber, von der zu heftigen, plötzlichen Freude entkräftet, halb ohnmächtig



mächtig aus seinem Arm aufs Bette. Gottfried schrie um Hilfe; Man brachte frisches Wasser herauf, und Rosine kam allmählich wieder zu sich selbst. Die Schneidersfrau, die das Wasser gebracht hatte, blieb bey einer Stunde lang auf der Kammer, und hinderte das junge Paar, ihr Herz vor einander auszuschütten. Gottfried betrachtete unterdessen das Kämmerlein. Es war ein kleines fünf- oder sechsbedecktes Gemach, in dem man kaum aufrecht stehen konnte, mit einem einzigen niedern Fenster, dessen runde, grüne Scheiben zur Hälfte zerbrochen und mit Papier und Lumpen zugestopft waren. In einer Ecke stand ein kleiner, halbzerbrochener Tisch und ein elender Stuhl. An der Wand herum hiengen ein paar abgetragne, halbzerrissne Kleider. Die Bettdecke war kaum groß genug, um sich damit zudecken und gegen die Kälte verwahren zu können. Rosine selbst sah wachsgelb; Ihr Gesicht war eingefallen, die Augen lagen hohl, und die Knochen an den Händen waren bloß mit einer gelben, eingeschrumpften Haut überzogen. Das sonst blühende Gesichtsglied glich einem wahren Marterbilde. Gottfried gieng, die Hände ringend, in der Kammer auf und ab. Seine Seele war gebeugt von Jammer, und sein Herz zerrissen. Jesus Christus! rief er aus; Wie hat sich alles so verändert! Wie lebt Sie im Elend! —

Ach, Gottlob, daß Er nur wieder da ist, daß ich Ihn nur wieder sehe! sagte Rosine. Dieses war das einzige, worum ich Gott bath. Es schlug ihre Arme um ihn her, und weinte an seiner

ner Brust. — Hätt ich, sagte sie schluchzend, Ihn nur Einmal so bey mir gehabt in meinem E-
lend, ich hätte Gott gedankt, und wäre gern ge-
storben. Gottfried, lieber Gottfried! Was hab
ich um Seinetwillen ausgestanden, als ich glaub-
te, man hab Ihn geköpft. Ach, das war ein
Jammer! Beynah war ich ganz verzweifelt.
Gott verzeih mir meine schwere Sünden! O
ich

Indem kam die Schneiderinn und sagte:
Meister Walthers Magd sey drunten und frage,
ob er nicht zum Essen kommen wolle? Ich will
gar nicht essen, sagte Gottfried; Ich will nicht
mehr heim; Ich bleibe da! — Rosine bath
ihn, und drang ernstlich in ihn, er sollte heimgehn
und seine Eltern nicht erzürnen. Lang stand er
unentschlossen da. Endlich sagte er zu der Schnei-
derinn: Nun, so will ich gehen. Aber hat Sie
denn kein leeres Etäblein mehr in Ihrem Haus,
daß meine Rosine drein kann? In dem Winkel
hier muß sie ja verschmachten; Ich bezahl Ihr al-
les; Es mag kosten, was es will. Mach Sie
nur, daß Rosine heut noch hier heraus kommt!
Ich bezahl Ihr alles.

Die Schneiderinn stand eine Zeitlang da und
besann sich. Endlich sagte sie: Drunten hab ich
noch ein Etäblein, das wär freylich besser; Aber
meine Kästen sind darinn und meine Kleider,
und ich weiß nicht, was mein Mann dazu sagen
wird? — O, Ihr Mann wird doch ein Mensch
seyn, sagte Gottfried. Mach Sie, daß sie heute
noch darein kommt! Ich will selbst ausräumen
Q 4 helfen.



helfen. — Das ist alles schon recht, versetzte die Schneiderinn; Aber meinem Mann muß ich erst davon sagen; Und er ist jetzt nicht daheim. — Wo ist er denn? Wo ist er? fragte Gottsfried hastig; Ich will zu ihm gehen! — Er ist . . . sagte die Schneiderinn; Und indem kam ihr Mann selbst, vermuthlich aus Neugierde, um Gottsfrieden zu sehen. Dieser brachte sogleich sein Gesuch an. Der Schneider, ein redseliger Mann, machte hundert Bedenklichkeiten, die aber am Ende alle darauf hinausliefen, daß er für sein Zimmer jährlich acht Thaler Miethgeld haben mußte, die ihm Gottsfried mit Freuden zugestand. Er nahm nun, in etwas beruhigt, aber doch noch mit kummervollem Herzen Abschied von seiner Rosine, und versprach ihr, sie wo möglich heute noch nach dem Essen, oder doch gewiß sogleich Morgen früh wieder heimzusuchen. Er gieng nun unter hundert traurigen Vorstellungen heim. Als er an sein Haus kam, da gieng ihm sein Vater heraus entgegen, und sagte ihm sehr ängstlich: Ich bitte dich um alles willen, Gottsfried, red doch vor der Mutter kein Wort von Rosinen! Sie war schon etwas böse, daß wir so lang mit dem Essen auf dich warten mußten. Mach mir keine böse Ehe! — Aber, Vater! sagte Gottsfried; Man ist doch mit Rosinen gar zu unbarmherzig umgegangen. — Schweig jetzt, versetzte der Vater; Es ist jetzt nicht Zeit davon zu reden. Ich will dir schon sagen, wie es ist. Thu mir nur das zu Gefallen, und red nichts von ihr! — Gottsfried seufzte, und gieng schweigend mit seinem Vater



Wasser ins Haus, und in die Stube. Die Suppe stand schon auf dem Tisch, und man setzte sich zum Essen nieder. Die Stiefmutter war die Freundlichkeit selbst, legte ihrem Sohn vor, und redete ihm immer zu, sich wohl schmecken zu lassen; Aber es wollte ihm nichts schmecken. Ihr freundliches Wesen machte ihn ganz irre. Er konnte nicht begreifen, wie ein Mensch so liebe reich und gefällig, und doch auf der andern Seite wieder so hartherzig seyn, und ein unschuldiges Mädchen so mißhandeln könne? Sein Herz stand zwischen Liebe und Haß inne, und wußte nicht, auf welche Seite hin es sich neigen sollte? Doch hoffte er, seine Mutter, die so liebe reich war, wieder gewinnen, und auf Rosinens Seite bringen zu können. Diese Hoffnung beruhigte ihn ein wenig, und schläsferte ihn ein, so daß er offener, und zu traulicher gegen sie wurde. Er mußte hunderterley Fragen beantworten und tausend Dinge von seiner Wanderschaft erzählen; Doch sagte er nichts von dem Umstand mit Julianen in Nürnberg, und vermied sorgfältig alles, was das Gespräch auf Rosinen und auf seine Liebe hätte lenken können. — Weil er müde von der Reise war, so wünschte er bald gute Nacht, und gieng zu Bette, nicht sowohl um zu schlafen, als vielmehr sich mit dem traurigen Gedanken an seine arme Rosine zu beschäftigen. Er konnte auch vor ein Paar Stunden nicht einschlafen. Denn jetzt kam ihm erst zu Sinne, in welcher Gefahr Rosine wegen ihrer Gesundheit schwebte. Doch tröstete er sich endlich mit der Hoffnung, seine Zurückkunft, und

Q 5

die



Die bessere Pflege, die sie jetzt habe, werde ihre Gesundheit bald wieder herstellen.

Den Morgen drauf stund, als er aufgestanden war und in die Stube kam, der Kaffee schon auf dem Tisch, und sein Vater saß schon mit seiner Pfeife da, und hatte eine Tasse vor sich. Dieß kam unserm Gottfried ziemlich neu vor, da sein Vater ehemals gegen den Kaffee so sehr geeizert hatte. Doch gewöhnte er sich bald daran, weil er indessen auch auf seiner Wanderschaft das Kaffeetrinken gelernt hatte. Er stopfte sich jetzt auch eine Pfeife und trank mit, hatte aber im Sinn, gleich nachher zu Rosinen zu gehen. Da einmal seine Mutter in die Küche gieng, um noch Milch zu holen, da fragte ihn sein Vater leise: Wie stehts mit Rosinen? Schlecht, sehr schlecht! gab Gottfried zur Antwort; Sie steht aus; wie eine Leiche. Ach Vater, daß Ihr In dem kam die Mutter wieder, und er mußte schweigen. Seinem Vater stunden ein paar Thränen in den Augen, so daß er sich mit dem Gesicht wegwenden und sie abwischen mußte. Gottfried sah sich nun, während daß sein Vater auf und abgieng und ein Morgenlied sumpte, und die Mutter sich einschnürte, im Zimmer links und rechts aufmerksam um, und erblickte überall Veränderungen. Das alte Wandkästchen war weg, wo sonst seine seelige Mutter ihr Spargeld und ihr Silberbeschlagenes Kommunionbuch gehabt hatte. Die große Hausbibel mit den messingenen Klauen, die zwei Postillen und die alte Chronik stunden nicht mehr auf dem Brett über der Kammerthür;



thür; In der Ecke des Zimmers hinter dem Tisch
hieng nicht mehr das alte hölzerne Kruzifix, das
er oft mit frommer Andacht betrachtet hatte; Un-
ter ihm hieng nicht mehr Doktor Luthers Bildnis
und das Bildnis seiner lieben Käthe. Alles war
jetzt niedlicher und zierlicher. Neue Schränke,
neue Bänke waren statt der alten da. Statt des
Kruzifixes und Doktor Luthers hiengen an der
Wand herum Wachspoufirte Bilder, die den Kai-
ser und die Kaiserinn, den König von Preussen
und andre Könige und Fürsten vorstellen sollten.
Das gefiel nun unserm Gottfried nicht, so nied-
lich es auch aussah. Zu meiner seeligen Mutter-
Zeiten, dacht er, wars doch besser. Ach, wenn
nur die gute Frau noch lebte! — Vater! Sagte
er, indem seine Mutter aus der Stube gieng;
In der Stube hier siehts ja ganz anders aus, als
zu der seeligen Mutter Zeiten; Da gefiel mir als
les noch weit besser. — Meynst du? sagte Mei-
ster Walther, halb betroffen und mit einem Seuf-
zer; Freylich hat sich viel verändert. Hätt ich
das vorher gesehen Doch, man soll nicht
murren. Unser Herr Gott weiß, es gieng in vie-
len Stücken anders als ich wollte. — Die Mut-
ter kam wieder, und schiens zu merken, daß sie
etwas mit einander geredet hatten, was sie nicht
wohl hören durfte. Fehlt es Ihm an etwas?
fragte sie Gottfried. Ach nein, gar nicht, sag-
te dieser. Nun kam er drauf zu sprechen, wie es
um das Handwerk stehe? Recht gut, versetzte die
Mutter. Wir haben Ihm — oder Dir will ich
sagen, wenn Er mirs nicht übel nimmt, eine
gute



gute Kundschaft aufbehalten. Es arbeiten zween Gesellen drunten in der Werkstätte; Denn ich hab's dem Vater gleich nach unsrer Hochzeit gesagt, er soll sich mit der Arbeit nicht mehr abgeben; Er hat gnug geschafft in seinem Leben, und wir haben ja, Gottlob! so nöthig nicht. Er wollte sich zwar lange nicht dazu verstehen; Aber jetzt gewohnt er nach und nach die Ruhe; Gelt, Alter? — Hart genug, versetzte dieser; Sie aber klopfte ihn auf die Schulter, und ließ ihn nicht weiter reden. Auch das wollte Gottsfrieden nicht gefallen, daß sein Vater gar nicht mehr arbeiten sollte; Er sah's ihm auch wohl an, daß es ihm auch nicht gefalle. — Gottsfried wollte nun eben ausgehn, um ein paar Anverwandte, und vorzüglich seine Rosine zu besuchen, als ein paar alte Baasen kamen, um ihn zu bewillkommen. Er war ziemlich ärgerlich darüber, weil sie sehr geschwätzig waren, und ihn dadurch lang aufhielten. Endlich kam er doch los, und eilte zu Rosinen. Diese war in ihrem neuen Zimmer schon völlig eingezogen, hatte sich ganz angekleidet und saß am Tisch und strickte. Nun aber sah er erst recht, wie so abgezehrt und hager und todtenbleich sie aussah, und erschrak dardrüber. Auch erschrakte ihn ein Reuchhusten, der sie alle Augenblicke im Reden hinderte. Doch versicherte sie ihn, es sey jetzt recht gut. Vor etlichen Wochen sey sie noch weit elender dran gewesen. Er soll ruhig seyn! Es könne schon noch besser werden. Geb's der liebe Gott! sagte Gottsfried; Aber mir ist bänger als ich's sagen darf.

Nun.



Nunmehr fragte ihn Rosine, wie sich seine Mutter gegen ihn betrage? Er lobte sie gar sehr, sie sey so gefällig gegen ihn; Er halte sie, bey allen Fehlern, die sie an sich haben möge, doch für eine gute Frau, mit der man wohl auskommen könne, und er hoffe ganz gewiß, er werde sie in Kurzem so weit bringen, daß sie wieder eine gute Freundin von ihr werde. Gebt Gott! sagte Rosine, und wollte eben weiter reden; Aber sie hielt inne. Sie war viel zu gut gesinnt und zu gewissenhaft, als daß sie die gute Meinung, die ihr Gottfried von seiner Mutter hatte, ihm im geringsten hätte zu benehmen suchen, und den Hausfrieden stören wollen. Daher sagte sie auch von seiner Mutter mehr Gutes als Böses, und als sie ihm erzählen mußte, wie und warum sie aus seinem Hause weggekommen sey, verschwieg sie so viel als möglich alle schändliche und unbillige Begegnungen, die sie von seiner Mutter hatte erfahren müssen, und lud lieber einen Theil der Schuld auf sich selbst. Von seinem Vater sprach sie ohne dieß aufs beste, und bedauerte nur, daß er keine gute Meinung von ihr haben möge. Gottfried aber sagte, daß sein Vater ihr gewiß noch gut sey, und gegen ihre Verbindung, in die er ohne dieß ehemals schon gewilligt habe, gewiß nichts werde einzuwenden haben. Uebrigens, sagte er hinzu, es mag gehen wie es will, wir sind ein Paar; Wir habens und vor Gott geschworen, und meine Mutter, habe sie Gott seelig! und Ihr Vater seelig warens ja zufrieden, wie's mein Vater auch war.



war. Wenn Sie nur recht bald gesund wird! Ich will täglich zu Gott darum bethen.

Er blieb noch eine halbe Stunde da, und erzählte ihr auf ihr Begehren, wie er in Wien ins ne gelegen und welche Todesangst er da ausgestanden habe. Rosine hörte ihm mit nassen Augen zu, fuhr oft bey seiner Erzählung zusammen, als ob die Gefahr noch gegenwärtig wäre, und am Ende der Erzählung rief sie aus: Gottlob, daß Er nun wieder bey mir ist! Drauf streckte sie mit heftiger Bewegung ihre Arme nach ihm aus, lehnte ihr Gesicht an seine Brust, und schluchzte so, daß sie nicht reden konnte.

Drauf nahm er seinen Abschied, und versprach, sie auf den Abend wieder heimzusuchen. Als er drunten in der Küche die Schneider Holzerinn sah, gieng er zu ihr hinein, und bath sie, sich doch ja recht sorgfältig seiner Rosine anzunehmen. Womit hat sie sich denn bisher durchgebracht? fragte er; Hat sie sich doch so viel verdienen können, daß sie Kost und Miethgeld bezahlen konnte? — Ehrlich hat sie mich bezahlt, das muß ich ihr nachsagen, versetzte die Schneiderinn; Aber oft giengs eben knapp genug her, und seit etlich Wochen her hat sie sich gar nichts mehr verdienen können. — Ist sie Ihr was schuldig? fragte Gottfried. — Neunzehn Groschen, war die Antwort. — O, die will ich gleich bezahlen, sagte Gottfried, und legte ihr das Geld auf den Heerd hin; Und nun bitt ich sie um alles willen, laß sie ihr doch nichts abgehen! Ich bezahl alles bey
Heller

Heller und Pfenning. Ich will schon recht arbeiten und mit Geld verdienen. — Die Schneiderinn war nun aus der Maassen freundlich, strich das Geld ein, und versprach ihm, für Rosinen wie für ihr eignes Kind zu sorgen.

Gottfried gieng nun noch zu ein paar Anverwandten, und dann wieder heim. Er packte noch vor dem Essen seinen Wandersbündel aus, und zeigte seinem Vater und seiner Mutter sein neues Kleid. Der letztern gefiel das besonders wohl; Denn es war ein schönes Kleid, und auf Kleider hielt die Meisier Waltherrinn alles. Sie versprach auch, ihm dazu noch eine scharlachene Weste machen zu lassen, und ihn mit lauter neuem Weißzeug zu versorgen. Auch gab sie ihm ein paar Gulden Geld, weil er, wie sie sagte, das wohl werde brauchen können, um sich als ein honorabler Mensch aufzuführen. Durch diese und andre Gefälligkeiten, deren sie ihm hunderte ersporeß, nahm sie ihn so ganz ein, daß er sie für die beste Frau hielt, und in wenig Tagen das uneingeschränkste Zutrauen zu ihr trug. Nur wegen Rosinen hatte er noch nicht das Herz mit ihr zu sprechen. Er dachte immer, daß sie einmal selbst davon anfangen würde; Aber sie ließ sich nicht das geringste verlauten, ob sie gleich nothwendig wissen oder merken mußte, daß er alle Abende zu ihr hingehe. Er hätte gern mit seinem Vater drüber gesprochen; Aber er konnte auch nicht fünf Minuten allein mit ihm reden. Immer war die Mutter da, und schien mit aller Mühe zu verhindern zu suchen, daß sie nicht allein zusammen wären.



wären. Doch beredete er sich, weil seine Mutter gar nichts sage, daß sie auch nichts dagegen habe.

Kosine schien in den ersten paar Tagen nach der Ankunft ihres Gottfrieds wieder neu aufzuleben. Sie bekam wieder etwas Farbe, ihre Augen bekamen mehr Glanz, sie ward munterer in ihrem Betragen. Nächstens hoffte sie, wieder ausgehen zu können, und versprach sich überhaupt von denen, nun anbrechenden warmen Frühlingstagen alles Gute und gewisse baldige Genesung. Gottfried war darüber außer sich vor Freuden, gieng täglich mit Eingen an seine Arbeit, und verrichtete diese mit der größten Emsigkeit, um sich nur recht viel verdienen, und davon seiner Kosine etwas mittheilen zu können.

Zweytes Kapitel.

Nachricht von dem jungen Herrn Roth, bey dem Gottfried in Erlang geschmauße hat.

Am nächsten Sonntag gieng Gottfried in die Kirche, und sah da den Pfarrer Roth, des Stadtschreibers Sohn, bey dem er in Erlang gewesen war, auf die Kanzel treten. Er hatte eine grosse Narbe im Gesicht, vermuthlich von der Schlacht in Erlang her, welcher Walthar mit bengewohnt hatte. Uebrigens gab er sich ein sehr frommes, heiliges Ansehen, trug eine grosse dicke Wolkenperücke, und hieng den Kopf immer auf die rech-

te Seite. Diese Verwandlung kam Gottfriedem sehr schnell und sonderbar vor; Aber noch weit wunderlicher war er, als Herr Roth zu reden anfieng. Die grobe, rauhe Stimme, die er in Erlang gehabt hatte, war jetzt ganz zart und lächelnd. Er redete langsam, weinerlich, und verdrehte dabey die Augen wie weyland die Pharisäer. Er seufzte sehr über die verderbte Welt und die verlohrnen Weltkinder, die ins Essen, Trinken und Wohlleben alles setzten, und sprach viel von Selbstverläugnung. Gottfried konnte sich ohnmächtig überreden, daß ihm alles, was er sagte, Ernst sey, und gieng ohne Erbauung wieder aus der Kirche. Auf dem Kirchhof draussen traf er den Pfarrer an, und gieng, als ein alter Bekannter, mit einer freundlichen Verbeugung auf ihn zu. Roth aber that ganz fremd und unbekannt. Das ist ja, meyn ich, der junge Walther? sagte er, mit langsamer, lächelnder Stimme, und gieng seines Wegs wieder weiter. Gottfried traute seinen Ohren kaum, und blieb lange wie versteinert stehen. Der geistliche Stolz des jungen Herrn kränkte ihn tief im Herzen.

Wenn Mittagessen erzählte er diese kränkende, verächtliche Begegnung seinen Eltern, und brauchte dabey nicht die ehrverbiestigsten Ausdrücke. Seine Mutter schlug dabey die Hände in einander und seufzte. Gottfried! sagte sie, red doch nicht so gotteslästerlich von dem lieben frommen Herrn! Er hat erst diesen Morgen wieder eine so erquickliche Predigt gehalten. Mein Herz wurde recht

Geschichte Gottfried Walthers. R ge:



gestärkt dabey, und Du sprichst da so schlecht von ihm. Wenn ers wüßte, er käme nie mehr auf einen Abendbesuch zu mir, um mich zu erbauen. Der Vater gab ihr Recht, und sagte, er sey freylich nicht der alte Herr; Aber er könnte werden. Gottfried schwieg also, wiewohl ungern still, und dachte, was er mochte.

Drittes Kapitel.

Bericht von einem Banket in Erlenburg.

Den Mittag drauf gieng Gottfried, weil das Wetter schön und heiter war, das erstemal mit seiner Rosine spazieren. Sie war so abgezehrt, sah so blaß und eingefallen aus, und schlich so langsam daher, daß die Leute auf der Gasse stehen blieben und einander fragten: Ist das Braumens Rosine? Sie sieht ja wie eine Leiche aus; Die wirds wohl nicht lang mehr treiben, und dergl. Gottfried gieng mit ihr vor's Thor hinaus. Sie mußte sich aber oft vor Müdigkeit niedersetzen. Als sie an den Gottesacker kamen, sieng Rosine an zu weinen. Sieht Er? sagte sie, dort liegt meine seelige Mutter. Ich hab eine Rosenstaude auf das Grab gesetzt. Sie hat vergangnen Sommer schon eine Rose getragen. Wollen wir nicht zu dem Grab hin gehen? Die Gottesackerthüre ist offen. Gottfried gieng mit ihr ans Grab. Rosine zog ihr Schnupftuch heraus, und weinte heftig. Gottfried brach das Herz nun auch auf einmal. O du gute Mutter! rief er aus, und schlug



schlug die Hände in einander. Warum hab ich dich doch nicht mehr angetroffen? Ach, wenn du jetzt wieder kämest . . . ! Rosine, wir wollen sie in unserm ganzen Leben nie vergessen! Ach, sie hat so viel an mir gethan! Sie war so eine gute fromme Frau! Ach verzeih mir Mutter, wenn ich dir in meinem Leben was zu leid gethan habe! War sie mir noch gut, Rosine, als sie starb? — O, sie hat Ihm tausend Glück gewünscht, sagte Rosine; Noch in ihren letzten Augenblicken; Hat mir noch die Hand gedrückt, als sie nicht mehr reden konnte. Ach, daß sie so bald starb! Aber sie ist nun bey'm lieben Gott; Ihr ist jetzt wohl. Wenn wir nur auch zu ihr kommen . . . !

So redeten Gottfried und Rosine noch eine Zeitlang mit einander auf dem Gottesacker, giengen dann um's Städtchen herum, und kehrten endlich langsam und wehmüthig wieder der Heimath zu.

Gottfried mußte bald darauf heim zu seinen Eltern gehen, weil seine Mutter ihm gesagt hatte, auf den Abend müßt er mit ihnen auf ein Glas Wein zum Adler. Er war anfangs besorgt, seine Mutter möchte schon gehört haben, daß er heut mit Rosinen spazieren gegangen sey, und ihm drüber Vorwürfe machen; Aber sie ließ sich nicht das geringste verlauten, fragte ihn auch nicht, wo er gewesen sey, ob er gleich später kam, als er bestellt war. Als er kam, war seine Mutter schon im höchsten Staat; Er hingegen hatte nur sein al-



tes Kleid an. Sie sagte ihm aber, er soll sein neues Kleid anziehen, weil im Adler eine gar ansehnliche Gesellschaft seyn werde. Auch kam in dem Augenblick der Schneider mit der scharlachenen Weste, die sie ihm hatte machen lassen. Zugleich machte sie ihm noch mit einem schönen spanischen Rohr, mit einem silbernen Knopf, das sie noch von ihrem verstorbenen Mann hatte, ein Geschenk. So gepuht gieng er nun mit seinen Eltern nach dem Adler. Untermwegs rief seine Mutter bey ihrer Schwester, die an einen Tuchmacher verheyrathet war, an, um sie und ihren Mann und ihre Tochter, von welcher sie ihm schon ein paarmal beklaufig gesagt hatte, abzuholen. Diese waren auch schon angekleidet, und giengen gleich mit ihnen.

Als sie in den Adler kamen, waren schon eine Menge Bürgerleute mit ihren Frauen, Töchtern und Edhnen da; Denn sie hatten ein Leggeld mit einander zu verzehren. Gottfried erstaunte aber den Kleiderstaat, in dem die meisten erschienen; Alles hatte man in den drittheil Jahr, die er auf der Wanderschaft gewesen war, höher getrieben. Nur noch einige wenige ältsche Personen waren bey der alten, einfachen Tracht geblieben; Man schien sie aber auch deswegen weniger zu achten, ja beynah gering zu schätzen.

Er sah nun auch die Tuchmachers Tochter, mit der er hergekommen war, und die er in der Dämmerung nicht recht hatte betrachten können, genauer an, und fand an ihr ein sehr schönes, artig



tiges, junges und dabey sehr lebhaftes und mun-
tres Mädchen. Die Bürgerleute bewillkommen
nun Gottfried nach der Reihe und wünschten ihm
zu seiner Ankunft Glück. Man wartete noch auf
die Ankunft des Stadtschreibers, der heut die Ge-
sellschaft durch seine Gegenwart zu zieren verspro-
chen hatte. Endlich kam er, und nachdem ihm
jeder seinen tiefen Knix und Scharrfuß gemacht
hatte, setzte man sich zu Tische. Gottfried muß-
te sich, auf Anordnung seiner Mutter, neben An-
nen — so hieß des Tuchmachers Tochter — ses-
sen. Man aß nun, trank Gesundheiten, und
war guter Dinge. Nach dem Essen kam eine
Bande Musikanten, und hielt an, ob sie nicht
auffspielen dürfen? Es hieß, sie müssen sich an
den Herrn Stadtschreiber wenden. Anfangs mach-
te dieser viele Schwierigkeiten; Weil er aber selbst
gern tanzte und ein lustiger Bruder war, so gab
er endlich dem Zudringen der Weiber und Mäd-
chen, die sich alle um ihn herstellten, nach, und
erlaubte, daß die Musikanten spielen dürften, ja
auch selber gleich die Bürgermeisterin zum Tanz
auf, und erregte dadurch die Eifersucht aller übr-
igen Weiber, besonders der Meister Baltherinn,
die ein besondres Vorrecht auf seine Gunst zu ha-
ben glaubte. Doch, nach einer Viertelstunde
kam nun dieses Glück auch an sie, und sie gieng
an der Hand des Stadtschreibers mit vielem Ge-
spränge auf den Tanzboden. Jetzt war Gottfried
endlich einmal mit seinem Vater allein, und konn-
te hoffen, es auf eine kleine Viertelstunde lang zu
bleiben; Denn in Erlenburg hatte sich das alte



Herkommen, Viertelstundenlange Knette zu tanzen, noch in seinem ganzen Ansehn erhalten. Weil ihm der Wein ein wenig zu Kopf gestiegen war, so sieng er sogleich an, mit seinem Vater von Rosinen zu reden. Er fragte ihn gerad heraus: Ob er nun bald sein Meisterstück machen, und Rosinen heyrathen dürfe? Sein Vater, der auch schon ein paar Gläschen zu viel getrunken hatte, sagte ihm, wenns auf ihn ankäme, so könnt er Morgen gleich sein Meisterstück anfangen, und sich nächsten Sonntag in der Kirche ausbieten lassen; Denn er habe gar nichts gegen Rosinen; Bloß um des Hausfriedens willen und aus Furcht vor seiner Frau hab er es geschehen lassen, daß sie aus dem Hause sen geschickt worden. Aber, setzte er mit leiserer und wehmüthiger Stimme hinzu; Lieber Gottfried, ich bin nicht mehr Herr im Hause; Deine Mutter hat mich obllig unter sich gebracht; und sie kann Rosinen durchaus nicht leiden; Wenn du mir mein bißchen Leben nicht versauern willst, so bitt ich dich, gieb nach! Laß den Gedanken an Rosinen fahren! Sonst hab ich in meinem Leben keine ruhige Stunde mehr. — Wie, Vater? rief Gottfried hastig; Ihr verlangt, ich soll meydig werden? Habt Ihr nicht selbst in unsre Heyrath gewilligt? O, wenn die selige Mutter wieder käme, und das hörte . . . ? Der gute Meister Walthers sieng hier an zu welen. Gottfried, sagte er, warum machst du mir das Herz so weich? Ach, ich kann ja nicht, wie ich will. Bedenk nur selber . . . ! Wst! machte Gottfried; Die Mutter kommt. Nun schwie-



schwiegen sie, und Gottfried saß traurig da, bis ihm seine Mutter zuredete, brav Wein zu trinken, und ihn dann auch aufmunterte, Annen zum Tanz aufzuziehen.

Da der Wein den Leuten nach und nach zu Kopf stieg, da merkte Gottfried zu seinem Erstaunen, wie weit die Verderbnis bey seinen Landsleuten, und besonders bey dem jungen Manns- und Weibsvolk schon um sich gegriffen habe. Es waren etliche Bürgersöhne da, die theils im letzten Krieg gedient hatten, theils noch im Dienst und jetzt auf Urlaub waren. Diese erlaubten sich alle mögliche Zoten, Unanständigkeiten und Frechheiten, und waren im höchsten Grad verwildert und verdorben. Was ihn aber noch mehr befremdete und schmerzte, war, daß die Mädchen an diesen Unanständigkeiten fast durchgängig Wohlgefallen fanden. Ihre Kleidung, ihre Gebehrden, ihr Tanz und ihre Reden waren gleich frech und unanständig. Sie lachten nicht nur zu den licherlichsten Zoten und Zweydeutigkeiten, sondern brachten deren selbst in Menge vor. Manche Weiber ließen sich ohne Scheu in Gegenwart ihrer Männer von andern küssen; Die Soldaten sangen schändliche Lieder, und die Mädchen, auch zum Theil die Weiber, sangen mit. Anne kam ihm noch am fursawusten vor.



Viertes Kapitel.

Einsfältige Gedanken eines alten ehrlichen Mannes über das neue Wesen in Erlenburg.

Indem Gottfried so da stand, und sich innerlich über das Verderben seiner Erlenburger bestrübte, da sah er hinten in einer Ecke des Tanzsaals den Meister Braun, einen Bruder von dem Vater seiner Rosine, sitzen, und gieng zu ihm hin. Guten Abend, Vetter Braun! sagte er zu ihm, warum so einsam? — Ey, zum Henker! sagte dieser; Man sollte lieber in eine Einsiedelei ziehen, als sich da hinsetzen. Habt Ihr wohl gelebt, Vetter Gottfried? Wie gefällt Euch denn in unserm Nest? — — Ziemlich wohl, versetzte Gottfried. — Ey verzeih Euch das Gott! sagte Meister Braun hastig; Oder seyd Ihr auch schon angefressen? Ich möchte mich zu todt ärgern über das Lumpenpack! Das ist ja ein Leben wie zu Sodom und Gomorrha! Hat man das in unserm Städtchen je erlebt? Alles ist in Grund des Bodens 'nein verdorben. Die Weiber schwänzen herum, als ob's Gräfinnen wären. Ich glaube, keine kann mehr eine Wassersuppe kochen oder essen. Alles badet sich in dem Kaffee. Das ist nichts als Männerschweiß. Was ein armer Teufel die ganze Woche durch verdient, das jagt sein Weib in einer halben Woche die Kehle hinunter. Dem Kind in der Wiege gießt man statt der Muttermilch Kaffee ein. Dann soll

der



der Mann noch Kleider anschaffen, damit das Weib ihren Madensack damit zudecken kann. Die Mädels fangen an, zu huren und zu buhen, eh sie noch bey Gottes Tisch gewesen sind. Jeder junge Rohlasse raucht Taback, und schleicht den Mädels nach, und die halten still, wie die Spazieren. Da steht nur die Kerls dort, mit den Fesverbüschchen auf den Hüften! Die verderben vollends alles. Sie meynen, weil sie unsero Fürsten Kittel auf dem Leib tragen, seyen sie zu allem Unfug privilegiert. Das wird eine schöne Zucht werden, wenns so fort geht.

Denkt an mich, Vetter! Ich bin ein alter Kerl, und werds, so Gott will, nicht mehr erleben; Aber Ihr erlebts gewiß: Es wird eine Zeit kommen, da's in unserm Erlenburg nicht besser seyn wird, als zu Sodom und Gomorrha. Gottesfurcht und Christenthum wird ein Ding seyn, das man zu den alten Weibermährchen zählt. Treu und Glauben wird verlohren gehen. Buhen werden über ihre Väter spotten, und Mädels über ihre Mütter. Auf der öffentlichen Gasse wird man huren, und die Eltern zusehen lassen. Neue Fündlingshäuser wird man bauen müssen, und die Bürgerschaft wird im Hospital beisammen wohnen. Die Kirche wird man zuschließen, und dafür Wirths- und Hurenhäuser anlegen. Ein Groschen wird so viel gelten, als ein Thaler; Aber Groschen werden rarer seyn, als jetzt Dukaten. Ich mag nicht dran denken, Vetter; Aber Ihr werds erleben, wenn nicht Feuer vom Himmel fällt



und das Nest verzehrt. Ach, unser lieber seeliger Herr Pfarrer hat das Ding wohl eingesehen. Er hats oft vorausgesagt, und sich mannhaft vor den Riß hinstellen wollen. Er hats in seiner letzten Predigt noch gesagt: Das Kaffeetrinken, sagt' er, und der andre Unfug wird Euch theuer genug zu stehen kommen, und Euch noch in Sünd und Schand und tausend Elend stürzen. Ja, er hats wohl Recht! Wenn er nur jetzt käme, und den Greuel alle mit ansähe! Aber was hats genützt? Man ließ ihn reden, hatte Ohren, und nahm's nicht zu Herzen. Ach, das Herz mdcht einem brechen, wenn man dran denkt! Besser, laßt Euch nur nicht an's mit in den Strudel hinein ziehen! Euer Vater ist schon auch nicht lauscher mehr. —

Dem ehrlichen Manne stunden, als er so ersetzte, Thränen in den Augen. — Aber, sagte Gottfried, kann denn unser Pfarrer nichts mehr hintertreiben? — Was? rief Braun; Wie soll man Den hören? Ich mag gar nicht davon reden. Aber unser jetziger Pfarrer — Gott verzeh' ihm's! — macht noch übel ärger. Man weiß, wie er ehemals gelebt hat, hier und in der Fremde draussen; Und nun geht er herum und hängt den Kopf, als ob das die Sache schon ausmache, und setzt nie einen Fuß auf die Kanzel, daß er nicht vom Vater unser an bis zum Amen in Einem Athem fort schimpft und lärm't. Da wird man denn das Ding gewohnt, und macht sich weniger draus als nichts. Man nennt ihn eben jetzt den Polsterer, und lacht ihn aus. Vor dem

dem alten Herrn hatte man doch noch Respekt; Aber davon weiß man jetzt nichts mehr. Und dann ist der jehige noch dazu mit ein paar Weibern in Bekanntschaft, die ihn vollends um allen Respekt bringt. — Gnug, Vetter! Ich sage Euch, mit unserm Erlenburg ist's aus; Und wenns Euch noch um Euer Glück und Heil zu thun ist, so folgt meiner Warnung und macht das Sündenleben nicht auch mit! Ich bitte Euch als ein guter Freund.

Es kam jemand dazu, und Braun schwieg. Gottfried setzte sich in einen Winkel, und war traurig, theils über Meister Brauns nur allzu wahre und gerechte Klagen, theils und noch mehr über das, was ihm sein Vater wegen Rosinens gesagt hatte. Also sollt ich meine Rosine wieder aufgeben? dachte er. Und warum? Weil meine Mutter sie nicht leiden kann, und mein Vater sich von ihr hat einnehmen lassen? Und da sollt ich nun meinentig werden? Nein! Bey Gott, das kann ich nicht. Sie ist ein gutes, braves, frommes Mädchen. Kein Mensch kann ihr etwas nachsagen. Ich hab ihr die Ehe vor Gott versprochen, und mein Vater war dabei, und meine Mutter, und Rosinens Vater; Und sie waren's allerseits zufrieden. Es würd ihr das Leben kosten, wenn ich endbrüchig würd; Und ich könnt nicht mehr froh zum Himmel aufsehn. Nein, ich kann und darfs und wills nicht thun! Lieber will ich Hunger leiden, als ein schlechter Kerl werden! Lieber mögen meine Eltern mich entzweien und verstossen!



So dachte Gottfried, und gieng in die Stube, um stillschweigend seiner Rosine Gesundheit zu trinken. Er that's, und befestigte sich so noch mehr in seinem gefaßten Entschlusse. Seine Mutter kam nun auch herein, und war vom Wein ziemlich lustig und erhibt. Wie, Gottfried! sagte sie, und nahm ein Glas; Warum so traurig? Lustig! Heute muß man lustig seyn! Komm, stoß an! Es lebe deine Braut! — Gottfried wachte wie aus einem Traum auf, und griff nach seinem Glase. Ja, es lebe Rosine! sagte er. Rosine? versetzte seine Mutter, und lachte laut und unbändig. Warum nicht gar Rosine? Die wird dir doch nicht mehr im Kopf stecken? Ich hab etwas ganz andres für dich ausgesucht. Anna heißt sie; Und nun stieß sie an sein Glas an, daß der Wein oben herausprügte. — Gottfried stand wie versieinert da. Mutter! sagte er wehmüthig. — Ey, versetzte sie; Ich mag heut nicht zanken. Du wirst dich schon noch besinnen. Und nun sprang sie weg, und zog einen jungen Bürgersohn zum Tanz auf. Wie Gottfriedens auf diese Unterredung zu Muth gewesen seyn mag, kann sich der geneigte Leser selbst vorstellen. Es schmeckte ihm kein Essen und kein Trinken mehr. Er wich seiner Mutter aus, um nicht noch einmal mit ihr in ein Gespräch, wie das vorige gewesen war, zu kommen; Auch kamen ihm jetzt Annens freundliche Blicke und Gespräche sehr bedenklich und verdächtig vor. Wie froh ward er, als sein Vater endlich schläfrig wurde, und ihm sagte, sie wollten heimgehen! Er fürchtete im-

mer noch, seine Mutter, die vom Wein nun ganz benebelt war, möchte unterwegs noch einmal auf Rosinen zu sprechen kommen. Sie sagte aber nichts von ihr, und brachte allerley närrisches, zum Theil sehr unanständiges Zeug vor. Er wünschte seinen Eltern sogleich eine gute Nacht, und legte sich zu Bette.

Er war so mild und schläfrig, daß er, seiner Unruhe ungeachtet, auf der Stelle einschlief. Allein desto trauriger und niedergeschlagener war er des Morgens drauf, nach dem Erwachen. Da fiel ihm das, was gestern vorgefallen war, wie ein Stein aufs Herz. Er sah Berge von tausend Schwierigkeiten vor sich, die er den Abend vorher nicht bemerkt hatte. Endlich wendete er sich im Gebeth an Gott, empfahl Ihm seine Sache und bath Ihn, sich doch seiner und der unschuldigen Rosine anzunehmen und das Herz seiner Eltern auf andre Gedanken zu lenken. So ward ihm endlich nach und nach wieder leichter ums Herz, und er gieng in Gottes Namen an seine Arbeit. Sein Vater und seine Mutter thaten, als er ihnen einen guten Morgen wünschte, und auch nachher beim Essen ganz freundlich gegen ihn, und sprachen von lauter gleichgültigen Dingen.



Fünftes Kapitel.

Worinn etwas vom Scharfrichter und vom Doktor vorkommt.

Am Mittag drauf gieng Gottfried, theils weiß sogenannter blauer Montag war, theils weil er einen schweren Kopf hatte, und sich zur Arbeit gar nicht aufgelegt fand, frühzeitig zu seiner Rosine. Seine Mutter sagte ihm beym Weggehen, er soll auf den Abend bey Zeiten wieder heimkommen, weil sie einen Gast beym Abendessen haben werde. Das letztere jagte ihm allerley Grillen in den Kopf. Er grübelte hin und her, wer der Gast wohl seyn möge, und glaubte endlich, es könne niemand anders seyn als die Anna Meyerin, des Luchmachers Tochter, und seine Mutter woll ihm neue Schlingen legen. Er gieng also voller Unruhe und Besorgnis zu Rosinen. Diese sah jetzt frischer und munterer aus, als er sie noch nie gesehen hatte, und antwortete ihm, als er fragte, wie ihr der gestrige Spaziergang zugefallen habe? es hab ihr ausnehmend gut getaugt; Die frische Luft habe sie munter und stark gemacht, und sie hoffe, wenn sie öfters so ins Freye komme, bald wieder ganz gesund zu seyn. Gottfried freute sich über diese gute Nachricht; Aber ganz konnte er doch den Kummer, der sein Herz drückte, nicht verbannen, und ihn auch nicht völlig verbergen. Rosine, die ihren Gottfried genau kannte, und es ihm sogleich ansah, wenn ihm etwas im Kopf herum gieng, merkte dieß auch bald



bald, und fragte ihn mit sorgfamer Bekümmerniß, was ihm fehle? — Nichts, antwortete er; Gar nichts; Der Kopf ist mir nur noch von dem gestrigen Essen und Trinken etwas dumm. Rosine merkte, daß dieß nur eine Ausflucht und ein leeres Vorgeben sey, und drang noch mehr in ihn, ihr zu sagen, was ihm fehle? Je mehr er längnete, und versicherte, daß er ganz vergnügt und ruhig sey, desto argwöhnischer und bekümmelter wurde sie. Endlich sagte sie, mit bewegter und gebrochener Stimme: Jetzt hab ichs errathen. Nicht wahr, Seine Mutter und Sein Vater haben gestern mit Ihm von mir geredet, und Ihm von mir abgerathen? Sag Er's nur! Ich seh Ihms an, daß ichs getroffen habe. Nicht wahr, lieber Gottsfried? Er wurde gerührt; Sein Gesicht ward roth; In sein Auge schossen Thränen; Er nahm sie bey der Hand; Ja, Rosine, sagte er, Sie hats errathen. Aber, o ich bitte Sie; Sey Sie beswegen unbekümmert! Ich will Ihr alles sagen. — Nun erzählte er ihr aufrichtig, was sein Vater und seine Mutter mit ihm von ihr gesprochen hatten. — Rosinen stunden dabey die Thränen in den Augen; Sie fiel ihm, als er ausgebetet hatte, um den Hals. Ach Gottsfried! sagte sie; Ich sehe wohl! Ich soll ihn nicht haben. Nun, wie der liebe Gott will! Ich will mich in alles schicken. — Rosine! rief Gottsfried; Was fällt Ihr auf Einmal ein? Das sind Grillen. Sie ist mein, und bleibt mein! — Grillen, meynt Er, lieber Gottsfried? Nein. Gott weiß, es ist mir Ernst, vollkommen Ernst. Ich muß



muß, ach, ich muß Ihn aufgeben. Es giebt ja doch nichts als Zank und Streit in Seinem Hause, und Sein guter Vater leidet drunter, und Er auch. Er hätte Sein Lebelang keine ruhige Stunde mehr. Es ist besser, ich allein leide drunter; Ich bin ja das Leiden schon gewohnt. Hier, lieber Gottfried, hat Er Seinen Ring wieder, und Sein Wort auch. Gott laß es Ihm recht wohl gehen! Ich will sterben. Es wird doch nicht lang mehr dauern. Hier, nehm er den Ring! — Gottfried stieß ihre Hand mit dem Ring zurück. Er wurde heftig, weinte, und fieng an sie zu beschuldigen, sie lieb ihn nicht mehr; Es sey ihr damit selbst angeholten, und dergl. Rosine hatte Mühe, ihn zu überreden, daß sie ihn noch so sehr liebe, als jemals. Er wollte lang ihren Versicherungen nicht glauben. So entstand der zärtlichste Wettstreit unter ihnen beyden, bis Rosine Gottfriedem endlich versprach, sie wolle sein seyn, es mdge gehen, wie es wolle. — Wenn Sie nur bald vollends ganz gesund wird! sagte Gottfried hinzu. — Wir wollens hoffen, sagte Rosine. Der einzige Spaziergang gestern ist mir besser bekommen, als alle die Mirturgläser, die ich bisher hab ausleeren müssen. Auf die bin ich fast allemal kränker geworden, als ich vorher war. — Ich hab Ihr auch immer schon gesagt, fiel Gottfried ein, sie soll von dem Scharfrichter nichts mehr nehmen, und den Doktor fragen; Er ist ja oft hier, und ein gar guter und geschickter Herr; Ich wills ja recht herzlich gern bezahlen. — Ach Gottfried, Er thut gar zu
viel



oßel an mir, versetzte Rosine; Ich kanns Ihm in meinem Leben nicht vergelten. — Sieh, da geht der Doktor! rief Gottsfried drauf, als er am Fenster stand, und sprang hastig aus der Stube, und die Treppen hinunter, und kam gleich darauf wieder mit dem Doktor von Altenstetten aufs Zimmer. Dieser Doktor war ein freundlicher, leutseliger Mann, und die Rechtschaffenheit selber. Er fragte Rosinen aus und lockte ihr so durch allerlei Fragen die ganze Geschichte von ihrer Krankheit ab. Drauf ließ er sich ein Arzueuglas von dem Scharfrichter zeigen, besah es, schüttelte die Mixtur durcheinander, und nahm einige Tropfen davon auf die Zunge. Drauf schüttelte er den Kopf, sah mit einem mitleidigen Blick zum Himmel und dann wieder auf Rosinen. Herr Gott! sagte er; Und das hat Sie bisher eingenommen? Dank Sieß Gott, und der guten Natur, die Er Ihr gegeben hat, daß Sie nicht schon lang im Grab liegt! Das ist ja Arzeneey für Pferde, und nicht für Menschen. Ich möchte wahrlich meinem Schimmel nicht eingiessen. Ihr guten Leute! fuhr er mit einem edeln Eifer fort; Wie mögt Ihr Euch doch so schändlich erst ums Geld und dann ums Leben bringen lassen? Wie könnt Ihr so thöricht und einfältig seyn, Eure Gesundheit, das Einzige und Beste, was Ihr gewöhnlich auf der Welt habt, einem Mann anzuvertrauen, der meinetwegen ein guter Scharfrichter seyn mag, aber vom menschlichen Körper so wenig versteht, als ich vom Kopfabhauen? Man möchte Blut

Geschichte Gottsfried Walthers. S. weis



weinen, wenn man sieht, daß Ihr selbst so Eure ärgsten Feinde seyd. Hätte man mich vor einem Vierteljahr zu Rath gezogen, ich hätte Sie mit Gottes Hülfe in vierzehn Tagen wieder hergestellt. Erst der Pferdetrank hat Ihre gute Natur so geschwächt, daß sie nun wie ein Gerippe aussieht. Da erspart Ihr, wie Ihr meynt, einige Kreuzer, und legt Euch dafür Vierteljahre lang aufs Bett hin, versäumt Eure Arbeit, und tragt am Ende die Auszehrung davon. Da ist wahrlich viel gewonnen! Da, guter Freund, trag Er das Glas auf den Abtritt, damit sich kein armes Thier die Schwindsucht dran trinkt. Und bring Er Dinte, Feder und Papier mit; So will ich Ihr etwas verschreiben, das Sie wieder stärkt. Wenn Sies ordentlich einnimmt, und sich nach meiner Vorschrift dabey richtet, so wird Sie mit Gottes Hülfe bald gesund seyn und nicht mehr so leiden dürfen.

Der rechtschaffne Arzt verschrieb nun, als Gottfried Schreibzeug brachte, Rosinen ein Rezept von wenigen einfachen Mitteln, die in der Apotheke zusammen nicht mehr als acht Groschen kosteten, und schrieb ihr dabey einige Lebens- und Verhaltungsregeln vor. Da er wegglang, fragte Gottfried nach seiner Schuld. Seyd mir davon stille! sagte der Doktor; Ich verlange keinen Heller; Ihr möchtet sonst glauben, ich habe nur aus Eigennutz gegen den Scharfrichter gesprochen. Es ist mir wahrlich! mehr um das Leben eines Menschen

sehen, als um elende acht Groschen zu thun; Das dürst Ihr mir als einem ehrlichen Mann glauben. Wenn ichs nöthig hätte, würd ich etwas fordern. Wenn Sie nur recht bald gesund wird, dann wird mir der liebe Gott meinen Lohn schon geben. Adieu! In drey Tagen komm ich wieder und seh, wie es mit Ihr steht. Mit diesen Worten eilte der rechtschaffne Mann die Treppe hinunter, und ließ dem erstaunten und gerührten Paar nicht einmal Zeit, ihm seinen Dank abzustatten. Gottfried, der ihm nachgeeilt war, stand noch unter der Hausthüre, und sah ihm mit einem Auge voll Thränen und Dank nach. Drauf eilte er wieder auf Rosinens Stube. Sie saß auf ihrem Bette; Ihr Auge stand voll Wasser. Gottfried! rief sie, und streckte die Arme nach ihm aus; O, das ist ein Mann! — Ein Engel ist's! rief Gottfried, den der liebe Gott uns zugesandt hat! O Rosine! Daß wir doch nicht eher zu ihm unsre Zuflucht nahmen! Nun geb Sie mir das Rezept her! Ich will eilends in die Apotheke und die Arzney dort holen. — Er nahm das Rezept, und flog damit in die Apotheke. Rosine saß indeß auf ihrem Bette, weinte Thränen des Danks, hub ihre Hände in die Höhe, und bath Gott, den Doktor und die Seinigen für seine Liebe zu segnen! Nach einer kleinen Viertelstunde kam Gottfried wieder mit einem Arzneygläschen, ließ fünfzig Tropfen in einen Löffel laufen, gab sie seiner Rosine ein, und sagte: Gott segn' es Ihr! Rosine sagte auch bald darauf, sie spüre, daß ihr

S 2

schon



schon etwas besser sey. — Nun mußte Gottfried heim; Denn es war schon eine gute halbe Stunde über die, ihm von seiner Mutter bestimmte Zeit verflossen.

Sechstes Kapitel.

Wie der Pfarrer Noth zum Abendessen kommt,
und sich zum Kuppler brauchen
läßt.

Als Gottfried heim kam, saß der Pfarrer Noth bey seinem Vater und seiner Mutter, und der ganze Tisch war mit Wein, Kuchen, und anderm Backwerk überladen. Kommst Du einmal? sagte die Mutter. Ich warte schon über eine halbe Stunde. Sey dich her, und isß und trink! Der Pfarrer that jetzt freundlicher und bekannter, als lehtthin auf dem Kirchhof, und ließ sich Essen und Trinken treflich wohl schmecken. Er fragte ihn, wo er unterdessen herum gereist sey? sprach auch von Erlang, aber kein Wort von dem damaligen wilden Leben.

Nach einer kleinen Stunde ward der Tisch zum Abendessen gedeckt, und die Frau Pfarrerin, die indessen noch auf einem andern Besuch gewesen war, kam auch mit ihrer Magd und einem kleinen Kind. Die Pfarrerin war eines Superintendenten Tochter aus der Residenz, ein häßliches Geschöpf, das wenigstens schon zehn Jahre vor ihrem Mann voraus hatte. Sie war ein schnippisches,

sches, geziertes, affektirtes Ding, und hatte völli-
g den Ton, den die vornehmen Leute am Hof
haben, angenommen. Auf den alten Walther
und seine Frau und Gottfriedens sah sie sehr von der
Höhe herab, und sprach immer nur durch
"man" — Man ist, man hat, u. s. w. Sie
erzählte auch beständig, wie es in der Residenz
aussehe, und verachtete Erlenburg und alle Leute
drinn auf die beleidigendste Art. Ihr Mann ließ
sie reden, schien sich überhaupt wenig aus ihr zu
machen, und hielt sich desto mehr an sein Weins-
glas. Die Magd mußte sich mit dem kleinen
Kind auf der Schooß auch mit an den Tisch her-
setzen, und schien, bey dem Pfarrer mehr zu gel-
ten als seine Frau. Auch kam, während dem
Essen, noch ein andres Kind, ein Mädchen von
sieben Jahren, das die Pfarrerrinn für ihre Waase
ausgab. In ganz Erlenburg aber sagte man ganz
ungescheut, das Kind gehe sie noch ein wenig nä-
her an, und eben dieses Umstands wegen habe der
Pfarrer Roth, der sonst wohl an keine Superin-
tendententochter hätte denken dürfen, sie zur Frau
bekommen. Das Kind nahm sich auch so viele
Freinheiten heraus, als es wohl als eine bloße
Waase kaum hätte thun dürfen.

Der scheinheilige Pfarrer ward indeß beym Es-
sen immer aufgeräumter, und vergaß sich oft so
sehr, daß Gottfried nicht selten nur zu deutlich
das, was unter dem Mantel der Scheinheiligkeit,
in den er sich eingehüllt hatte, verborgen war,



nehmlich den Wolf in Schaafsfelleidern, entdeckte. Seine Mutter aber merkte, davon nichts, oder wollte wenigstens nichts davon merken, und fieng seine Reden auf, wie die Reden eines Heiligen. Daß er nannte er sie auch wieder zur Erkenntlichkeit eine heilige und fromme Frau, das frommste Schaaf in seiner Heerde, und schalt auf alle die Personen, wider die sie etwas hatte; Und deren waren gewiß nicht wenige. Meister Walthern gefiel das, und er trank alle Augenblicke die Gesundheit des Pfarrers.

Da man endlich gnug gegessen hatte und ein wenig aufstund, um die Verdauung zu befördern, da that der Pfarrer Roth seiner Frau den Vorschlag, ob sie nicht mit den beiden Kindern und der Magd heimgehen wolle? Er habe noch verschiedenes mit Meister Walthern besonders zu reden. Seine Frau verstund sich gern dazu, und gieng. Kaum war sie fort, so setzte man sich wieder, und Roth fieng aufs neue an, so tüchtig zu trinken, daß er kaum mehr recht reden konnte. Die Meister Waltherrinn kam darüber ziemlich in Verlegenheit; Denn sie hatte, wie man aus dem Folgenden gleich sehen wird, noch wichtige Dinge durch ihn auszuführen im Sinne. Daß wir nicht vergessen, Meister Waltherrinn, fieng er endlich stammelnd an, warum wir hier sind, so muß ich Ihn, Gottfried! erslich fragen, ob er noch immer an Rosinen hängt? — Warum sollt ich nicht, Herr Pfarrer? antwortete Gottfried;
Sie

Sie ist ja ein braves, christliches Mädchen, und Was? schrie der Pfarrer, mit seiner ehemaligen Erlanger Bassstimme; Ein christliches Mädchen ist sie? Das ist erlogen, Gottfried! Ein lieberliches Mensch, eine Hure ist sie! Nicht wahr, liebe Frau Waltherinn? Ist sie keine Hure? — Verzeihen Sie, Ihr Wohllehrer würden, versetzte diese feuerroth und mit sichtbarer Verlegenheit; Eine Hure ? Nein, das hab ich nie gesagt; Das kann ich ihr nicht Schuld geben. Aber, Sie wissen ja; Eine grosse Sünderinn ist sie, hat sich selber was zu Leidthun wollen. — Ja, ja! schrie der Pfarrer, mit noch rauherer Bassstimme; Es ist wahr; Eine Selbstmörderinn ist sie; Das hat Sie mir gesagt, Frau Waltherinn! Eine Selbstmörderinn! Und, hör Er, Gottfried! Das ist eine grosse Sünde, ein Selbstmord; Und wer den begeht, der ist ein Kind der Hölle, und kann nun und nimmermehr selig werden. Ein Höllebrand ist Rosine. Hört Er? Eine Selbstmörderinn! — Aber, Herr Pfarrer! sagte Gottfried; Rosine lebt ja noch; Wie kann sie denn eine Selbstmörderinn seyn? — Ja Wart Er ! Das will ich Ihm bald sagen, versetzte Roth, und rieb sich die Stirne, und schob die Perücke bald auf diese bald auf jene Seite. Das ist freylich so ein Casus . . . ! Hab ich doch gehört, sie sey eine Selbstmörderinn. Nicht wahr, Meister Waltherinn? — Ey freylich! versetzte diese. Gottfried, du bist auch ein rechter Flegel, daß du



du Seiner Wohllehrwürden solche Fragen vorlegst. Umgebracht hat sich Rosine freylich nicht; Aber thun hat sie wollen. Schlossers Marie hat sie ja am Wasser draussen angetroffen; Da gieng sie ganz verstört auf und ab, und da haben wir sie drauf aus dem Haus gethan, damit nicht Gottes Strafgericht über uns auch komme. — Oh, nun, das ist genug, rief Pfarrer Roth; Also sich umbringen hat sie wollen; Und wenn einer etwas will, das ist so viel, als hätte er schon gethan. — Nein, Gottfried! Da kann Er sie in meinem Leben nicht heyrathen. Einer solchen Konnt ich meinen priesterlichen Segen niemals geben. Er wär eben so verflucht, wie sie, wenn Er sie heyrathen wollte. Nehm Er nur Meyers Anne! das ist ein andres Mädel. Meiner Seel, ich nähme sie selber, wenn ich nicht schon meine Schwarze hätte. —

So sprach er noch lang in seiner Trunkenheit, die immer zunahm, fort, und setzte das durch die Meister Waltherrinn in die äufferste Verlegenheit. Sie hatte nehmlich den Pfarrer in der Absicht zu sich geberhen, daß er Gottfriedem durch theologische Gründe, wie man's nennt, von Rosinen abzubringen und ihm das Herz zu rühren suchen sollte. Nun aber brachte er nichts als ungeschicktes Zeug vor, und zeigte sich so ganz in seiner Blöße, daß Gottfried nur noch mehr darin bekräftigt werden mußte, auf seinem Vorsatz zu beharren. Zwar brachte sie alles mögliche gegen

gen Kosinen vor, und dichtete ihr allerley schändliche Handlungen an. Gottsfried aber sagte: er könne seinen Eyd und sein Wort nicht brechen, und sein Vater könne das auch nicht. Dieser war unter allen vieren bey weitem in der größten Verlegenheit. Er wollte es mit keinem Theil verderben, und beyden Parthieen Recht geben, und das war doch schlechterdings nicht möglich. Ein paarmal ließ er sich den Wunsch entwischen, seine Frau möchte ihren Groll auf Kosinen fahren lassen! Da bekam er aber ein paar so grimmige Blicke von ihr, daß er zurück fuhr und schwieg. Nur zuweilen nahm er mit einem leisen Seufzer sein Gläschen, und leerte es mit dem stillen Wunsch aus, daß doch bald ein völliger Friede in seinem Haus zu Stande kommen möchte!

Endlich nahm der Pfarrer zu seiner größten Freude sein Glas in die Hand, und brachte die Gesundheit aus: Auf Fried und Einigkeit, und daß wir heute nicht mehr zanken wollen! Die Meister Waltherrinn mußte, obwohl wider ihren Willen, die Gesundheit auch mit trinken. Jetzt, sagte drauf der Pfarrer, wollen wir das Wein trinken beschließen, und noch unser Schlafpfeifen in Ruhe rauchen. Das wars nun eben, was Meister Waltherr lange schon gewünscht hatte. Er brachte hurtig eine lange köllnische Pfeife und guten Dreykönigstabak; Und nun sieng man an zu schmauchen, und die Meister Waltherrinn mußte Kaffee dazu machen.



Das dauerte noch so bis nach Mitternacht; Und nun stand der Pfarrer endlich auf. Er schwankte aber so von einer Seite auf die andre, daß ihn Gottfried bey'm Arm nehmen, und nach Haus führen mußte. Unterwegs machte ihn der Wein noch so vertraulich, daß er Gottfriedem that, er möchte niemanden nichts von Erlang erzählen, und ihm auch gestand, er nehme es ihm nicht übel, daß er nicht von seiner Rosine absteigen wolle; Ja, er versprach ihm sogar, seiner Mutter selber zuzureden, daß sie ihre Einwilligung in seine Heyrath gebe. Gottfried dankte ihm für sein Versprechen, zweifelte aber daran, ob er sein Wort auch halten werde? Doch gieng er ganz vergnügt zu Bette, weil es noch weit besser abgelaufen war, als er von Anfang sich vermuthet hatte.

Siebentes Kapitel.

Wie Gottfrieds Stiefmutter seiner Verheyrathung mit der frommen Rosine allerley in den Weg legen will.

Den Tag darauf sagte Gottfrieds Mutter kein Wort von dem gestrigen Vorfall; Nur sagte sie, als Gottfried von weitem darauf anspielte, daß der Pfarrer so benebelt gewesen sey: Ach, der gute Herr! Er kann auch gar keinen Wein vertragen! Es geht ihm fast immer so, wenn er zu Gelegenheiten kommt.

Gottfried

Gottfried traf am Abend drauf seine Rosine durch die Arzneien des Doktors schon so sehr gestärkt an, daß er sich nicht genug darüber verwundern und Gott nicht genug dafür danken konnte. Er erzählte ihr, was zwischen seiner Mutter und dem Pfarrer und ihm vorgesehnen war, und bath sie, weil sie unruhig darüber werden wollte, vollkommen ruhig zu seyn; Er werde sich durch nichts auf der Welt von ihr abwendig machen lassen. Sie sagte ihm, es sey wahr, sie sey mit sehr schwermüthigen Gedanken umgegangen, als sie die Nachricht von seiner Gefangenschaft in Wien und seiner vorgeblichen Entthauptung gehöret habe. Allein sie habe Gott schon tausendmal deswegen um Vergebung gebethen, und hoffe, daß es ihr verziehen sey, weil sie damals gar nicht bey sich selbst gewesen sey, und nicht gewußt habe, was sie thue.

Noch dieselbe Woche gieng einmal Gottfrieds Mutter auf einen Besuch zu der Bürgermeisterinn; Und nun war er mit seinem Vater allein. Er ergrieff diese Gelegenheit, ihm aufs neue wegen seiner Verbindung mit Rosinen Vorstellungen zu machen. Der Vater war in solcher Verlegenheit, daß er sich gar nicht zu helfen wußte. Wider Rosinen konnte er nichts Begründetes vorbringen, und es eben so wenig leugnen, daß er selber seine Einwilligung zu der Verheyrathung mit ihr gegeben habe. Aber, sagte er, lieber Gottfried! Du siehst jetzt nun selbst, wie ich mit deiner Mutter



ter stehe, wie ich thun muß was sie haben will, und was ich von ihr werde auszustehen haben, wenn du dich von deinem Vorsatz nicht abbringen lässest. Ach, wenns dir um meine Ruhe und den lieben Hausfrieden zu thun ist, so besinn dich anders! — Vater! sagte Gottfried sehr gerührt; Ihr dauert mich, das weiß Gott, im Grund des Herzens. Könnnt ich Euch auf irgend eine Weise helfen, o wie gerne wollt ichs thun! Aber sagt mir selber, kann ichs? Darf man einem Menschen, ja selbst seinem Vater zu Gefallen, eine Sünde begehen? Darf man sein Versprechen einem Menschen zu Gefallen brechen? Ihr habt mich immer gelehrt, ein ehrlicher Mann müsse sein Wort halten. Soll ich denn kein ehrlicher Mann bleiben? Könnnt Ihr das von mir verlangen? Euch verschafft ich Ruhe, und Rosinen stürzte ich dadurch ins größte Elend, und ich selbst hätte einen Wurm, der mir unaufhörlich fort im Herzen nagte. Wie wolltet Ihrs, wie wollt ich es dereinst am jüngsten Tag vor Gott verantworten? Vater, habt ein Einsehen mit mir! Ich kann, bey Gott! nicht anders. — Gottfried! sagte der Vater weinend; Halt inn! Du hast recht. Ich muß mich schämen, daß ich dir so ets was zumuthen wollte. Thu in Gottes Namen, was dich dein Gewissen thun heißt! Ich will gern darunter leiden; Ich habss wohl verschuldet. Ach Gottfried, nimm ein Vespispiel an mir! Laß dich nie von einem Weib beherrschen! Gott will, daß der Mann des Weibes Haupt und Herr sey; Und

Und ich habe mein Recht vergeben, und muß nun darunter leiden. Ach, was war meine seeliche Marie für ein Weib! Und ich alter Narr nahm eine andre, und muß nun thun, was Sie haben will! Gott segne dich und deine Rosine! Und verzeih mir, daß ich meinen Segen dir nur in der Stille geben kann! Aber Gott hörs, was ich dir und ihr im Stillen wünsche.

So sprach der alte, obgleich schwache, doch immer ehrliche Meister Walther, und weinte. Gottfried weinte auch, nahm ihn bey der Hand, drückte sie und sagte: Ihr verzeiht mir also, und gebt mir im Stillen Euren Segen? Gott vergelts Euch! Ich will Eurem treuen Rathe folgen. Aber Rosine wird nie Herr im Hause seyn wolten. Sie weiß zu gut, was der liebe Gott verordnet hat. —

Mit Rosinen besserte sich nun wieder von Tag zu Tag, und nachdem der rechtschaffne Doktor sie noch einigemal besucht hatte, so erklärte er ihr, sie brauchte nun weiter keine Arzneyen mehr, und sollte nur eine gute Lebensordnung oder Diät halten, und sein fleißig in die frische Luft gehen. Sie that das auch, und Gottfried gieng nun allemal mit ihr an Sonn- und Feyertagen vor das Thor. Sie bekam nun ihre frische, rothe Farbe wieder; Die verlohrenen Kräfte stellten sich allmählich wieder ein, und in Kurzem war sie wieder beynah so gesund und frisch wie vorher.

Während



Während dieser Zeit that Gottfrieds Mutter nichts, als daß sie zuweilen auf Rosinen, und besonders auf ihre Armuth anstichelte, und ihr allerlei Böses nachsagte. Sie hoffte immer, weil Gottfried noch nie ausdrücklich davon, daß er sie heyrathen wolle, etwas gesagt hatte, so werde sie ihn durch diesen oder jenen Kunstgriff endlich noch von ihr abwendig machen. Hauptsächlich aber hielt sie sich deswegen so ruhig, weil sie der Hoffnung lebte, Rosine zehre aus, und werd es nicht lang mehr treiben, und dann, dachte sie, habe sich die Heyrath ohnedieß von selbst auf. Es hatten sie verschiedene Leute einigemal mit dem Scharfrichter reden sehen; Und da ist's leicht möglich, daß dieser sie in der Hoffnung bestärkt hat, Rosine habe die Schwindsucht und sterbe bald, welches auch wohl geschehen seyn würde, wenn sie sein gebranntes Wasser noch länger fort gebraucht hätte. Auch schlopfte die Meister Waltherinn noch immer daraus gute Hoffnung, weil Gottfried des Tuchmacher Meyers Namen immer sehr höflich begegnete, wenn sie ins Haus kam. Sie dachte nicht, daß dieß ohnabsichtlich geschehe, und daß Gottfried solch ein höfliches Betragen in der Fremde gelernt und sich zu eigen gemacht habe, und bemerkte nicht, daß er das gegen alle Personen ohne Unterschied beobachtete.

Nun aber, da sie von mehr als Einer Seite her hörte, daß ihr Sohn nicht nur täglich bey Rosinen einkohre, und mehrmals mit ihr öffent-

lich

lich spazieren gehe, sondern auch, daß sie sich
völlig wieder erholt habe und bennähe ganz ge-
sund sey, ward sie auf Eimal voller Besorgnisse,
und sann auf nichts als auf Mittel, wie sie diese
Verbindung trennen und aufheben könne. Daß
durch ihren Mann nichts auszurichten, und er viel
zu schwach und furchtsam sey, Gottfried den
Umgang mit Rosinen zu untersagen, wußte sie
wohl, und konnte auch gegen seine Vorstellungen,
Rosine sey ja doch ein gutes, braves Mädchen,
und man könn ihr nichts Böses zur Last legen, nichts
Begründetes vorbringen. Auch wollte er, trotz
aller ihrer Ueberredungskünste, sich nicht dazu ver-
stehen, zu leugnen, daß er seine Einwilligung in
die Verbindung seines Sohns mit Rosinen gege-
ben habe. Also suchte sie, auf andere Weise die
Verbindung zu hintertreiben, und beschloß, deß-
wegen bey dem Stadtschreiber, als dem Vornehm-
sten im Städtchen, Rath einzuholen. Sie gieng
also zu ihm, stellte ihm die Sache vor, und frag-
te, ob man nicht von Obrigkeit wegen die bey-
den Leute wieder trennen könne? Der Stadtschrei-
ber suchte die Achseln und sagte, das sey eine kütz-
liche Sache, und geh eigentlich das Ehegericht und
nicht ihn an. Da haben die Pfaffen, setzte er
hinzu, die Hände mit im Spiel, und mit denen
mag der Gukel anbinden. Ich zog schon einmal
mit einer langen Nase ab, und habe nicht Lust,
noch eine längere zu bekommen. Das ist eine Af-
faire für meinen Sohn, den Pfarrer; Das kommt
auf den Bericht an, den er aus Consistorium ein-
bringt. Ich mag nichts damit zu schaffen haben.

Geh



Geh Sie nur zu meinem Sohn! Sie glt ja viel bey ihm. — Die Meister Waltzerinn gieng also ungetröbet von dem Stadtschreiber weg, und zu dem Pfarrer, und trug diesem die Sache vor. Aber er zog die Achseln noch höher hinauf als sein Vater, und fieng mit frommer Miene also an zu reden: Ich habe die Sache schon oft im Herrn überlegt, liebe Frau Waltzerinn! Hab alles reiflich erwogen, und nun muß ich Ihr frey heraus sagen, daß mein Amt und Gewissen mir nicht erlauben, weiter etwas gegen die Verbindung Ihres Sohnes mit Rosina Brauninn einzuwenden. Sie sind einmal feyerlich mit einander versprochen; Der Consens der beyderseitigen Eltern ist da, und gegen ihren Wandel ist nichts einzuwenden. Geh Sie Gott die Ehre, und suche Sie das nicht zu scheiden, was Gott zusammengefügt hat! — Die Meister Waltzerinn stand auf diese unerwartete Erklärung wie versteinert da. Umsonst stellte sie dem Pfarrer vor, er habe ja sonst ganz anders gesprochen; Umsonst nahm sie zu Bitten und zu Thränen ihre Zuflucht. Der Pfarrer blieb unbeweglich auf seiner Meynung, und Gottfrieds Mutter verließ, schäumend vor Wuth und vor Unwillen weinend, sein Haus.

Der genetzte Leser wird sich vielleicht drüber wundern, daß der Pfarrer jetzt auf Einmal so sprach, da ers vorher ganz mit der Meister Waltzerinn gehalten, gegen die Verbindung ihres Sohnes heftig geeifert, und ihr versprochen hatte, die Sache gewiß zu hintertreiben. Allein er wird sich wei-

niger



alger drüber wundern, wenn er Folgendes bedenken will: Der Pfarrer Roth traute freylich anfangs sich und seinem Ansehn, und dem Amt das er bekleidete, so viel zu, daß ers für ein Leichtes hielt, Gottfrieden von Rosinen abwendig zu machen. Da ihn aber die Unterredung bey dem letzten Abendessen eines andern belehrt, und er drauß ersehen hatte, wie fest Gottfried an seinem Mädchen hange, so hielt ers nicht für rathlich, ihm Hindernisse in den Weg zu legen; Denn, wenn er Gottfrieden erbittre, dachte er wohlweislich bey sich selber, so könnte dieser sich an ihm zu rächen suchen, und nicht nur das, was er selbst in Erlang mit angesehen, sondern noch mehrere und schlechtere Streiche, die er dort von ihm gehört haben könnte, unter der Bürgerschaft bekannt machen, bey der er doch mit aller Gewalt den frommen Mann spielen, und für einen Heiligen angesehen seyn wollte. —

Die Meister Waltherrinn kam nun halb rasend über ihre fehlgeschlagene Bemühung heim, und fuhr mit solcher Wuth in die Stube, wo Meister Waltherr eben bey einer Pfeife Tabak saß und in seiner alten Chronik las, daß dieser seine Pfeife vor Schrecken fallen ließ, zitternd aufsprang, und fragte: Liebe Katharine, sag um Gottes willen, was ist Dir begegnet? — Geh mir vom Leib, rief sie. Dein Sohn, der Halunke, wird mich noch ins Grab bringen. — Was? Mein Gottfried? fragte Waltherr ängstlich. — Ja, Dein Gottfried, war die Antwort; Dein Tagdieb, Dein Galgenschwengel, der Dir lieber Beschlichte Gottfried Waltherr.



ist als ich bin, der, der wird mich noch ins Grab bringen, und Du wirst ihm machen helfen. — Aber, liebe, liebe Katharine! sagte Walther, noch ängstlicher; Ich weiß ja nicht. — Was, was weiß Du nicht, alter Narr? Weißt Du nicht, daß er das Bettelmensch zum Weib nehmen will? Und das soll er nicht! Mit meinem Willen soll er's nicht. — Die letztern Worte schrie, oder brüllte sie vielmehr mit solcher Heftigkeit heraus, und stampfte dabey so mit aller Macht auf den Boden, daß Gottfried, der unten in der Werkstätte arbeitete, in vollem Sprung herauf und in die Stube kam, um zu sehen was vorgehe. Nun brach das Wetter über ihn los. Nach ein paar Duschend Schimpfwörtern, die sie fast in Einem Athem über ihn ausgeschüttet hatte, erfuhr er nun erst, warum es so hart über ihn hergehe; Und nachdem sie alles indglich Böse gegen Rosinen vorgebracht, so beschloß sie endlich damit: Jetzt erkläre Dich, ob Du von dem Menschen Dich lossagen willst, oder nicht? Willst Du, so ist alles vergeben und vergessen, und Du kannst Dein Meisterstück machen, wenn und so bald Du willst, und das ganze Haus ist Dein. Wo nicht, nun so kannst Du Dich zum Teufel packen und mit Deiner Bettelhure Hunger leiden! Sag, was willst Du? — Mutter! sagte Gottfried; Wenn ich reden muß, so will ich. Ich habe Euch schon mehr als Einmal gesagt: Ein ehrlicher Mann darf sein Wort nicht brechen, und Rosine hat mein Wort. Ich will und kann . . .



Das wüthende Weib ließ ihn nicht andres-
den und fuhr auf den armen Menschen zu, um
ihm mit den Händen ins Gesicht zu fahren. Aber
ihr Mann hielt sie von hinten, und Gottfried
hielt sie bey den Armen fest. Jetzt konnte sie
nichts mehr schäumen. Endlich schrie sie: Nun,
so pack Dich aus dem Haus, Du Lumpenhund!
Du sollst keinen Heller haben, weder von dem
Meinen, noch von dem was Dein Vater hat!
Du bist ein Ungehorsamer, ein Absalom, ein Teuf-
felskind! Pack Dich fort und geh betteln! —
Nun, in Gottes Namen! sagte Gottfried. Lies-
ber will ich betteln, als ein Schurke und meineys-
dig werden. Ich will nichts von Eurem Geld;
Auch mein Vater darf mir nichts geben. Unser
Herr Gott, der den Vogel auf dem Dache nährt,
wird uns auch nicht verhungern lassen. — Was-
ter! sagte er mit gebrochener Stimme; (Denn sein
Vater weinte) Vater, ich will gehen. Verzeiht
mir, wenn ich Euch Herzeleid zuziehe! Gott im
Himmel weiß, ich kann nicht anders. Ihr
wisst's selber. Lebt wohl, Vater! — Mit dies-
sen Worten gieng er aus der Stube; Denn sein
Herz brach ihm, und er konnte vor Schluchzen
nicht weiter reden. Drauf gieng er in die Werk-
stätte, und sagte dem Gesellen, wenn er droben
einen Lärm hörte, so möcht er doch sogleich hinauf-
gehn; Denn er fürchtete, seine Mutter möchte
sich an seinem Vater vergreifen. Diese aber
hatte sich durch ihren unsinnigen Zorn viel zu weh
gethan, und war so entkräftet, daß sie sich aufs
Bette hinlegen mußte. Sie bekam auch gleich

I 2

den



den Tag drauf ein Gallenfieber, und war acht Tage lang in Lebensgefahr.

Achtes Kapitel.

Wie Gottfried aus seines Vaters Haus zieht,
und wie ihm der ehrliche Meister
Zäuner zu Rosinen ver-
hilft.

Gottfried gieng nun noch auf seine Kammer, zog sein Alltagskleid an, nahm etwas Weißzeug zu sich, und verließ so mit einem Herzen voll Behemuth das Haus, in dem er geboren und erzogen war. Sobald er zu Rosinen in die Stube kam, setzte er sich auf ihr Bette nieder, und sagte: Jetzt will ich nur genug weinen. Die Thränen schossen ihm auch so häufig aus den Augen, und er schluchzte so heftig und laut, daß Rosine lange Zeit kein Wort aus ihm herausbringen konnte, und voll Unruhe und Besorgnis war, was ihm doch für ein schreckliches Unglück möchte widerfahren seyn. Endlich konnte er ihr sagen was geschehen war, und beschloß seine Erzählung mit den Worten: So ist's nun, Rosine! Sie hat nichts, und ich hab auch nichts. Jetzt müssen wir uns einzig und allein auf den lieben Gott verlassen. Und der wird auch, hoff ich, für uns sorgen. — Ja das wird Er, gewiß wird Er's; sagte Rosine! Aber, setzte sie hinzu; Was Ihm von Gott und Rechtswegen gehört, Sein mütterliches Vermögen, das muß Er sich

doch

doch herausgeben lassen. Alzugut ist lieberlich, heißt es im Sprüchwort. — Nichts! versetzte Gottfried; Ich will gar nichts. Ich will alles meinem Vater lassen. Er hat doch genug von seinem Hausdrachen auszustehen. Mit Nichts wollen wir anfangen! Ich kann Hunger leiden. Wenn ich nur so viel verdienen kann, daß Sie genug zu essen hat, . . . ! Bei diesen Worten fiel Rosine ihrem Gottfried um den Hals, und weinte. O Gottfried! sagte sie; Gern will ich ja mit Ihm darben. Er hat allzuviel um mich gethan und ausgestanden! —

Nachdem sie so noch eine Zeitlang sich ihrer Beihülfe überlassen hatten, so fiengen sie nun an, ruhiger mit einander zu überlegen, was sie zu thun hätten. Rosine gab ihm noch einmal von weitem zu verstehen, sein mütterliches Vermögen müßte er sich doch herausgeben lassen. Er wollte aber in seinem Eifer durchaus nichts davon hören; Sie drang also auch nicht weiter dieser Sache wegen in ihn. Gottfried sagte drauf zu Rosinen, er verlasse sich jetzt gänzlich auf seinen Mutter Bruder, den Maurermeister Zäuner; Der sey sein Vetter und sein Pfleger; Der werd ihn nicht nur in seinem Hause schlafen lassen, bis er selbst ein eigenes Gemach gemiethet habe, sondern ihm auch guten Rath ertheilen, wie erb anzugehen habe, um Meister zu werden, und ihm auch Geld zur Einrichtung der Werkstätte and des Hauswesens vorschießen; Denn er hab ein gutes Vermögen, und nur ein einziges Kind. : Rosine billigte diesen Entschluß vollkommen, und

I 3

Gottfried



Gottfried gieng drauf in der Dämmerung zu 'seinem Pfleger.

Meister Zäuner war noch ein recht alter ehelicher Deutscher, einer von den wenig Uebriggebliebenen in Erlenburg, die noch ob der alten guten, reinen Sitte hielten. Er war schlecht und recht, ein redlicher Ehrst, dabey aber etwas rauh und ziemlich heftig. Als Gottfried zu ihm kam, rief er ihm entgegen: Nun Gottfried, kommst Du auch einmal zu mir? Du hast gewiß etwas zu suchen? Sonst kriegt ich Dich wohl nicht zu sehen. Hast mich erst ein einzigmal besucht seit Deinem Hiersenn. Doch, laß das gut seyn! Was giebst denn Guts Neues? — Leider wenig Gutes, versetzte Gottfried, und erzählte nun den ganzen Vorfall. — Deine Mutter ist ein Teufelsweib, ein verdammtes Arokodil, sagte Meister Zäuner; Und Dein Vater ist ein alter . . . ich mag selbst nicht sagen, was er ist, Er ist mein Schwager, und war ehedem ein braver Mann. Hätt er das Weib nicht genommen! Ich hab's ihm genug abgerathen. Jetzt sitzt er im Elend. Doch, dem Ding soll bald abgeholfen werden. Weib, bring mir meinen blauen Kittel, und den Hut mit der silbernen Schnur! — Und wohin dann? fragte Gottfried hastig. — Wohin? Narr, wo geht man hin, wenn man sich Recht verschaffen will? In die Stadtschreiberey. Da soll das Ding bald ein andres Gesicht bekommen. — Während dessen zog er seinen Rock an, und kammte sich die Haare aus. — Ach um Gotteswillen nicht, Wetter Zäuner; sagte hierauf

Gott.

Gottfried; Ihr werdet doch meine Eltern nicht verklagen wollen? Das könnt ich mir in meinem ganzen Leben nicht vergeben. Nein, Better Zäuner! Ich will weiter nichts als Euren guten Rath, und daß Ihr mich indessen aufnehmt, bis ich selbst wo unterkommen kann. Ich will nichts von meinem Vater. — Bist Du nicht klug, Kerl? fiel ihm Meister Zäuner ein. Du willst nichts von Deinem Vater? Willst Dein Mütterliches nicht, das Dir von Gott und Rechtswegen zukommt? Also soll meine Schwester seeliger umsonst sichs Tag und Nacht haben sauer werden lassen, damit Dein Vater mit seiner dicken Isabell verzehren kann? Und ihr Sohn soll darben? Und ich soll Dein Pfleger seyn, und das zugeben? Aber so seyd ihr Leute, wenn Euch die Mädels im Kopf stecken! Da seyd Ihr ganz verrückt, seht das Geld für eitel nichts an, und glaubt, man lebe pur nur von der Lust. Nein Better! so geht das Ding nicht. Recht muß Recht bleiben. Man muß Dir Dein Mütterliches herausgeben, und sollts am Himmel hangen; Und das Haus und die Werkstätte muß Dir auch verschrieben werden. Komm Du nur mit mir zum Stadtschreiber! — Gottfried hing sich Meister Zäunern an den Arm, um ihn zurück zu halten. Er beschwor ihn bey allem was heilig ist, da zu bleiben, und die Sache nicht klagbar anzubringen, sondern vorher alles zu versuchen, um den Streit in der Stille und durch Güte auszumachen. Er wollte ja gern sein Mütterliches heraus verlangen, wenns nur nicht klagbar dürfe angebracht werden. Dieses



Herzeleid thun er seinem Vater nicht anthun. — Du hast Recht, Gottfried! sagte endlich Meister Zäumer; Ich bin ein alter hitziger Narr. Wenn ich Unrecht sehe, da lauft mir die Galle gleich über. Sey willfährig deinem Widersacher bald, dieweil du noch mit ihm auf dem Wege bist, sagt unser Henland. Es ist wahr, man muß den Alten noch schonen. Er ist doch Dein Vater und mein Schwager, und Prozesse sind den Henker nicht wehrt; Da wollen gleich ihrer Zehn an Einem Knochen nagen. Da, Weib! häng den Kittel wieder in den Kasten! — Sey Dich, Betsker Gottfried! Laß uns nun das Ding vernünftig überlegen! Wart! Ich will mir erst ein Pfeifchen stopfen. Da geht's besser. — Also Dein Geld mußt Du haben; Sonst ist's bald ausgehohlet. Du kriegst doch Deine 150 Thaler; Das ist gut, zum Anfang; Und das Haus ist auch sein Stück Geld werth. Freylich kriegst du das erst nach Deines Waters Tod. Sey's! Wenn wir nur erst das Geld heraus haben! Weißt Du, was? Morgen früh geh ich gleich zu Deinem Vater hin, und stell ihm den Handel gütlich vor. Sein Weib hat immer eine Parthie schimmlichter Thaler da liegen, und da muß sie mit herausrücken, oder ich führe sie vom Pontius zum Pilatus. Du kannst dann mit Deiner Rosine in mein oberes Gemach ziehen, und drunten legen wir eine Werkstätte an. Zum Bretterverlag schieß ich'Dir ein Stück Geld her, ohne Zinsen, und so muß das Ding gehen. Nur sein ordentlich mußt Du leben und das vermaledeyte Kaffeetrinken und die andern neuen

Alfau



Anzereyen nicht mitmachen. Hörst Du? — Gottfried ließ sich alles gefallen; Nur bath er seinen Vetter innständig, seinen Vater ja zu schonen, und lieber etwas nachzulassen, als nach der Strenge mit ihm zu verfahren. Es ward ihm nun ein Bette zum schlafen angewiesen, und er wurde wieder etwas rubig. Doch war ihm immer noch bange, sein Vetter möchte morgen seinen Vater hart anfahren.

Meister Zäuner gieng den nächsten Morgen zu Meister Walthert, nachdem er vorher Gottfriedens hatte versprochen müssen, mit seinem Vater allein zu reden, und ihm alles auf das freundlichste und glimpflichste vorzustellen. Er hörte, daß die Meister Walthertinn krank sey, und ließ seinen Schwager in die Werkstätte herunter kommen. Schwager! sagte er; Sag mir um Gotteswillen, was hast du getrieben? Ist das auch erlaubt, mit seinem einzigen Sohn so umzugehen, und ihn aus dem Haus zu treiben? Sakerlot! Wär ich gestern gleich zu dir gekommen, es wär äbel ausgegangen. Jetzt aber komm ich in Güte, und will vorher meine Pfeife anzünden, um verständig mit Dir sprechen zu können. Zünd Du die Deine auch an! — Die beyden Schwäger setzten sich nun mit ihren Pfeifen im Mund zusammen, und Meister Zäuner trug Walthertens Gottfriedens Sache vor. Meister Walthert seufzte oft dazwischen, und sieng nun, nachdem sein Schwager ausgeredet hatte, auch zu reden an. Er erklärte sich, er habe gegen seinen Gottfried nie etwas gehabt, ihn noch weniger aus dem



Hause stossen wollen; Alles komme von seiner Frau her. Er wolle Gottfriedens sein mütterliches Vermögen gar nicht vorenthalten, und würd es ihm auf der Stelle ausbezahlen, wenn nicht sein Weib krank wäre und den Schlüssel zum Geld und zu den Kapitalbriefen in Händen hätte. Er bath Zäuner, nur so lang Geduld zu haben, bis seine Frau wieder gesund sey. Auch das Haus sollte Gottfried mit der Zeit gewiß bekommen. Zäuner versprach, so lang noch Geduld zu haben, bis die Waltherrin wieder gesund sey, wozu er eine Zeit von acht Tagen anberaunte, und nachdem er seinem Schwager noch eine tüchtige Lektion gelesen, daß er sich von seiner Frau so unter den Pantoffel habe bringen lassen, schied er in allem Frieden von ihm. —

Lustig, Wetter! so rief Meister Zäuner, als er wieder heim kam, Gottfriedens entgegen, der unterdessen voller Angst und Bangigkeit seiner Zukunft entgegen gesehen hatte. Lustig, Wetter! Es geht alles, wie es gehen soll. Dein Vater ist bey alledem noch ein ehrlicher Kerl. In acht Tagen hast Du Dein Geld. Wenns auf ihn ankäme, so lägs jetzt schon auf dem Tisch da. Und vielleicht kommt gar indessen noch ein neues Glück dazu. Sein Weib liegt im Bett; Die Galt ist ihr überlossen; Wer weiß, was geschieht? Doch, da weiß der liebe Gott am besten, wie Er's machen soll. Genug, Dein Geld kriegst Du, und mit dem Haus hast auch seine Richtigkeit. Also heiüts Viktoria! 

Gottfried



Gottfried war nun über die Maassen versnügt, daß die Sache noch so im Frieden abgethan worden war. Doch war er immer noch besorgt, sein Vater möchte dennoch etwas Böses auf ihn sehn, und beruhigte sich nicht eher ganz, als bis sein Vetter ihm versprach, er wolle seinen Vater nächstens zu sich auf einen Einkehr kommen lassen, und ihm so Gelegenheit verschaffen, selbst mit ihm zu reden. Drauf gieng er, um die guten Neuigkeiten auch seiner Rosine zu verkündigen, die, wie der geneigte Leser sich vermuthen kann, den allerherzlichsten und freudigsten Antheil daran nahm.

Meister Zäuner ließ nun das obere Gemach in seinem Haus zu einer Wohnung zurechte machen, und unten, wo sonst ein Stall gewesen war, ließ er eine Werkstätte anlegen, so daß in kurzer Zeit alles fertig war, und das junge Paar einziehen konnte, wenn es wollte. Er schoß auch Geld her, und ließ seine Frau mit Rosinen alles, was zur Führung eines ordentlichen Hauswesens nöthig ist, einkaufen. Auch gab er Gottfriedem Geld, daß er nach der Residenz reisen konnte, um da das Meisterstück zu machen, welches er in Erlenburg nicht konnte, weil seit dem Tod des andern Tischlers, ausser seinem Vater, kein anderer mehr da war. Gottfried reiste also ab, und trug seiner Rosine auf, indessen alles vollends zu besorgen, was zur Einrichtung des Hauswesens gehörte. —

Da die acht Tage herum waren, innerhalb welcher Meister Walthert versprochen hatte, Gottfriedem



frieden sein mütterliches Vermögen auszubezahlen; und kein Geld kam, so sah Meister Zäuner noch vier Tage zu. Als aber auch da nichts kam, da gieng er zu seinem Schwager ins Haus, um ihn drum anzufordern. Kaum hatte er sein Begehren vorgebracht, so sprang die Meister Waltherinn, die hinten im Zimmer auf dem Bette gesessen hatte, auf, und schrie: Was, Schwager? Ich soll Geld heraus bezahlen für den Gottfried? Das war etwas Neues! Ich gebe keinen Groschen her, nicht einen blutigen Heller. Gottfried ist ein ungehorsamer Sohn, der auf Vater und Mutter nichts giebt. Keinen Heller soll er haben! —

Schwägerinn! sagte Meister Zäuner: Ich habe mir fest vorgenommen, mich heut nicht zu erzürnen; Denn ich gehe, wills Gott, morgen in die Beichte. Es braucht also keine Umstände. Zieht nur Euer Nieder an, und kommt mit mir in die Stadtschreiberei! Da wird sich bald zeigen, ob Gottfried etwas gehört oder nicht? Wir wollen bald mit einander fertig seyn. Ihr dürft Euch nicht viel erzürnen; Ihr müchtet sonst aufs neu das Gallenfieber kriegen. —

Durch diese kaltsblütige Anrede kam die Meister Waltherinn auf Einmal aus aller Fassung. Das Wort "Stadtschreiber" benahm ihr allen Muth. Sie fieng also an zu weinen, und über die Ungerechtigkeit zu klagen, mit der man ihr und ihrem Manne begegnete. Es sey himmel-schreyend, sagte sie, wie man ihr begegne. Es
gehe



gehe Gewalt vor Recht. Sie wolle das Geld heraus geben; Aber Gottfried werde sehen, was für ein Segen dabey sey. — Zählt das Geld nur her! Für den Segen laßt den lieben Gott, und mich und Gottfrieden sorgen! sagte Meister Zäuner. Die Waltherrinn holte das Geld aus der Kammer, zählte es unter Seufzen und Weinen her, und Zäuner strich es ein. Nun ist's gut; sagte er; Und nun, Schwager! setzte er hinzu; Auf die Woche wollen wir Heyrathstag halten, und auch die Sache mit dem Haus in Richtigkeit bringen. Wir gehen dann in Gottes Namen mit einander zum Stadtschreiber, um die obrige Feilliche Einwilligung und den Erlaubnißschein zur Trauung abzuholen. Am Sonntag drauf kann denn das Paar auf der Kanzel ausgerufen werden. So geht alles in der schönsten Ordnung. Nicht wahr? — Meister Waltherr sagte mit einem unterdrückten Seufzer, Ja. Er war zwischen zwey Feuern, zwischen seiner Frau und seinem Schwager, und befand sich in der allerdüstersten Verlegenheit. Sein Schwager Zäuner war auch kaum aus dem Haus, so brach das Ungewitter los, und seine Frau überhäufte ihn mit Scheltworten und Vorwürfen, daß er so alles mit sich machen lasse. Er wollte sich anfangs zwar vertheidigen; Aber seine Frau ließ ihn in ihrem Eifer nicht zum Wort kommen.

Meister Zäuner gieng indessen heim, zählte das Geld noch einmal nach, fand alles richtig, und übergab einen Theil davon Rosinen. Zween Tage drauf kam auch Gottfried als Meister wieder



der aus der Residenz zurück, erzählte, was er da alles gesehen habe, und daß die ehrsame Meisterschaft mit seinem Meisterstück ausnehmend wohl zufrieden gewesen sey, daß man ihm aber auch seinen Beutel ziemlich leicht gemacht habe. Das ist freylich nicht recht, sagte Meister Zäuner, daß man einen jungen Anfänger gleich so hart mit nimmt, und ihn oft, noch eh er zu hause anfängt, um sein bißchen Armuth bringt; In dessen ist das Handwerkßbrauch, der sich nicht so leicht abschaffen läßt. Es sollte freylich nicht so seyn. Desto sparsamer und ordentlicher müßt Ihr jetzt Eure Haushaltung einrichten. Beth und arbeite! Das, Vetter Gottfried, muß Dein Sprüchlein seyn, so oft Du aufstehest; Dann wird Gottes Segen nicht ausbleiben. Ich hab auch mit Wenigem angefangen; Und nun hat mich der liebe Gott gesegnet, daß ich keinem Menschen gute Worte geben darf. Wenn Du nur mit Deiner Rosine das schändliche Wohlleben und den dummen, ärgerlichen Kleiderstaat nicht machst, dann wird sich schon geben.

Die Werkstätte war nun schon bennabe fertig. Ueber die Thüre schrieb Meister Zäuner mit grossen schwarzen Buchstaben sein Leibsprüchlein: Beth und arbeite! Sieh, Vetter, sagte er zu Gottfried; Wenn Du nach diesem Sprüchlein lebst und handelst, das ist mehr wehrt als hundert Dukaten in der Tisck. Glaub mir das! Ich hab es selbst erfahren. Probatum est. Gottfried sagte: Das sey auch sein Leibsprüchlein.



Die folgende Woche kam, und Meister Bäumer holte mit Gottfried und Rosinen Meister Walther ab, um zum Stadtschreiber zu gehen, und den Heirathsvertrag in Richtigkeit zu bringen. Die Waltherinn ließ nichts von sich sehen, als die jungen Leute mit Zäumern vor ihr Haus kamen. Nur, als sie wieder weg giengen, blickten sie sie beym Fenster herans zu der Nachbarrin über die Gasse hinüber schreien und schimpfen. Nachdem bey dem Stadtschreiber alles in Richtigkeit gebracht war, lud Meister Zäumer seinen Schwager Walther ein, mit ihm auf ein Gläschen Wein in sein Haus zu kommen. Hier schüttelte Meister Walther sein Herz aus, und erzählte, wie viel er eine Zeit her bey seinem Weib ausstehen müsse. Er steng bitterlich zu weinen an, und sagte, wenn er nur bald stirbe und zu seiner seeligen Marie käme! Gottfried brach auch das Herz, und Rosinen. Die jungen Leute thaten den alten, ehrlichen Mann um Verzeihung wegen des Herzeleids, daß sie ihm, wider ihren Willen, verursachen mußten. Meister Walther sagte: Er verzeih ihnen alles; Er wisse wohl, daß sie unschuldig seyen. Sie möchten nur ihm verzeihen, daß er nicht habe handeln können, wie er gern wollte. Sie weiß wohl, Rosine, sagte er, wie meine Kathrine ist. Ich darf nicht reden, u. s. w.

Drauf erklärte er sich, er wolle, weil ohnedieß seine Frau schon längst darauf gedrungen habe, sein Handwerk aufgeben, und Gottfried seinen ganzen Handwerkszeug überlassen. Nur müßte



müßte er es ihm zum Schein ablaufen, und ihm eine Schuldverschreibung dagegen ausstellen, weil sonst sein Weib von neuem Handel anfangen würde. Meister Zäuner wollte sich zu dem letztern lange nicht verstehen; Doch gab er endlich auf Gottfriedens und Rosinens Bitten nach. Ob er zur Hochzeit kommen werde, konnte Meister Walther nicht gewiß versprechen. Wenn sein Weib nicht allzusehr dawider sey, sagte er, so komme er gewiß. Und so gieng er am Abend endlich wieder heim.

Neuntes Kapitel.

Wie Gottfrieds Hochzeit mit der frommen Rosine glücklich vollzogen wird.

Gottfrieds Wohnung und Werkstätte wurde nun durch Meister Zäuners Anstalt vollends ganz eingerichtet, und der Handwerkszeug nach und nach aus Walthers Haus abgeholt, woben die Personen, die ihn abholten, von der Meister Waltherinn immer spizige und böse Reden genug mit auf den Weg bekamen. — Das junge Paar ward nun von der Kanzel aufgebothen, und nach drey Wochen war die Hochzeit.

Rosine, die indessen ihre Gesundheit völlig wieder erhalten hatte, blühte wie eine Rose, da sie mit ihrem Gottfried in die Kirche gieng. Der Gedanke, endlich nach so vielen überwundenen Hindernissen, und so hundert überstandnen Leiden

mit



mit ihrem so herzlich und treu geliebten Gottfried ganz vereinigt zu werden, erfüllte ihre Seele mit dem innigsten, heissesten Danke gegen Gott, und trieb ihr manche fromme Thräne in ihr Auge. Sie wußte nicht, ob sie schon im Himmel oder noch auf der Welt war. Gottfried hatte ähnliche Empfindungen. Er war voll des dankbarsten Entzückens. Nur hatte er manchmal trübe Gedanken wegen seines Vaters, und der bitteren Stunden, die ihm seine böshafte Stiefmutter wegen dieser Verbindung jetzt schon mache, und noch künftighin machen werde. Der ehrliche Meister Walther hatte auch nicht die Freude, bey der Verbindung seines einzigen Sohnes mit gegenwärtig zu seyn. Gottfried hatte immer noch gehofft, er werde dazu kommen, bis ihm sein Vater am Abend vor der Hochzeit sagen ließ, er sey nicht wohl auf. Die Magd sagte aber gleich dabey, es fehl ihrem Meister weiter nichts, aber es habe zwischen ihm und ihrer Frau Verdrüsslichkeiten gegeben, und deswegen komm er vermuthlich nicht zur Hochzeit. Sie sagte noch dabey, der alte Mann sehe ganz betrübt und niedergeschlagen aus. — Bey Gottfriedem vertrat also Meister Zäumer, und bey Rosinen ihres Vaters Bruder, Meister Braun, den wir auch schon kennen, Vatersstelle bey dem Kirchgang, so wie dieser beyden ihre Weiber, Schwiegermütter waren.

Der Pfarrer Koth hielt eine ziemlich erträgliche Hochzeitpredigt; Als er am Schlusse derselben, bey dem Wunsch, auf Rosinens verstor-

Geschichte Gottfried Walthers. U bes



bene Eltern und Gottfrieds Mutter, die rechtschaffene Marie, zu sprechen kam, da brach beyden jungen Leuten das Herz, und sie weinten Thränen voll Dankes für alle, ihnen erwiesene elterliche Zärtlichkeit und Liebe! Auch weinten dabey viele andre Personen, bey denen die Verstorbenen und ihre Rechtschaffenheit noch in gutem, dankbarem Andenken stunden.

Am Abend drauf war in einem Wirthshaus ein kleiner Schmaus, bey dem bloß die nächsten Auserwählten gegenwärtig waren. Gottfried vergaß dabey seinen guten Vater nicht, und schickte ihm und seiner Mutter ein paar Krüge Wein und etwas Essen ins Haus. Die Wirth, die das hingetragen hatte, erzählte: Meister Walther sey darüber so bewegt gewesen, daß er kaum reden können; Auch sey die Meister Waltherinn ziemlich freundlich gewesen. — Die kleine Hochzeitgesellschaft war völlig vergnügt zusammen. Meister Braun und Meister Zäuner sprachen viel über das in Erlenburg eingerissne Wohlleben, und die übertriebne Pracht, und warnten das junge Brautpaar davor. Unter andern sagte Meister Braun: Nun seyd Ihr in diesem Jahr das erste Paar, das in Ehren zusammen kommt. Seit das Wohlleben unter uns so überhand genommen hat, zieht die Regierung in Einem Jahr mehr Hurengelder ein, als sonst im zehen Jahren. Das muß freylich unser Städtchen reich machen; Und eine gute, fromme Nachkommenschaft gibts auch. Denkt an mich, Wetter Zäuner! Wenn das Ding so fort geht, so ist in drey Jahren



reit bey uns eine Jungfer rarer, als ein weißer Haba. Und wenn einmal vollends Zucht und Ehrbarkeit dahin ist, dann sind wir verlorne Leute. So mag's vor der Sündfluth auf der Welt auch ausgesehen haben. Aber wir wissen auch, was darauf erfolgt ist. Wenn nicht bald der jüngste Tag kommt, so kommt doch gewiß ein andres großes Unglück. — Es darf ja nur eine Theuerung kommen, Wetter Braun, sagte Zäumer, so sind wir, verzeih mir's Gott! geliefert. Von den silbernen Epigen und dem Kasseegeschirr kann man, meiner Seel! nicht leben; Und das ist ja bey den meisten alles, was sie statt der etlich Thaler haben, die man sonst im Schrank eingeschlossen hatte. Hat doch unser eins, das den Plunder nicht mit macht, gnug zu thun, um sich ehrlich fortzubringen. Es ist alles übertheuert. Kein Mensch will fast mehr arbeiten; Der Tagelöhner verlange doppelt so viel Lohn, damit er seinem Weib seidne Lumpen dafür kaufen kann. Den Wäscherinnen muß man, statt der Wassersuppen und des Glases Schnips, Kaffee versehen. Statt der Kartoffeln und Wurzeln und des Kohls pflanzt man in den Gärten Blumen, und faßt die Beete mit Buchs ein. Das alte Hausgeräthe und Schreinwerk verbrennt man, und läßt neues das für machen, oder läßt's gar aus der Residenz herkommen.

Ihr werdet Arbeit genug kriegen, Wetter Gottsfried, werdet eine Commode nach der andern machen müssen, und Schränke mit Rußbäummaser eingelegt; Aber wo wird da am Ende noch das



Geld hinkommen? Alles wird zuletzt ausser Lands geschleppt, und was herein kommt, ist kaum noch der Mühe werth; Denn für unser Tuch und unsre Strümpfe bringt man uns statt Gelds, wie ehemals, ganze Fässer voll Kaffee und Zucker und Weinbeeren, und wie alle der Plunder heißen mag. Lieber Gott, das ist der Weg zum Reichwerden! Ey, man siehts aber auch! Schon reißen einem die Bettler fast die Glocken am Haus weg, und wenn man am Sonntag einmal vor's Thor geht, so stehn sie haufenweis da, und umringen einen, daß man seines Lebens kaum sicher ist. Vor funfzehn, zwanzig Jahren sah man noch in unserm Städtchen keinen Bettler, wenns kein Fremder war. Nun müssen unsre Arme bald selbst in die nächsten Dörfer wandern, und da betteln. — Ach, laßt uns jetzt etwas andres reden, Beter Zäuner! sagte Braun. Das Ding ist gar zu traurig. Wie! Die Gläser gefüllt und angestossen! Auf die alte deutsche Sitte, und daß unsre Erlenburger wieder klug und vernünftig werden! — Gebt Gott! sagten Alle und tranken.

So brachte man den Abend bis um Eilf Uhr zu, und begleitete dann das junge Brautpaar nach Haus. —



Zehntes Kapitel.

Von Gottfrieds und seiner Rosine vergnügter Haushaltung.

Gottfried, der schon viele Bestellungen hatte, fieng nun mit allem Eifer an, in seiner Werkstätte zu arbeiten. Jeden Morgen gieng er, nach verrichtetem Gebeth, mit Freuden und mit Singen an die Hobelbank, und war vergnügter als ein König. Seine Rosine besorgte indessen die Küche und das übrige Hauswesen. Wenn sie das mit fertig war, so kam sie in die Werkstätte herunter, setzte sich ihrem Gottfried gegenüber, und nähte oder strickte. Oft sah sie auf; Da hieng eine Zeitlang ihr Auge voll Liebe an seinem Gesicht; Wenn er dann einen Blick auf sie warf, und sie so Liebevoll ihn anblickte, so wars ihm, als ob ein Sonnenstral im Frühling auf ihn schiedse, und er arbeitete mit desto größserer Munterkeit fort.

Wenn er zuweilen da, wo sie saß, etwas holen mußte, so gab er ihr die Hand, die sie mit Wärme drückte, oder neigte sich schnell zu ihr hinab, und gab ihr einen Kuß auf ihren Mund. Um Mittagszeit holte sie ihn zum Essen ab. Sie nahmen dann mit einander ein gesundes, mäßiges Mahl ein, und plauderten über dieß und jenes; Und so flog die Zeit ihnen unvermerkt vorbei, bis ihn die Glocke wieder an die Arbeit rief. Am Abend nahmen sie miteinander ein noch mäßigeres Mahl ein, und dann setzten sie sich, wenn das



Wetter schön war, mit dem ehrlichen Meister Zäuner und seiner Frau, auf die Bank vor dem Hause, und sprachen über allerley, bis es kühl wurde, und die Sterne am Himmel blinkten. Dann betehrte Gottfried mit Rosinen seinen Abendsregen auf der Stube, und drauf legte sich das zufriedne Paar zur Ruhe, um mit Sonnenaufgang wieder an die Arbeit zu gehen. War das Wetter rauh oder regnerisch, so setzte man sich in Meister Zäuners Stube zusammen um den Tisch herum. Die Männer ließen sich manchmal einen Krug Bier holen, und rauchten ein Pfeifchen dazu. Zäuner erzählte von alten Geschichten, die sich vor fünfzig und mehreren Jahren in Erlenburg zugetragen hatten, und vergaß nicht, die alten Sitten auf Kosten der jetzigen zu erheben. Er erzählte, wie er als Knabe noch Leute gekannt habe, die einen runden Spitzhuth, ein kleines Schnurrärtchen, und statt der Schnallen, Nesseln in den Schuhen getragen hatten. Auch von Kometen; feurigen Ruthen, Schwertern und Kugeln erzählte er, und gerieth oft mit Gottfried darüber in Streit. Denn dieser behauptete mit Grund der Wahrheit, das seyen ganz natürliche Lusterscheinungen, und das wollte Meister Zäuner nicht zugeben. Den Weibern standen oft bey seiner Erzählung die Haare zu Berg. Auch wußte er von seinem Großvater, der Soldat gewesen war, noch viel vom dreißigjährigen Krieg, von Gustav Adolph und den Schweden, und den ehemaligen Türkens Kriegen zu erzählen. Gottfried löste ihn dann ab, und erzählte von dem, was er auf seiner



Wanderschaft erfahren und gesehen hatte. Die Meister Zäumerinn erzählte Rosinen, wie viel sie bey der Geburt ihrer sieben Kinder, die alle, bis auf einen Sohn, der jetzt in der Fremde war, gestorben waren, ausgestanden habe, und gab ihr gute Regeln, wenn sie selber in den Fall kommen sollte. So flogen ihnen die Abende unvermerkt dahin, und sie hörten ungern die Glocke Zehn Uhr schlagen. Meister Braun kam auch zuweilen zu ihnen, und erzählte von dem grossen Brand, der Anno 1799 Erlenburg betroffen hatte, und klagte über die jetzigen verdorbnen Sitten. Am Sonntag gieng man, nach alter Erlenburgischen Sitte, in Meister Zäumers Garten, und spielte da manchmal im Gartenhäuschen um einen Heller Wariage, und trank einen Krug Bier dazu. Gottfried und Rosine hatten von einigen Krämersleuten Kaffee und Zucker zum Hochzeitgeschenk bekommen; Da machte Rosine einmal im Garten Kaffee. Meister Zäumer machte grosse Augen drüber, und sah verdrüsslich aus. Umsonst sagten die jungen Leute: Es sey ja nur geschenkter Kaffee. Meister Zäumer hub den Zeigefinger auf, und sagte: Gottfried, Gottfried! Es hängt Dir doch noch etwas von der Fremde an. Wenn man einmal das Zeug trinkt, so meynt man schon, man müß' es öfter haben. Das Ding frisst um sich, wie der Krebs. Rosine kochte nun auch keinen Kaffee mehr. —

So lebte das junge Paar zusammen, so vergnügt wie die Engel im Himmel. Gottfried

U 4

hatte



hatte alle Hände voll zu thun, und verdiente sich ein ansehnliches Stück Geld. Nach einem halben Jahr hatte er schon so viel Arbeit, daß er einen Gesellen annehmen mußte. Er erfuhr in alle seinem Thun den reichen Segen Gottes, und erkannte das auch mit dem dankbarsten Gemüthe. Nur Ein Umstand bekümmerte noch zuweilen sein gutes, redliches Herz; Nämlich der Gedanke an seinen alten Vater. Er konnte ihn nie, als nur des Sonntags in der Kirche sehen; Und auch da konnte er nichts mit ihm reden. Seine Mutter, die davon hörte, wie gut es ihm und seiner Rosine gehe, fühlte drüber nichts als Neid und Mißvergnügen. Sie sprach bey allen Gelegenheiten von ihm und Rosinen lauter Böses, und zwar so, daß ers wieder hören mußte. Auch erzählten ihm verschiedne Leute, sein Vater werde von ihr gewaltig mißhandelt und geplagt, und sey auch ganz schwermüthig. Das bekümmerte ihn nun, und machte ihm manche trübhe Stunde. Seine Rosine suchte ihn zwar zu beruhigen, aber ihre Vorstellungen fanden bey ihm keinen Eingang. Umsonst mochte sie ihm sagen, daß die Schuld ja nicht an ihm liege. Ich wollt' eben, daß es anders wäre! Dieß war alles, was er sagte. Mein Vater ist doch immer mein Vater, und daß er ein mißvergnügetes Leben hat, - da bin Ich Schuld dran. Er ließ sich dergleichen auch einmal vor Meister Zäunern verlauten. Dieser aber schalt ihn aus, daß er sich um Dinge beträbe, die nicht in seiner Macht ständen.

ben.
halt
dabe
in E
Kant
Alme
für
ließ
Gott
verh
mach
nur
auch
eine
so da
de er
Rosin
dabei
nen l
te di
Kalen
bald
ihren
reche
gen n
traur
sollte
keit u
Ersten
genug
Is da

Er habe ja alles gethan, um Friede zu
ern.

Gottfried wurde nun seiner künstlichen und doch gründlichen Arbeit wegen nicht allein Erlenburg, sondern auch auf der herumliegenden Landschaft bey den benachbarten Adlichen und Leuten immer mehr bekannt, und mußte viel mehr arbeiten. Ein Edelmann auf dem Lande ließ sich ein neues Schloß bauen, und da ließ er Gottfried, der jetzt etwas über ein halbes Jahr Rathgeber war, zu sich hinauskommen, und batte einen Auftrag mit ihm, daß er ihm nicht die Thüren zu den Zimmern machen, sondern die Fußböden belegen sollte. Dieß erforderte Zeit von wenigstens drey Wochen. Da nun das junge Paar getrennt war, da fühlten beyde recht, wie so sehr lieb sie einander hatten. Er saß immer einsam und halb schwermüthig da, und Meister Bäumer konnte sie mit seinen lustigen Einfällen nicht aufheitern. Sie zählte die Tage und Stunden, und sah immer immer nach, ob die drey Wochen noch nicht herum seyen? Auch schrieb sie zweymal an ihren lieben Gottfried, und erkundigte sich, ob er gesund und wohl auf sey? — Er hingegen war ebenfalls oft ganz still, nachdenklich und trüb, daß er so lang ohne seine Rosine leben mußte, und gieng lange nicht mit solcher Munterkeit und so mit Singen an die Arbeit, wie in Erlenburg. Ob er gleich bey dem Junker alles hatte, und weit bessres Essen und Trinken hatte, als zuhause, so war ihm doch seine schlechte Kost



an Einem Tische mit Rosinen hundertmal lieber gewesen. Es gereute ihn oft, daß er den, obgleich vortheilhaften, Altkord eingegangen hatte, und beschloß bey sich, sie in Zukunft nicht wieder zu verlassen. Er arbeitete vom frühen Morgen an bis spät in die Nacht, um nur bald wieder zu seiner Rosine kommen zu können, und war voller Freuden, als nun die Arbeit endlich fertig war. Kaum hatte er seine Bezahlung, so eilte er, was er konnte, wieder nach Erlenburg, und schloß seine Rosine mit heisser Innbrunst in die Arme. Gottlob, daß ich wieder bey Dir bin! Gottlob, daß Du wieder da bist! Das war alles, was die beyden Leute anfangs sagen konnten.

Jedes fühlte nun noch mehr, welch einen Schatz eines in dem andern besäße, und ihr Herz ward dadurch von noch heisserm und herzlicherm Danke gegen Gott erfüllt. Ihre gegenseitige Liebe stieg mit jedem Tage. Beynäh stündlich entdeckte jedes wieder neue Vorzüge an dem andern.

Elftes Kapitel.

Wie Rosine in die Wochen kommt, und ein Söhnlein gebiert, das den Namen Jakob bekommt.

So hatten sie nun schon ein Jahr lang die vergnügteste Ehe mit einander geführt; Und nun rückte die Zeit immer näher heran, da Rosine in
die

die Wochen kommen sollte. Gottfried war voll der ärtlichsten Besorgnis, daß ihre Niederkunft nur recht glücklich ablaufen möchte. Er hatte so oft schon von unglücklichen Geburten gehört, die der Mutter das Leben gekostet hatten; Aber noch nie hatten solche Nachrichten so starken und bedängstigenden Eindruck auf ihn gemacht, wie jetzt. Er quälte sich mit hundert traurigen und ängstlichen Vorstellungen in der Stille; Allein Rosinen ließ er nicht das geringste davon merken, um ihr nicht auch Angst und Sorgen einzujagen. Oft schloß er sich in seine Kammer ein, warf sich auf die Knie nieder, und bath Gott mit Thränen und gernutzten Händen, ihm doch seine liebe, fromme Rosine zu erhalten, und die Geburtsstunde recht glücklich vorüber gehn zu lassen! Rosine hatte immer guten Muth, und war munter und vergnügt, bis auf den letzten Monat ihrer Schwangerschaft. Da überfiel sie oft eine ungewöhnliche Bangigkeit und Beklemmung. Lange Zeit gab sie sich Mühe, das vor ihrem Gottfried zu verbergen. Aber endlich war sie nicht mehr im Stande. Sie fiel ihrem Gottfried in die Arme, schluchzte laut und stieß den Seufzer aus: Ach Gottfried, wenn mich unser Lieber Herr Gott nur nicht von Dir wegnimmt! Gottfried konnte lang nichts reden. Endlich sammelte er alle seine Kraft zusammen, und suchte sie zu beruhigen. Aber bald brach ihm selber wieder das Herz; Er gieng in der Stube auf und ab, und rang die Hände. Nun fielen ihm erst wieder die Erzählungen der Meister Zäune-

rinn



rinn ein, wie viel sie bey ihren Geburten ausgestanden habe. Den nächsten Sonntag drauß gieng er mit seiner Rosine zum heiligen Abendmahl. Noch nie hatte er das Sakrament mit solcher Andacht und Innbrunst empfangen, wie diesesmal. Mengstlich sah nun das junge, liebesvolle Paar dem entscheidenden Zeitpunkte entgegen. Sie suchten einander wechselsweise aufzurichten und zu stärken; Sie versprachen einander und gelobten sich heilig, sich in alle Fügungen der Vorsehung christlich und gelassen zu schicken, alles mit Geduld und Dank anzunehmen, und dann sagten sie wieder, und rangen oft fast mit der Verzweiflung. Wenn Rosine nur über Kopfweh oder Rückenschmerzen klagte, so wußte Gottfried schon kaum mehr was er that, und rief Meister Zäunern und sein Weib und die Nachbarinnen zusammen. Er war in einem recht kläglichen Zustand.

Eines Tages wurde er in ein Bürgerbhaus geholt, um da mit seinem Gesellen verschiedenes zu arbeiten. Er mußte sich über drey Stunden lang da aufhalten, und war beynah eben vollends mit der Arbeit fertig, als eine Weibsperson ganz ausser Athem hergesprungen kam, und ihm sagte: Er soll eilends heimkommen; Rosine sey in Noth und Noth. Er wurde todtenblaß, ließ den Hobel aus der Hand fallen, und sprang, ohne erst sein Kamisol anzuziehen, fort, und eilte seinem Hause zu. Hastig stürzte er sich in die Stube. Da lag seine Rosine auf dem Bette, blaß, entkräftet, und mit kaltem Angstschweiß auf der Stirne,



Einne, neben ihr das neugebohrne Kind. Gottfried! rief sie ihm mit matter Stimme, streckte die eine Hand nach ihm aus, und wies mit der andern auf das Kind. — Wie ist Dir? sag, wie ist Dir? rief er bebend aus. Mir ist ganz wohl, war die Antwort. O Gottlob! Gottlob! rief er aus, hub seine Hände zum Himmel auf, und drückte dann seiner Rosine die Hand, neigte sich über sie hin, und Thränen stürzten ihm aus den Augen auf ihr Gesicht. Und was ist das Kind? Ein Anablein? sagte er drauf, hub es in die Höhe, und drückte es mit den Worten an sein väterliches Herz: O Gottlob, Gottlob! O Du lieber, lieber kleiner Engel! — Die Hebamme und die andern Weiber hielten ihn nun vom Bette weg gehen, damit die Wöchnerinn Ruhe habe, und von ihrer Arbeit und Entkräftung sich erholen könne. Er lief immer in der Stube hin und her, und war ganz außer sich. Bald hub er Augen und Hände zum Himmel auf, bald lief er wieder an das Bette, und betrachtete mit sorgsam forschendem Blick bald sein Weib, bald wieder das Kind, das schlief, und gab ihm einen sanften Kuß auf sein unschuldiges Gesicht. Hundertmal fragte er Rosinen, ob ihr auch wohl, recht wohl sey? Und wenn sie eben bejahet hatte, so fragte er sie gleich im nächsten Augenblicke wieder, so daß ihm die Weiber es nochmals verwiesen, daß er ihr gar keine Ruhe lasse.

Nun war ihm erst recht wohl, da die Angst, die ihn so lang gedrückt hatte, von seinem Herzen weggenommen war. Er arbeitete nun mit noch freihern



fröherm Muth, und es gieng ihm auch alles weit besser von Statten. Wenn er am Morgen in die Stube kam, und seine Rosine, und seinen Jakob — so ließ er das Kind, nach seinem Vater, in der Taufe nennen — auf ihrem Arm oder an ihrer Brust liegend sah, so durchschauderte ihn ein nie vorher noch gefühltes Entzücken. Wenn er dann seinem Weib und seinem Kind einen Kuß gab, und in seine Werkstätte hinabgieng, so trat er mit freudigem Dank gegen Gott seine Arbeit an, und that alles mit weit fröherm Herzen; Denn, dachte er, was ich verdiene, das ist zum Besten meines lieben Weibs und meines lieben Kindes, das mir Gott gegeben hat. Oft zog ihn von seiner Arbeit weg. Er flog hinauf in die Stube, plauderte einige Augenblicke mit Rosinen, herzte und liebkoste seinen Knaben, und gieng dann mit neuer Lust und neuem Eifer wieder an die Arbeit. — Acht Tage lang befand sich Rosine in ihrem Wochenbette vollkommen wohl. Aber nun bekam sie einen Friesel, der gefährlich werden zu können schien. Ein paar Nachbarinnen und die Kinderwärterinn sagten zwar, es habe nicht viel zu bedeuten, und schlugen allerley Hausmittel vor, die Rosine brauchen sollte. Aber Gottfried war voll ängstlicher Besorgniß; Er bath Rosinen, keins der vorgeschlagenen Mittel zu brauchen, und erinnerte sie an die Mittel, die der Scharfrichter ihr gegeben hatte, und woran sie fast gestorben wäre. Es ist besser, sagte er, man thut noch zu rechter Zeit dazu, und schickt nach dem Doktor. Augenblicklich schickte er auch einen reu-

tenden

tenden. Bothen nach dem rechtschaffnen Doktor von Altenstetten. Dieser kam auch nach drey Stunden. Kaum trat er ins Zimmer, so sagte er: Aber lieben Leute, das ist ja in Eurer Stube eine Hitze, die kaum ein gesunder Mensch aushalten kann. Wenn einem auch nichts fehlt, so kann er hier eine Krankheit holen, und die arme Frau da solls in ihrem dicken, schweren Bett aushalten? Muß sie nicht alle ihre Kraft durch den Schweiß verlieren, und fast in der dicken Luft ersticken? Es muß, glaub ich, eine halbe Klafter Holz im Ofen stecken. Laßt gleich etliche Scheiter heraus nehmen! Wenns nur nicht kalt im Zimmer ist, so isß schon warm genug. — Drauf gieng er, nachdem er sich erst den Schweiß von der Stirne weggewischt hatte, ans Bett zu der Kranken hin, befühlte ihren Puls, und fragte sie um allerley Dinge, welche ihm Erläuterung von ihrer Krankheit geben konnten. Gottfried sah ihm dabey mit ängstlich forschender Miene ins Gesicht, als ob er alles drauß heraus lesen wollte, was er über ihren Zustand denke. Der Doktor sagte: Noch sey die Krankheit nicht aufs höchste gestiegen. Es sey gut, daß man ihn bey Zeiten gerufen, und noch keine andre Mittel, die oft mehr verdürben als gut machten, gebraucht habe. Er hoffe, daß ihr mit Gottes Hülfe gewiß noch zu helfen sey. Und nun verschrieb er ihr ein Rezept, und gab ihr zugleich Regeln, wie sie sich verhalten sollte. Er versprach in zwey Tagen wieder zu kommen, und nahm seinen Abschied. Gottfried gab ihm das Geleit unter die Hausthür.



Handthüre und fragte ihn nochmals auf sein Gewissen, ob die Krankheit doch ja nicht gefährlich sey? Der Doktor sagte: Nein; Wenn sich Rosine nur recht gut halte.

Nun verließ der bekümmerte junge Mann das Bette seiner Frau fast keinen Augenblick, erkundigte sich des Tages wohl hundertmal nach ihrem Befinden, wuschte ihr den Schweiß von der Stirne, gab ihr selbst die Arzneien auf den gesetzten Augenblick ein, und berthete gemeinschaftlich mit ihr um ihre Genesung. Gott erhörte auch die Wünsche des braven jungen Paares, und Rosine fieng an, sich zusehends wieder zu bessern. Der Doktor kam versprochenemassen nach zween Tagen wieder, und versicherte, daß die Kranke nun wieder ausser aller Gefahr sey. Gottfried drückte ihm für diese frohe Nachricht mit der herzlichsten Dankbarkeit die Hand, und konnte sich kaum halten, ihm nicht um den Hals zu fallen.

Zwölftes Kapitel.

Der brave Doktor von Altenstetten eröffnet seine Gedanken über die Art, mit der man die armen jungen Kinder behandelt.

Mit Rosinen besserte sich nun vollkommen, und sie bekam bald die verlohrnen Kräfte wieder; Aber der kleine Jakob, den die Mutter wegen ihrer Krankheit nicht mehr säugen konnte,



konnte, wurde jetzt ein wenig krank, und Rosine war darüber sehr bekümmert. Da der Doktor nach vier Tagen wieder kam, ward er also wegen des Kleinen auch zu Rath gezogen. Die Kinderwärterinn saß eben bey ihm an der Wiege, und stopfte ihm sehr dicken, festen Milchbrey ein, den sie vorher in ihrem, beynah völlig Zahnlosen Mund laute. Der Knabe war ganz fest in Bindeln eingeschnürt; Auch die Hände und Füße waren eingebunden, so daß sich das arme Geschöpf nichts im geringsten rühren konnte, und sobald es zu weinen anfieng, ward es in der Wiege aus aller Macht hin und her geschaukelt. Der Doktor sah das eine Zeitlang mit an, schüttelte drauf den Kopf und sagte: Ach, das arme Kind! Ich wundre mich nun im geringsten nicht, daß es nicht gesund ist. Wie war es auch möglich, da man so barbarisch mit ihm umgeht? Seht einmal, Meister Walther! Da stopft man dem Knaben seinen Magen voll mit Brey, der so schwer und dick ist, daß Ihr, wenn Ihr auch den halben Tag dabey hobelt und Euch tüchtig ausarbeitet, ihn doch kaum im Stande wäret zu verdauen. Und damit dem armen Kinde vollends alle Kraft benommen wird, den Kleister zu verdauen, so schnürt man es noch ein, daß es kaum Athem holen, Hand und Fuß kaum regen kann, und wie ein Klotz da liegen muß. Ich möchte sehen, wie wir eine zehnmal leichtere Speise verdauen würden, wenn wir dabey den ganzen Tag im Bette liegen müßten, und man uns dabey noch zusam-

Geschichte Gottfried Walthers. A men



men schnürte, daß wir Hand und Fuß nicht reggen könnten? Und da trillt man oben drein noch den armen Gefangenen in seinem Kesselt hin und her, daß ihm schwindlich werden, und er ganz ebbisch im Kopf werden muß, und es nur ein Wunder ist, wenn der Magen nicht die Speise alle wieder von sich giebt. Wahrlich, ein Gesunder könnte das nicht lang aushalten, geschweige dann ein schwaches, krankes Kind. — Aber, hab ich nicht gesagt? Seht, da bricht es schon den Drey wieder von sich. Kurz, wenn ich Euch guten Rath geben soll, und Ihr Euer Kind nicht selbst umbringen, oder wenigstens ein schwaches, hinfälliges Geschöpf aus ihm ziehen wollt, das durch jedes Lüstchen umgeworfen wird, so stopft es nicht mehr mit so schwerem, unverdaulichem Drey! Gebt ihm dafür Zwieback, und leichte Süppchen von feinem weißem Brod, in Wasser oder Milch gekocht! Das kann es verdauen, aber wahrlich diesen Mehltreig nicht. Und wenn es Kräfte kriegen und erstarken soll, so packt es nicht wie einen Heering in die Windeln und die Wiege ein! Laßt den Buben seine Hände brauchen! Dadurch wird er stark, und die Ausdünstung wird befördert. Schmeißt die Läufler von der Wiege weg, und schaukelt den Kleinen nicht mehr so unbarmherzig hin und her! Er wird ja dadurch nur ebbisch und zuletzt ein Dummkopf. Was die Krankheit anbetrifft, die hat so viel nicht zu bedeuten. Ich will ihm ein Eästchen verschreiben, das bald wirken soll, wenn ihm der Ma-

gen



gen nur nicht mehr so jämmerlich zugeleimt wird.

Gottfried versprach, er woll alles so machen, wie's der Doktor vorgeschrieben habe, dankte ihm für seinen guten Rath, und begleitete ihn unters Haus. Noch eins, sagte da der Doktor, muß ich Euch rathen, daß ich vor der Kinderwärterinn nicht sagen mochte, daß Ihr sie die Speisen nicht mehr erst in ihrem Munde kauen laßt. Wird es Euch nicht zum Eckel seyn, eine Speise zu genießen, die vorher in einem Mund hin und her gekaut wird, in dem nur noch ein paar halbe, faule Zähne stehen? Könnt Ihr glauben, daß ein Essen gesund sey, das erst mit einem fremden, vielleicht ungesunden Speichel vermischt worden ist? Aber mit den armen Kindern geht man um, als ob sie keine Menschen wären, oder schon eine eiserne Gesundheit hätten, da sie doch noch so schwach sind. — Es ist wahr, Herr Doktor, sagte Gottfried; Aber ich hab's eben bisher nicht so überlegt. Künftig soll's in meinem Haus gewiß nicht mehr geschehen. —

Gottfried ließ nun augenblicklich den kleinen Jakob von den Windeln, in die er bisher eingepanzert gewesen war, losmachen, nahm die Läu-
fel von der Wiege weg, und befahl, man soll dem Knaben künftig keinen Mehlbren mehr kochen, sondern leichte Sappchen. Aber nun hatte er einen harten Strauß auszustehen. Die

Kinderwärterinn sagte, sie habe nun schon mehr als fünfzig Kindern gewartet, und es noch nie anders gemacht, als wie bey seinem Jakob. Das seyen lauter Grillen, was der Doktor da geschwaht habe. Die Alten seyen doch auch kluge Leute gewesen, und haben sich nie dergleichen Possen einfallen lassen. Der Papp sey die einzige und beste Nahrung für ein Kind; Papp seinen Brodsküppchen werde der kleine Jakob die Auszehrung bekommen. Auch werde Meister Gottfried bald sehen, wie das Kind ohne Windeln mit Händen und Füßen ausschlagen, und sich selbst verletzen und Schaden thun werde. Wenn man es nicht wiege, so könne kein Mensch zum Schweigen bringen, und man müsse ganze Nächte durch feinetwegen auf sitzen und dgl. Gottfried sagte nichts, als er woll es so; Der Doktor müsse das doch besser versiechen. Und drauf gieng er in seine Werkstätte hinab, um dem Geschwäg anzuzureichen.

Das wäre nun gut gewesen; Aber damit war die Kinderwärterinn nicht zufrieden. Sie wendete sich nun an Rosinen, die von dergleichen weiblichen und alten hergeerbten Vorurtheilen noch gar nicht frey war, und mußte ihr durch ihre Heftigkeit den Kopf so warm zu machen, daß sie endlich sagte: Ja, es sey wahr; Solche Neuerungen seyen gar nichts nutz; Sie woll ihm rein Mann zureden, daß er wieder davon abstehe. Nun kamen ein paar Nachbarinnen dazu, und

und schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, da sie hörten, was Gottfried für unerhörte neue Sachen anfangen wolle, und den kleinen Jakob uneingewickelt da liegen, und die Läuſel von der Wiege weggenommen ſahen. Das ſey himmelschreyend, ſagten ſie, wie man jetzt mit den armen Kindern umgehe; Koſine könn es in Zeit und Ewigkeit, vor Gott und Menſchen nicht verantworten, wenn ſie das zugebe und ihrem Mann nicht durch den Sinn fahre. Sie ſagten ihr tauſend Dinge von dem Nutzen des Wehlbreus, der Windeln und des Wiegeſchaukelns vor, und zählten tauſend Arten von Uebeln an den Fingern her, die dem Kind zuſtoßen würden, wenn man nach der neuen Art behandle. Sie wollten auch ſchon halb und halb wahrnehmen, daß das Kind ganz entſtellt außſehe, ſeit es loſgewickelt ſey; Und weil es eben gerade ſchrie, und mit den Händen etwas zappelte, ſo ſagten ſie, es werde augenblicklich einen Bruch bekommen, wenn man es nicht gleich wieder einbinde. Dadurch jagten ſie Koſinen ſolche Angſt ein, daß ſie der Kinderwärterinn befahl, das Kind augenblicklich wieder einzwickeln, welches dieſe mit der größten Bereitwilligkeit und Behendigkeit that.

Der Knabe ſchrie nun noch weit heftiger, und zwar ſo ſtark, daß ihn Gottfried, der eben auf dem Boden droben ein Brett holen wollte, hörte und in die Stube kam, um zu ſehen was ihm fehle. — Was ſoll das ſeyn? rief er;

F 3

Warum



Warum ist der Knabe wieder eingewickelt? Er bekam drei Antworten statt Einer. Alle Weiber schrien auf Einmal zusammen: Was er denke? Was er da für Neuerungen anfange? Sie alle, und ein jeder ehrlieber Christenmensch in Erlenburg sey auch mit Mehlsack aufgezogen, auch in Windeln eingewickelt, und in der Wiege geschaukelt werden; Und sie seyen alle davon gekommen. Freulich, sagte Gottfried; Wenn man die Gestorbenen nicht dazu rechnet. Aber man ließ ihn nicht zu Wort kommen. Alles stürzte auf ihn los. Wenn nur die Mannsleute, hieß es, aus den Kindbetteckeln wegbleiben, und sich nicht in Dinge mischen wollten, die die Weiber zehnmal besser verstehen müssen! Es regnete eine Menge von Verwünsen, mitunter zuweilen auch Schimpf, widerum auf den armen Gottfried, und er wußte sich am Ende nicht anders zu helfen, als daß er die Nachbarinnen bat, sie möchten doch erst vor ihrer eignen Thüre lehren, und sich nicht in fremde Dinge mischen! Das nahmen denn die Weiber so hoch auf, daß sie mit ziemlich unhöflichen Ausdrücken sein Haus verließen, und sich betheuereten sie wollten keinen Fuß mehr über seine Schwelle setzen. Aber, setzten sie, mit auf die Hüften gestemmen Händen und vorwärts gebogenem Körper, hinzu, er werde sehen was für Unheil all noch aus den Einfällen herauskommen werde, die ihm der Doctor ins Ohr gesetzt habe.

Gottfried war froh, daß er nur in seinem Hause wieder einmal frey Athem holen konnte.

redete nun mit seiner Kosine, und stellte ihr vor, wie sie sich doch von den Weibern habe so einnehmen lassen können, eh sie noch eine Probe gemacht habe, ob seine Vorschläge für das Kind gut oder schlimm seien? Wenn die Probe nicht gut anschlage, so könne mans ja immer auf den alten Schlag fortmachen u. s. w. Kosine gestand, sie habe sich durch die Weiber überlauben lassen, und versprach, sie wolle sich nun ganz nach seinem Willen bequemen. Das Kind wurde also von seinen leinenen Banden wieder losgemacht, und hörte bald drauf auf, zu schreien. Auch wurde ihm nun statt des Mehlbreis leichte Süppchen nach dem Rath des Doktors gekocht, und der Knabe wurde nach ein paar Tagen wieder frisch und munter, und die kleine Unpäßlichkeit, die er vorher gehabt hatte, war gehoben.

Alein die Kinderswärterin wollte sich in diese neue Art, den Kleinen zu behandeln, durchaus nicht fügen. Sie machte immer greulich härmische Gesichter, murmelte beständig etwas in sich hinein, und drohte mehrmals, wenn man sie nicht mit dem Kind unmachen lasse, wie es ihr beliebe, so könne sie nicht länger im Haus bleiben, und nehmen ihren Abschied. Gottfried wurde des ewigen Brummens endlich müde. Er besprach sich mit seiner Kosine, sagte ihr, es werde besser seyn, wenn sie, da sie selber jetzt wieder ganz hergestellt sey und alles Hausgeschäfte verrichten könne, ein junges Dienstmädchen annehme, das Ausgänge
X 4 und



und andre kleine Geschäfte verrichten könne. Rosine ließ sich das gefallen, und Gottfried zahlte der Kinderwärterin den Lohn aus, und sie nahm mit spöttischen Reden und am Ende noch mit Schimpfsworten ihren Abschied.

In kurzer Zeit war nun durch die dienstfreundliche Berseerac der beiden Nachbarinnen und der vor den Kopf gestrichenen Kinderwärterin das ganze Städtchen voll von den abgeschmacktesten Erzählungen von Gottfrieds neuer Art, seinen Anakiden zu behandeln, und von den schrecklichen Folgen davon, welche sich bereits an dem Anaken esenbabeten. Dort erzählte eine Nachbarin der andern: Der kleine Jakob sey so mager und abgezehrt wie ein Todtengerippe, und das komme bloß von der elenden Suppenkost her. Hier lässelte eine Gevatterin der andern ins Ohr; ob sie auch schon gehört habe, daß Gottfrieds Kind, weil es nicht in Windeln eingewickelt sey, sich bey Nacht in die Höhe heben habe, und da sey es dann aus dem Bette herausgestürzt, und habe sich ein paar Rippen entzwey gefallen. Noch eine andre wollte wissen, der kleine Jakob habe sich bereits einen Bruch gescrien, und werde nächster Tagen dran sterben. Und so giengen noch zwanzig andre abentheuerliche Erzählungen im Städtchen herum; Und da ward denn immer täglich auf das junge Ehepaar geschimpft. Indessen aber wuchs der kleine Jakob auf, wie eine Weide am Bach. Er ward täglich munterer und stärker.

ter. Der strenge Gebrauch seiner Glieder gab ihm Kräfte, die sonst Kinder von seinem Alter gewöhnlich nicht haben. Die gesunde Nahrung erhielt seine Lüste frisch, beförderte ihren freien, ungehinderten Umlauf, und machte sein Fleisch fest und seine Knochen stark. Der Kleine ward auch, nach dem Rath des Doktors, frühzeitig an die frische Luft gewöhnt, und fleißig auf die Gasse getragen; Und da wunderten sich alle Erlenburgerinnen höchlich, und konnten schlechterdings nicht begreifen, wie der Knabe so gesund und stark seyn könne, da er doch nicht mit Wealoben aufgezogen, nicht in Windeln eingeseffelt und nicht in der Wiege gehandelt und getrübt worden war. Der kleine Jakob konnte auch schon auf die Künste sehen, da die andern Kinder von seinem Alter noch nicht einmal ihren Kopf gerad und aufrecht halten konnten. — Dieses Kind war nun Gottfrieds und Rosinens einzige und größte Freude. Ganze Stunden lang schickerte sein Vater mit ihm, und empfand unnenadars Vergnügen, wenn der Knabe ihm zuhobelte, oder ihn mit seinen kleinen, zarten Händen im Gesicht herumkrabbelte. Wenn die beiden Eheleute im Abend so versammelt saßen, und das Kind Rosinen auf der Schooß lag und schlummerte, da besprachen sie sich mit einander über die künftige Erziehung des Knaben, gelobten einander heilig zu, ihn zu allem Guten treulich anzuhalten, und zu einem rechtschaffenen Mann heran zu ziehen. Sie stritten oft darüber, was der Knabe ein- und



werden sollte. Kessine meinte, es sey das Beste, wenn er seines Vaters Handwerk lerne. Wetzfrieden aber stand der Sinn schon höher, und er sprach vom Lateinschlernen und Studiren. Denn er konnte er nun einmal doch nicht ganz vergessen, daß er selbst in seiner Jugend ein kleiner Latriner und Vochbiter war, und bedauerte oft, halb im Scherz und halb im Ernst, daß ihn sein Vater nicht habe fortstudiren lassen. Er würde, meinte er, einen ganz andern Pfarrer abgegeben haben, als des Stadtschreibers Sohn, und als Benjamin, des Pfarrers Sohn, der jetzt um jeden elenden Schuldienst sich bewarb. So gemeins das junge Ehepaar oft in einen kleinen freundschaftlichen Streit über die künftige Erziehung und die Lebensart, die der kleine Jakob wählen sollte. Sie dachten oft so lebhaft, als ob Jakob morgen schon zu einem Handwerk, oder zum Studiren sich entschließen müßte. Sie bauten die schönsten, herrlichsten Schlösser in die Luft, bis endlich der kleine Jakob, durch ihre zu laute Freude aufgeweckt, zu weinen anfieng, und sie wieder dran erinnerte, daß er erst ein Vierteljahr alt, und es also noch Zeit genug sey, sich drüber zu berathschlagen, was er künftig einmal werden soll.



Dreizehentes Kapitel.

Wie Gottfried mit Rosinen zum Herrn Baron von Kochliz auf sein Schloß hinauszieht,
und daraus allerley Ungemach für ihn und
sie entsteht.

Um diese Zeit bekam Gottfried wieder einen Brief von einem sehr reichen Baron in der Nachbarschaft, der ihn unter den annehmlichsten und vortheilhaftesten Bedingungen zu sich auf sein Schloß hinaus einlud, um da verschiedne künstlerliche Tischlerarbeiten zu versertigen. Gottfried konnte sich zwar kaum entschließen, Rosinen und seinen Knaben wieder zu verlassen. Aber doch stach ihm der große Gewinnst in die Augen, den er davon zu machen bestie. Er sagte also zu seiner Frau: Rosine, ich denk, ich nehme die Einladung doch an, und ziehe zu dem Herrn Baron hinaus. Es ist viel davon zu gewinnen. Das wollte nun Rosinen durchaus nicht gefallen. Sie sieng an zu weinen, und bath ihn aufs dringendste, diesmal daheim zu bleiben. Umsonst! Er hatte seinen Kopf drauf gesetzt, und wollte zu dem Baron.

Rosinen that das schmerzlich weh, daß er auf ihre Bitten so wenig gab. Sie schwieg zwar, weinte aber in der Stille, und sieng an, mit ihrem Gottfried zu manen, wie man's nennt. Das merkte Meister Zäumer, da sie Abends drauf in seinem Zimmer bey einander saßen.

Unter
Euch

Euch ist etwas vorgefallen, hieß er an. Es giebt da trübe Augen, und das Maul hängt weiter heraus, als sonst. Nur mit der Sprache heraus! Was ist vorgefallen zwischen Euch? Ich will Frische kosten. Da muß man bei Zeiten dazu thun. Wenn man so etwas einmal hat einwurzeln lassen, da kann kein Meißel mehr heraus bringen. Die Schiden heilen langsam, oder gar nicht. Was ist vorgefallen? — Gottfried und Rosine wollten lange mit der Sprache nicht heraus. Sie wurden roth, und blickten jedes vor sich hin. Es hat nichts gezeuht, sagte eines nach dem andern. Endlich sagte Gottfried: Nun, ich kann ja sagen. Ich kann dem Baron von Kochliz viel verdienen, und will auf die Weiche zu ihm hinaus. Und da ist mein Weib so närrisch, und wills nicht haben, und fängt an zu maulen. — Sie hat Recht, sagte Meißel Zimmer; Vollkommen Recht, und ist gar nicht närrisch, Better Gottfried! Sei Du des dem Junker draussen wars, steckt Dir das Barrenweizen immer im Kopf. Du wirst am Ende selber noch ein Junker werden. Bleib im Lande, und nimm dich redlich! So heißt in der Bibel. Das Herumziehen naugt den Gutsput nicht. Du hast hier im Städchen genug zu thun, und Dein ehrliches Auskommen. Da muß man die täglichen Hundleute, das die besten sind, abweizen, oder von einer Zeit zur andern aufziehen, daß sie endlich ungeduldig werden, und schmarost indessen bei den Junkersleuten herum. Gleich Acht; Ob Du Dich versiehst, huch! ist ein neuer

neuer Tischlermeister im Städtchen, und schnappt Dir die Kunden weg. Dann klag den Junkern Deine Noth! Sie werden Dich höchst ins Häuschen 'nein ausladen. Wässert Dir vielleicht das Maul nach ihren Braten, wovon Du zuweilen einen Knochen abkriegst, und nach ihrem Wein, wovon sie Dir manchmal, wenn sie recht gnädig sind, ein Gläschen voll hinreichen? Dann ist's freylich etwas anders. Aber wenns den Handwerksmann nach Wein und Braten und Kapauern lüßlet, dann gute Nacht, Handwerkszeug und Verdienst und ehliches Auskommen! Dann wird aus dem reichen Handwerksmann ein armer Herr, der mit all seiner Herrlichkeit zuletzt in den Hospital wandert. Und das ist eben, warum mir's auch nicht gefallen will, daß Du in den vornehmen Häusern leben und herum schwarzen sollst. Wenn man dann wieder heim kommt, und soll seine Wassersuppen essen, und mit Hausmanns-keß vorlieb nehmen, da wills einem nirgend mehr schmecken; Da riechen einem immer Braten und junge Hühner in die Nase, und man wird zuletzt ein Prasser und ein Habwuchs. Das ist dann das Ende vom Lied, wie's schon den so vielen war. Bleib Du lieber, wo Du bist, und laß Dir von mir und Rosina rathe!

Diese treue, aufgemerkte Verstellung des ehrlichen Meister Lammers war Wasser auf Rosinens Mühle. Sie setzte ihrem Gottfried nochmals in Güte vor, er möchte sie doch nicht verlassen!

sen! Und dieser, der, wie wir wissen, sehr leutsam und nachsichtig war, ließ sich auch bald überreden, da zu bleiben, und schrieb dem Varen von Kochliz: Er könne nicht wohl abkommen; Er habe dabey viele Arbeit, und dazu noch Weib und Kind, von denen er sich nicht gern trenne. Er bringe von mehr Schaden als Vortheil, wenn sein Weib eine eigene Haushaltung führen müsse, u. dgl. mehr.

Kesine war nun aus der Maassen veranlaßt, daß die Sache so erwünscht abgelaufen sey, und ihr Gottfried sich so bald wieder habe herum lenken lassen; Auch machte ihm Meister Zäumer ein paar Lobsprüche darüber. Allein nach drei Tagen kam der Varen von Kochliz in eigener Person mit einem Knecht vor Gottfrieds Haus hergeritten, sitz auf dem Pferd, und gieng in die Werkstatt, als eben Kesine mit ihrem Kind auch drinnen saß. Varen Kochliz war ein junger, ansehnlicher, lebhafter Herr, und besonders ein großer Liebhaber vom weiblichen Geschlecht; Daher er auch Kesinen, die noch immer sehr gut aussah, zuerst grüßte, sie mit einem scharfen Blick betrachtete, und sich dann erst zu Gottfried wendete, der ehrerbietig, mit der Mütze in der Hand, auf der Seite stand. Er redete ihn sehr herablassend und gnädig an, und sagte ihm, er sey gekommen, ihn mit aller Gewalt zu überreden, zu ihm auf sein Schloß hinaus zu kommen. Er habe schon so viel Nützliches von ihm und seiner

Kunst

Kunst gehört. In dem Augenblick betrachtete er einen Schrank, an dem Gottfried eben arbeitete, lobte diesen ungemein, und küßelte dadurch Gottfrieds Eigenliebe nicht wenig. Inzwischen that er ihm den Vorschlag, ihm noch zwanzig Thaler über den, anfangs verabschlagenen Accord mehr zu geben, und drang in ihn, sich nun augenblicklich zu erklären, daß er zu ihm hinaus kommen wolle! Gottfried wußte selbst nicht, was er sagen sollte, zupfte bald an seiner Kappe, sah bald seine Rosine an, und stetterte endlich die Worte heraus: Ich verlaß eben ungern Weib und Kind. Die Haushaltung will doch Er, sagte Baron Kochly, der ihm in die Rede fiel; Da ist bald Rath, Werder! Er bringt Frau und Kind mit hinaus, und schließt indessen die Werkstätte zu. Wenns sonst an weiter nichts fehlt, dann ist alles richtig. Uebermorgen schick ich meinen Wagen herein. Es soll seiner Frau bey mir nichts abgehn. — Gottfried sah sich nun gefangen, und konnte weiter nichts mehr einwenden. Der Baron blieb noch etwan eine halbe Viertelstunde da, lobte Gottfrieds Arbeiten, spielte mit dem kleinen Jakob, sah dabei Rosinen ein paarmal von der Seite scharf ins Gesicht, und gab sogar dem Knaben einen Kuß, alles mit dem größten Anstand. Drauf nahm er sehr gnädig Abschied, sagte nochmals, in zween Tagen woll er seinen Wagen schicken, setzte sich aufs Pferd, sah sich noch einmal nach Rosinen um, die mit Gottfried unter der Thüre stand, lufte sehr



sehr gnädig seinen Huth, gab seinem Pferd den Spein, und trabte davon.

Das ist ein Herr! sagten Gottsfried und Rosine zugleich, als sie wieder in die Werkstätte traten, so gnädig, so gemein, als ob wir seines Gleichen wären. — Wie er alles so genau ansah, und damit so zufrieden war! sagte Gottsfried. — Und wie er den Jungen küßte! fiel Rosine ihm ins Wort; Der Kleine fuhr anfangs zurück; Als er aber sah, daß seiner Excellenz so freundlich lachte, sieng er auch zu lachen an. Gilt, du Kleiner Engel? Hiemit gab sie ihrem Jakob einen Kuß. — Und die zwanzig Thaler kann ich auch mitnehmen, fuhr Gottsfried fort. Und in der Haushaltung, sagte Rosine, brauchen wir indessen auch nichts. — So plauderte das verquähte Paar noch lange fort, verlebte sich in Lebenserhebungen des Barons, und träumte von tausend Freuden, die sie erst draußen auf dem Schloß haben würden. Nur war Rosine in Verlegenheit, daß sie so wenig weiße Wäsche vorrathig habe, und beschloß, Morgen noch einige Hemder, Halstücher, u. dgl. zu waschen.

Sie suchte in der Abendstunde eben ihre Kleidungsstücke zusammen, als Meister Zäumer in die Stube kam, und sagte: Nun erzähl mir auch, wer war denn der vornehme Herr, der heute bey Euch war? War es etwa einer von den Baronsleuten? — Freylich, der Herr Baron selber!

selber! riefen beide zugleich, und erzählten von seiner Gnade, und daß sie übermorgen zu ihm hinaus kommen sollen, und er sie in einer Kutsche werden abholen lassen. — Seyd Ihr denn gar närrisch worden? fieng nun Meister Zäuner an, und schalt sie recht tüchtig aus. Endlich hat Euch doch der Hochmutheteufel noch befallen, und Rosine hat sich auch anstecken lassen? Gelt, das seine Kompliment, das der Baron noch vom Pferd herab zu Ihr gemacht hat, das hat Ihr den Kaps in Kopf gesetzt? Ja, ja! Es wird noch was schönes da heraus kommen! Gottfried, Du wirst noch an Deinem Weib Ehr und Freud erleben! Meinetwegen! Ich habe das Meinige gethan, hab Euch ehrlich gewarnt. Wenn man einen als einen guten Freund, der's redlich meynt, nicht mehr hören will, dann kann er sein Maul halten. Ich bin freylich kein Baron; Sonst wäre man eher auf mein Wort gegangen. O, ich möchte . . . ! Doch, halt's Maul, Meister Zäuner! — Mit diesen Worten gieng er erzürnt weg, und schlug die Stubenthüre hinter sich zu. — Es ist ein wunderlicher Mann! sagten Gottfried und Rosine. Man mag's machen wie man will, so ist ihm's nicht recht. Man muß ihn nur gehen lassen. —

Rosine war nun den ganzen andern Tag mit ihrer Wäsche und mit Zurüstungen zur Abreise beschäftigt. Gottfried suchte auch mit seinem Gesellen den nöthigen Handwerkszeug zusammen, und machte alles in Ordnung. Meister Zäuner ließ diesen Tag gar nichts von sich sehen.

Geschichte Gottfried Walther's.

U

Den



Den folgenden Morgen um neun Uhr kam die Kutsche des Haren von Nechlyz, mit vier Pferden bespannt, vor Gottfrieds Haus. Während des Ausfahrens versammelte sich ein großer Theil der Erlenburgischen Weiber und Kinder vor dem Haus. Sie gästen bald den schönen Wagen, bald die Pferde, bald den Kutscher, seinen schwarzen Lakaien, und den silbernen Wappenstein an seinem Arm an, und zischelten einander ins Ohr, was das geben werde? Meißter Zimmer ging aus dem Haus. Gottfried und Rosine wollten von ihm Abschied nehmen. Er aber schnurrte nur an ihnen vorbei, und gab keinem sein Geheiß. Als sie endlich wegfabren, sah seine Frau eben aus dem Fenster heraus und weinte. In allen Gassen, wo sie durchfuhren, sprang jedermann aus Fenster und gäste. Eine Nachbarin rief zu der andern: Wer ist das? Wo geht das hin? Und hinterdrein wurden spöttische und boschaste Anmerkungen in Menge gemacht.

Die Pferde flogen nun mit dem jungen Ehepaar und dem kleinen Jakob und den Gesellen über die Wiesen und Felder hin. Rosine, die in ihrem Leben noch nicht weiter als eine Stunde von Erlenburg weggekommen war, konnte sich nicht genug umsehen, und war ganz außer sich über den Anblick der Wälder, Berge und fruchtbaren, mit Dörfern besäeten Ebenen. Sie hielt immer ihren Jakob aus dem Kutschenschlag, um sich auch recht umzusehen. Aber der Knabe weinte fast in Einem weg, weil er das Fahren nicht gewohnt war.

Nach drei Stunden kamen sie in Kochzig, auf dem Gute des Barons an. Er war so gütig, selber an die Kutsche zu kommen. Ein Bedienter machte den Schlag auf, und half Rosinen aus der Kutsche. Der Baron bezeugte seine Freude über ihre Ankunft, führte sie in das Zimmer, das er ihnen zum Aufenthalt angewiesen hatte, dessen Pracht und Bequemlichkeit Rosine, die dergleichen nie gesehen hatte, mit großen Augen anstaunte, und drauf führte er die beiden Leuten in das Speisezimmer, gab sich auch viel mit dem kleinen Jakob ab. Man trug prächtiges Essen auf, und außer dem guten Tischwein wurde nach dem Eten auch noch fremder Wein aufgetragen, der Gottfriedem ungewöhnlich lustig machte. Der Baron war die Güte und Gnade selber, besonders gegen Rosinen und ihren kleinen Jakob. Nach Lique führte er sie auf seinem Schloß und im Garten herum. Alles erregte Rosinens Bewunderung. Bestäufig wurde Gottfried seine künftige Arbeit angewiesen. Als das junge Paar Abends allein beisammen auf seinem Zimmer war, da war Rosine ganz voll von den feurigsten Lobeserhebungen des Barons und seiner Gnade. Auch Gottfried stimmte mit in dieses Lob ein, und pries sich glücklich, einen solchen Kundsherrn gefunden zu haben. Er rechnete schon in Gedanken den Gewinnst aus, den er auf diesem Schlosse machen werde.

Den Morgen drauf trat Gottfried seine Arbeit an, und Rosine gieng indeffen, ihren kleinen Jakob



Jakob auf dem Arm, mit dem Baron im Garten und dem daran fließenden Bäldehen, das mit singenden Nachtigallen und andern Singvögeln angefüllt war, spazieren. Zu Mittag mußte Gottfried wieder mit dem Baron speisen, und des Abends auch. Der Baron sah ihm oft bei der Arbeit zu, lobte seine Gelehrlichkeit sehr, und machte dadurch den Tischler ganz von Eigenliebe trunken.

Das gieng so etliche Tage fort. Rosine ward mit jedem Tag vergnügter, und ihr Gottfried auch. Sie hielt den Baron für den liebevollsten, gnädigsten Herrn, rühmte ihn als einen solchen gegen ihren Gottfried, und merkte in ihrer Unschuld und Freude nicht, daß der Baron noch etwas mehr als höflich und anständig gegen sie sey. Er machte anfangs ihrem Jakob, und nachher auch ihr selbst verschiedne Geschenke, unter andern verschiedne Kleidungsstücke von seiner verstorbenen Mama, Weipzeug, und eine zierliche gestickte französische Haube. Er suchte sie oft auf ihrem Zimmer heim, spielte da mit ihrem Knaben, küßte ihn, ließ oft, wie von ohngefahr, seine Hand auf die übrige fallen, sie eine Zeitlang darauf ruhen, und sah ihr oft mit einem vielagenden Blick, aus dem aber Rosine nichts Erges abendete, ins Gesicht. So oft das Wetter gut war, machte er mit ihr einen Spaziergang bald da, bald dorthin, und übergab indeß den kleinen Jakob einer Schloßmagd; Auch führte er sie ein paarmal in seiner Landbahn spazieren. Gottfriedem ließ er nicht mehr allemal an seinen Tisch

koms

Kommen, sondern schickte ihn bald auf dieses bald auf jenes benachbarte Dorf, um da Holz einzukaufen, so daß Gottfried oft einen halben, ja auch manchmal einen ganzen Tag abwesend seyn mußte. Am Abend erzählte ihm Rosine dann immer, wie veranlaßt sie heut den Tag hingebraucht habe, und hoffte, ihm dadurch eine Freude zu machen, welches anfangs auch geschah.

Den nächsten Sonntag schlug der Baron dem jungen Paar vor, in die Kirche zu gehen, und als sie darein mit Freuden willigten, so sagte er, Rosine soll doch die geheckte Haube aufsetzen. Dieser konnte nichts willkommener seyn, als ein solcher Vorschlag. Gottfried machte anfangs einige Einwendungen und sagte, solch ein Aufzug schicke sich gar nicht für ein gemeines Handwerksweib. Sie aber lag ihm mit Bitten und Schmeicheleyen an, setzte, wie im Scherz, die Haube auf, und sagte: Gottfried, sieh einmal, steht mir die Haube denn so übel? Gottfried sah sein Weib an, und da gefiel sie ihm in ihrem neuen Puz so wohl, daß er die Schwachheit begienß und ihr nicht nur erlaubte, sondern sie auch dard, die Haube aufzusetzen. Er sah auch in der Predigt mehr sein Weib an als den Prediger. Auch die ganze Gemeinde hatte nicht die geringste Aufmerksamkeit, und gackte immer in den Stuhl, wo Rosine saß, so daß es der Pfarrer merken mußte, und ihm jedermann ansah, daß er böse darüber sey.

Rosine wurde nun nach und nach immer bekannter mit dem Baron, und fand so viel Wohl:



gefallen an ihm, daß sie fast immer um ihn zu seyn wünschte. Zwar kam ihr nicht ein Schatten vom Gedanken an Untreue oder eine verboethne Lust in ihr unbezogenes Herz; Aber sie war ein Weib und eitel, und in des Barons Gesellschaft fand ihre Eitelkeit Nahrung. Sie konnte nichts unerlaubtes thun wollen, gern um den Baron zu seyn; Denn dieser hielt sich noch immer in den Schranken, und hielt seine Absichten so verdeckt, daß sie nichts davon argwöhnte.

Gottfried hingegen war so ruhig nicht. Es schiel ihm zuweilen plötzlich das Blut ins Gesicht, wenn er sein Weib an der Hand des Barons zu ihm her kommen, eine Viertelstunde sich bey ihm verweilen, sie so freundlich mit einander sprechen, und dann in den Garten, oder auf das freie Feld hinaus spazieren sah. Das Herz ward ihm schwer; Es war ihm nirgends wohl: Hunderten Gedanken fuhrn ihm durch den Kopf; Voll Unruhe dacht er: Was mögen sie jetzt wohl mit einander reden und treiben? Ein Zittern fuhr ihm durch alle Glieder; Er konnte nicht mehr fort arbeiten, ließ den Handwerkszeug fallen, und lief hin und her, als ob er etwas suchte, ohne doch zu wissen, was?

Sobald solche Gedanken ihm in den Kopf gestiegen waren, nisteten sie sich immer tiefer ein, vermehrten sich und griffen immer weiter um sich. Er hatte nirgends keine Ruhe, wurde übelhumig und verdrißlich, und wußte nicht wo er hinkam.

den sollte, wenn ihm Rosine mit dem Baron wieder unter's Gesicht kam. Er laurte nun voll Argwohn auf jeden Blick, auf jedes Wort Rosinens. Wenn sie dem Baron, oder dieser ihr ins Gesicht sah, so war ihm das ein Stich durch's Herz; Oft ward er feuerroth, und sein Herz schlug stärker. Jedes Wort, das Rosine in Gegenwart des Barons sprach, schien ihm verdächtig und Geheimnis: und Bedeutungsvoll zu seyn; Oft glaubte er, man sichte offenbar auf ihn und hab ihn zum Westen. Wenn er mit Rosinen allein war, so hatte er nicht das Herz, ihr ins Gesicht zu sehen. Wenn sie manter war, so ärgerte er sich darüber, und hielt eine unerlaubte Freude für die Ursache davon. Wenn sein Weib schon lange tief und ruhig schlief, so wachte er noch bis nach Mitternacht an ihrer Seite, wälzte sich bald hin und her, und folterte sich selbst mit tausend quälenden Vorstellungen. Jedes Loh, das jetzt Rosine dem Baron gab, schnitt ihm wie ein Dolch ins Herz. Es war ihm immer, als ob sie dem Baron auf seine Kosten gebe und ihn dabei verachte. Er hätte lieber einen Todfeind loben hören. Jedes Geschenk, das jetzt der Baron Rosinen machte, kam ihm als ein neuer Raub an seiner Ehre vor; Wenigstens wars allemal ein Raub, der an seiner Ruhe begangen wurde. Kurz, er war von Grund der Seele eifersüchtig.

Das dauerte ohngefähr acht Tage so fort und nun konnte Gottfried es nicht länger mehr aushalten. Er beschloß endlich, mit Rosinen drüber



zu reden und ihr seine Bedenklichkeiten und Besorgnisse mitzutheilen. Es ward ihm leichter ums Herz, sobald er diesen Vorsatz gefaßt hatte; Aber da er ihn nun ausführen wollte, fiel ihm's wieder wie ein Stein aufs Herz. Er wollte immer anfangen zu reden, und die Worte stockten ihm gleich wieder in der Kehle; Er fieng an zu husten, nahm sich nochmals vor zu reden, und schwieg wieder. So giengs ihm zween Abende nach einander, wenn sie allein auf ihrem Zimmer waren. Er ward auf sich selbst unwillig, schalt sich einen Thoren, daß er nicht gerade heraus rede, und thats doch nicht.

Endlich faßte er am folgenden Sonnabend Nachts vor Schlafengehen ein Herz, und brachte seine Sache vor, nachdem er wieder lange vorher mit sich selbst gestritten hatte. Kosine! sagte er, indem er das Licht auslöschte und sich niederlegte; Hör, ich hätte Dir etwas zu sagen; Es liegt mir schon lang auf dem Herzen; Aber Du mußt mirs nicht übel nehmen. Kosine, über diesen Anfang, und den stotternden, zitternden Ton, mit dem er es verbrachte, betroffen, sagte: Nun, so red! Es wird ja doch nichts Böses seyn? — Das nicht; versicherte er; Aber im Kopf krabbeln thut mirs doch. Sag mir offenherzig, was hältst du von dem Varen? — Je, das weißt Du ja, erwiderte sie hastig; Er ist gar ein lieber, gnädiger, herablassender Herr, ist die Güte selber. — So redete sie noch ein paar Minuten lang in Einem Athem zum Lobe des Varen fort.

Gottfried

Gottsfrieden glühte dabei die Stirne, und seine Rippen zitterten. Also nichts als lauter Lob? sagte er endlich bebend; Und Du bist ganz von ihm eingenommen? O, so hab ich Recht! So hat mich meine Abundung nicht betrogen! Er ist ein Verführer, und Du hast Dich von ihm fangen und verführen lassen. O, ich wollte, daß Rosine fiel ihm bebend ins Wort: Gottsfried, was ist das? Um Gottes, Jesu willen, wer hat Dir solche Grillen in den Kopf gesetzt? — Grillen? rief er. Ah, wenns Grillen wären . . . ! Aber es ist Wahrheit, pure, laute Wahrheit! — Rosine, ihrer Unschuld sich bewußt, gerieth in Hestigkeit und Zener. Wie? rief sie: Ich hätte mich verführen lassen? Das ist gelogen, schändlich gelogen! Der Baron hat mir noch nie nichts Böses angemuthet. Er ist gewiß ein braver, rechtschaffner Herre, ein galanter Herre, und Du thust ihm Unrecht. — Nun, so lob ihn! rief Gottsfried mit verbißner Buth. Lob ihn nur! Du hast vollkommen Recht. Ich weiß nun alles; Weiß jetzt mehr noch, als ich vorher wußte. O ich Narr! Mit diesen Worten schlug er sich vor die Stirne, sprang aus dem Bett, warf seinen Noquelaure um sich, riß den Fensterflügel auf und sah hinaus ins freye Feld. Rosine weinte und schluchzte indessen im Bette. Das ihr zugesagte Unrecht schmerzte sie tiefer als die fürchterlichsten körperlichen Schmerzen. Ihre Unschuld war gekränkt; Und das tant einer edeln Seele weher, als jedes andre Unrecht. Sie wollte anfangs reden und ihren Gottsfried wieder zu besänftigen suchen,

V 3

phen,



den, als er aber immer zum Fenster hinaus pfliff
nach auf sie nichts achtete, da erweckte das Be-
wußtseyn ihrer Unschuld bey ihr jenen edeln Stolz,
der sich in sich selbst verschließt und schweigt, und
liebe alles nur sich anfangen läßt, als sich ver-
theiligt.

Da unterdessen Gottfried von seiner ersten
Sühne wieder etwas kühl geworden, und zu sich
selbst gekommen war, da gieng er in dem Zimmer
auf und ab, und wartete drauf, daß Rosine ihn
anreden sollte. Weil sie aber, aus der verhin-
angeführten Ursache, schwieg und vielmehr drauf
wartete, bis er sie anreden würde, da hielt ers
für Treu, oder auch für Zeichen ihrer Schuld und
ward noch wäthender als vorher. Er sah wieder
zum Fenster hinaus; Die Gegend, die im hellen
Mondschein hinter vor ihm ausgebreitet da lag,
kam ihm dämmer als ein Grab vor; Er biß sich
auf die Lippen, knirschte mit den Zähnen, und
verwünschte sich, sein Weib, und den Baron am
meisten. Welche Eifersucht naqte wie eine giftige
Echslang an seinem Herzen, und ein blinder Irr-
thum machte ihn zu einem der unglücklichsten Ge-
schöpfe. Das Fener, mit dem Rosine, freulich
unbedachtsam umg, den Baron so sehr erhoben
und geliebt hatte, ließ ihn gar nicht zweifeln,
daß sie von der kraßbarsten Liebe gegen ihn brenn-
te, und er schlochte sich, lieber nicht zu leben,
als in einer solchen Zustand. — So brachte er
unter tausend quälenden Verstellungen zw Einn-
den unter dem Fenster zu, bis die Glocke auf dem
Kirchthurm Eins schlug, und er sich von Stille
ganz

ganz erstarrt und von Wuth und innerm Grimm ganz abgemattet fühlte. Da warf er sich endlich, in den Roquelaure gehüllt, aufs Bette hin, in dem seine Rosine, auch von Gram und vielem Weinen abgemattet, erst vor einer halben Stunde eingeschlummert war. Er hegte auf Ruh und Schlaf; Aber nur vergeblich.

Am Morgen drauf stand er frühzeitig auf, redete aber kein Wort mit Rosinen, die auch schon erwacht war und aufstand. Sie war jetzt auch stützig und trostlich werden, und weil sie ihrer Unschuld sich bewußt war, sprach sie nichts, und dachte, Gottfried, der sie auf eine so ungerechte Art beleidigt habe, müsse nun zuerst zu reden anfangen, und sie um Verzeihung bitten. Weil er aber keinen Laut von sich gab, ward sie endlich böse, und fand ein geheimes Vergnügen drinn, ihm wehe thun zu können. In dem Augenblicke kam der Kammerdiener des Baron, mit dem Auftrag seines Herrn, sie Bende zum Kaffeetrinken abzuholen, und dann, setzte er hinzu, wolle der Baron mit ihnen in die Kirche gehen. Es ist ganz gut, sagte Rosine; Und der Kammerdiener gieng wieder fort. — Wie? rief Gottfried, Du willst mit dem Baron in die Kirche gehen? — Warum nicht? versetzte sie; Wir gehn ja alle Sonntage in die Kirche. Nun, so geh! sagte Gottfried, und konnte vor Wuth nicht weiter reden. Rosine zog sich indessen an, und setzte die gesteckte Haube auf. Gottfried aber rannte indeß in den Garten hinab, lief da wüthend auf
und



und ab, und biß sich vor innerm Unmuth die Lippen wund. Rosine gieng indessen auf das Zimmer des Barons, und dachte, ihr Mann werde schon noch nachkommen. Man schickte auch deswegen einen Bedienten zu ihm. Er gab aber diesem harte Reden, und sagte, er gehe nicht in die Kirche. Unter welchen innerlichen Kämpfen Gottfried jetzt seine Zeit zugebracht haben mag, mag sich der geneigte Leser mehr denken und vorstellen, als ich es beschreiben kann. Die Untreue seines Weibes war nun in seinem Sinn so gut als ausgemacht und richtig. Er sann auf nichts als auf Rache, und am Ende stürzten ihm heiße Thränen aus den Augen.

Während dieses bittern Kampfes ihres Gottfrieds gieng Rosine, mit nicht minder schwerem und bekümmtem Herzen, an der Seite des Barons in die Kirche. Ob sie gleich vor ihrem Manne sich theils gleichgültig, theils erzürnt angeliebt hatte, so war ihr Herz im Grunde doch voll Besümmernis und Liebe. Sie war auch in der Kirche so bewegt, daß sie ihren Kummer nicht verbergen, und die Thränen nicht zurückhalten konnte. Jedermann sah deswegen auf sie, und der Prediger ward darüber so aufgebracht, daß er sogleich nach der Predigt zu Gottfried schickte, unter dem Vorwand, er wolle ihm einen Schrank zeigen, an dem etwas auszubessern sey. Kaum war aber Gottfried allein bei ihm auf der Stube, so hien er sogleich davon an, ob er auch wohl schon das Vergernis wisse, das sein Weib und ihr

Umhang



Umgang mit dem gnädigen Herrn seiner ganzen Gemeinde gebe? Jedermann im Dorfe, Jung und Alt spreche davon, und wenn sich das Ding nicht bald ändere, so dring ihn sein Amt, nächsten Feiertag öffentlich dagegen zu predigen. Er machte nun mit allerley Mährchen dem, ohnedieß genug schon aufgebracht Gottfried den Kopf so warm, daß dieser in der äussersten Wuth sein Haus verließ und sich betheuerte, er wolle dem Ding bald ein Ende machen. So kam er auß Schloß und stürzte sich in das Zimmer, wo der Baron eben Rosinen, welche weinte, bey der Hand hielt, und in sie drang, ihm die Ursache ihrer Traurigkeit zu entdecken.

Dieser Anblick erregte Gottfrieds Wuth noch mehr. Edimpfend lief er auf den Baron zu, und machte ihm und seinem Weib die härtesten Vorwürfe, sagte auch gerade heraus, der Baron sey ein Ehreuschänder und Verfäbrer. Dieser wurde hitzig, wollte anfangs gar auf Gottfried losgehn und ihn schlagen. Als ihm aber dieser drohte und sich mit geballter Faust entgegen setzte, befahl er ihm, Augenblicks mit Weib und Kind sein Schloß zu verlassen. Gottfried that das auf der Stelle, und Rosine folgte ihm mit ihrem kleinen Jakob weinend in das Wirthshaus nach. Sie wollte ihm noch Vorstellungen machen; Aber er nahm keine an, bestellte sich ein Essen, und sagte, in zwe Stunden müssen wir das Dorf hinter dem Rücken haben. Er schickte nach seinem Gefellen, ließ durch diesen seinen Hands



Handwerkzeug, und was er sonst mit sich gebracht hatte, zusammen packen, und befehlte sich bey dem Wirth einen Wagen. Dieser aber gab, so wie die andern Bauern, keinen Wagen her, weil sich alle vor der Rache des Barons fürchteten. Morgen, sagte er, fahre sein Knecht nach der Stadt; Da will er in der Stille seinen Handwerkszeug und das übrige mit auf den Wagen laden lassen; Jüngstelt und sein Weib und Kind aber kann er nicht mit darauf nehmen; Denn der gnädige Herr würde ihn hundertmal entgelten lassen. Gottfried wußte also keinen andern Rath, als daß er sich nach Tisch, ohngeachtet der brennenden Hitze, zu Fuß auf den Weg machte. Rosine setzte ihm mit vertheilten Augen, und den kleinen Jakob auf dem Arm, und der Geselle gieng mit seinem kleinen Bündel auf dem Rücken, neben ihr daher. Gottfried gieng immer voran, und sprach kein Wort. Als er wieder etwas mühsamer und gelegter wurde, kam ihm freulich ein paarimal in den Kopf, er möchte zu schnell und hitzig gewesen seyn, und seiner Rosine zu viel gethan haben. Aber eine Art von unrecht verstandnem Stolz, der bey den Männern nicht selten ist, erlaubte ihm doch nicht, mit dem Ketten anzufangen; Und Rosine glaubte sich zu sehr beleidigt, als daß sie anfangen könnte. Lieber trug sie ihren Jakob immer auf dem Arm, wo es ihr gleich bey der strengen Hitze und dem langen Weg erst saß unangenehmlich wurde, bis sie endlich der Geselle ihrer erbarmte, und ihr den kleinen abnahm.

So kam denn das unglückliche, durch Miß-
 erstand und Eigensinn betrogne Paar endlich An-
 kunds, nicht lange vor der Dämmerung wieder
 in Erlenburg vor seinem Hause an. Wie ers-
 aunte Meister Bäumer, der eben aus dem Zens-
 er sah, als er sie nicht nur so unvermuthet wie-
 der ankommen, sondern auch Rosinen so verän-
 dert, nemlich in einer Art von Kontusche und
 einer gesteckten Haube auf dem Kopf sah! So auf-
 gebracht er über sie gewesen war, weil sie gegen
 seinen Rath zu dem Edelmann hinausgezogen
 waren, so kennt er doch seine Neugierde nicht zu-
 rückhalten, und ließ augenblicklich zu ihnen in die
 Stube. Was ist das? rief er; Woher so bald?
 und was ist das für ein Mäuler, Meister Tisch-
 rinn, den sie da umgehangen hat? Ist sie et-
 was ann gar Baronsinn werden? Rosine weinte, riß
 die Kontusche vom Leib und die Haube vom Kopf,
 und Gottfried, der Meister Bäumer fürchtete,
 und nun allgemach seine Bekereilung einzusehn,
 und derselben sich zu schämen anfeng, schlich sich
 weg, und in seine Werkstätte hinab. Rosine
 ging nun auf Bäumers Zureden an, ihm mit tau-
 send Thränen alles zu entdecken. Hab ichs nicht
 gesagt? rief nun dieser. Hab ich nicht vollkom-
 men Recht gehabt, daß mit den Baronsleuten
 nichts anzufangen ist? Bleib ein jedes auf
 seiner Miste, das ist von jeher mein Sprüchlein
 gewesen. Freulich, sie hat groß gefehlt, Waas
 Rosine, daß sie dem Vetter so Gehör gegeben,
 und arley Geschenke von ihm angenommen, und ihn
 noch ihrem Mann ins Gesicht hinein gelobt
 hat.



hat. Das muß ein Weib nie thun, wenn der Mann Grillen im Kopf hat. Aber Gottfried ist doch noch ein größser Narr als Sie, wenn Sie mirs nicht übel nimmt. Wo ist denn der Hasensfuß? Ich wills ihm sagen, und ihm bald wieder den Kopf zurecht setzen. Ist er drunten? — Rosine bejahte es, bat, aber Meister Zäumer weinend, ihren Mann doch nicht hart anzufahren! — Er, ich muß am besten wissen, was ich zu thun habe, sagte dieser, und sprang in die Werkstätte hinab. Gottfried stand da ganz zerstört und weinend, und erschrak, als Meister Zäumer in die Stube trat. Dieser las ihm tüchtig den Leviten, stellte ihm das Unrecht vor, das er Rosinen gethan hatte, und führte ihm die ganze Sache so zu Gemüth, daß Gottfried in die heftigste Bewegung kam, und mehr als sechsmal hinter einander aucrief: Ach, wenn mir Rosine nur vergeben kann und mich noch ansieht! Dafür laß jetzt mich sorgen, Vetter Gottfried! sagte Meister Zäumer, und gab ihm die Hand. Es ist mir lieb, daß Du Dein Unrecht endlich einsiehst, und erkennst, daß Du ein Narr gewesen bist. Da quält Ihr einander, und am Ende muß sich jedes selbst auslachen. Komm nur in die Stube hinauf! Ich habe mit Rosinen schon geredt; Und sey ferner kein so Starrkopf mehr! Gottfried folgte nun Zäumern mit schwerem Herzen, und langsamen Schritten die Treppen hinauf nach, und in die Stube, wo Rosine eben ihren Jakob ins Bett legte. Kommt, gebt Euch die Hände, und versöhnt Euch! sagte Zäumer.

Wende

Wende Stunden erröthend und mit niedergeschlagenen Augen einander gegen über; Keines wagte es, dem andern ins Gesicht zu sehen. Endlich sagte Gottfried: Da Rosine! Hier ist meine Hand. Kannst Du mir verzeihen? Rosine konnte kein Wort vorbringen; Sie öfnete ihre Arme, sank ihrem Gottfried an die Brust und verbarg ihr thränendes Gesicht dran. Meister Zäumer mußte auf die Seite gehen; Denn auch seine Augen wurden feucht. Nun, setzt Euch! sagte er hierauf, und erzählt einander, wie die Sachen sind, und was ein jedes auf dem Herzen hat! So werdet Ihr bald einsehn, daß es euch im Kopf gekelt hat. —

Gottfried erzählte nun, wie sein Argwohn nach und nach entstanden sey, wie Rosinens Lob auf den Baron, und der Pfarrer ihn darin bestärkt habe, u. s. w. Const aber, setzte er hinzu, kann er nicht begreifen, wie er jemals so etwas Böses von ihr habe denken können? Wenn sie ihm nur verzeihe . . . ! Und wenn Du mir nur auch verzeihst! fiel ihm hier Rosine weinend in die Rede. Ach, ich hätte den Baron nicht loben und entschuldigen sollen. Aber es geschah, Gott weiß es, ohne daß ich etwas Ungees dabey dachte. Ich hatte immer Dich so lieb, wie an unserm Hochzeitstag; Deß ist Gott mein Zeuge. — Geung, Kinder! sagte Meister Zäumer; Was braucht da noch viel Bertheuern? Aber merkt Euch das: Man muß nie dem Argwohn trauen; Denn er kommt vom bösen Feind her. Der Argwohn, sagten unsre gottseelige Vorse

Geschichte Gottfried Walpers. 3 fahs



fabren, ist des Teufels. Aber man muß auch auf seiner Huth seyn, (hiebey sah er Rosinen an) daß man nicht Gelegenheit zum Argwohn giebt. Wenn ein Mann dem Weib eines andern gute Worte giebt, und um sie herum schwänzt, so hat er selten viel Gutes im Sinn; Und wenn ihm das Weib lieber giebt, und es wurmt dem Mann im Kopf, so ist sie selber daran schuldig und mag's haben; Und wenn ein gemeiner Mann, wie unser einer, sich an große Herren macht, und sie lassen sich zu ihm herab, und essen Kirschen mit ihm, so muß er's auch haben, wenn sie ihm die Steine ins Gesicht schnellen. Dein Profit wird wohl nicht groß seyn, Vetter Gottfried, den Du denn Varen gemacht hast? — Gottfried wurde roth, und sagte, er wisse gar nicht, ob er etwas lizzege? Die Versäumnis darf er nicht einmal rechnen. — Nun, so merk Dir's auf ein andermal, sagte Meister Zäuner, und wünschte Beiden eine gute Nacht.

Gottfried und Rosine schlossen nun einander in die Arme, und gaben sich den Ausöhnungskuß. Beide waren innerlich so bewegt, daß sie kaum reden konnten. Eins erzählte dem andern, wie viel es während dieses Mißverständnisses ausgestanden und gelitten habe; Und eins bath das andre deswegen um Verzeihung. Auch versprachen sie einander heilig, künft'ig alles Mißtrauen gegen einander gänzlich aus dem Herzen zu verbannen.

Den folgenden Morgen brachte der Knecht des Wirths in Kochliz den Handwerkszeug und
das



das übrige Gepäcke Gottfrieds, und zugleich einen Brief von dem Kammerdiener des Barons, worin dieser meldete, sein Herr sey zwar noch sehr ungnädig auf ihn; Doch hab er aus besondern Gnaden beschlossen, nicht nur seiner Frau die ihr gemachten Geschenke zu lassen, sondern ihm noch ausserdem für seine Arbeit fünf Dukaten zu übersenden, die im Briefe mit hingeschlossen waren. — Ich habe den Henker von dieser Gnade! rief Gottfried unwillig aus, nachdem er diesen Brief gelesen hatte. Vier Dukaten hab ich wenigstens mit meinem Gesellen verdient, und um zwei Dukaten Zeit versäumt, und da soll ich nun den Plunder noch für eine Gnade halten! Rosine pack die Haube und alles, was Dir der Baron geschenkt hat, zusammen, und schick ihm's! Wir brauchen kein Geschenk von ihm. Rosine gieng auf ihre Stube und suchte die geschenkten Rosidareiten zusammen. Zwar that ihr's weh, sie wieder zurück geben zu müssen; Aber sie hatte nicht das Herz, sich etwas davon vor ihrem Mann merken zu lassen. Traurig sah sie die Haube, und die übrigen Herrlichkeiten noch einmal an, und packte sie zusammen. — Als sie drauf zu Mittag saßen, wollte, nach dem Tische, den sie bey dem Baron gehabt hatten, keinem das Essen recht mecken; Und doch that sich jedes Zwang an, es vor dem andern nicht merken zu lassen. Es war lustig anzusehen, wie sie die Wäuler verzogen, und an jedem Wissen eine Minute lang lauerten. Meister Zäuner, der eben in die Stube kam, merkte dieß, und lachte heimlich bey sich selbst,



selbst, konnte sich auch nicht enthalten, ein paar Anmerkungen, die sie wohl versiechen konnten, drüber zu machen.

Doch gewöhnten sie sich bald wieder an die alte Ordnung, und genossen nun wieder alle Freuden der häuslichen Glückseligkeit, der ehelichen Liebe und der Gemüthsamkeit im reichlichsten Maasse. Gottfried arbeitete, und verdiente sich durch seinen Fleiß nicht nur sein täglich Auskommen, sondern konnte auch von Zeit zu Zeit einen Gulden zu einem Rathpfennig zurücklegen. Rosine verließ das Hauswesen und gab sich mit ihrem kleinen Jakob ab, der zu ihrer Herzenöfreunde täglich zunahm, und ein rascher, muntre Knabe wurde, voller Muth und Leben. Nur Ein Umstand störte noch Rosinens Ruhe. Gottfrieds Mutter hatte gehert, Rosine sey in einer gesteckten Haube wieder nach Erlenburg zurückgekommen. Und nun war sie so boöbacht, im ganzen Städtchen die Erdichtung auszusprengen, der Baron habe sie zu seiner Maitresse gemacht. Diese Lüge kam auch vor Rosinens Ehren; Und nun härmte sie sich heimlich drüber ab, hatte aber nicht das Herz, ihrem Gottfried etwas davon zu sagen, um ihn nicht wieder an jene verdrüßliche Dinge zu erinnern.



Vierzehntes Kapitel.

Wie die fromme Rosine stirbt, und Gottfried Wüwer wird.

Rosine stand nun wieder in der Hoffnung, bald zum zwentennmal Mutter zu werden. Gottfrieds Freude darüber war, so wie die ihrige, unaussprechlich groß. Da die erste Niederkunft so glücklich von Statten gegangen war, so sählten Beide diesmal nicht so ängstliche Besorgnisse. Rosine war vollkommen gesund. Gottfried gieng an Sonn- und Feiertagen fleißig mit ihr spazieren, und verschaffte ihr dadurch die, bey einer Schwangerschaft so müßliche und nöthige Bewegung. In dem letzten Monat ihrer Schwangerschaft mußte Gottfried auf ein benachbartes Dorf hinaus, um Vetter einzulassen. Zwar trennte er sich ungern von seiner Rosine; Aber das Geschäft ließ sich nicht aufschieben, sie war ganz gesund und wohl, und auf den Abend hoffte er, gewiß wieder heim zu kommen. Er gab ihr einen warmen Abschiedskuß, drückte sie mit Inbrunst an sein Herz, und gieng. Kaum war er drey Stunden fort, so bekam Rosine die Wehen. Man schickte nach der Hebamme, die das letztmal das Kind von ihr genommen hatte. Aber diese war zum Unglück krank, und man mußte eine Hebamme holen, die gar kein Geschick zu diesem wichtigsten Geschäfte hatte.

Es zeigten sich außerordentliche Schwierigkeiten bey der Gebarth. Die unnatürliche Lage, die



das Kind hatte, verursachte Rosinen die furchterlichsten Schmerzen. Die Hebamme, die sich nicht zu helfen wußte, und die Sache doch verschieben wollte, riß das Kind endlich mit Gewalt von ihr. Es war ein todttes Knäblein; Und nach einer halben Viertelstunde starb die gute, fromme Rosine auch, nachdem sie noch zweimal den Namen ihres Gottfrieds ausgerufen hatte. Allgemeine Bestürzung und Traurigkeit herrschte nun im ganzen Hause. Wer im Städtchen davon hörte, bedauerte Rosinen, und hatte Mitleid mit Gottfried. Dieser kam gegen Abend wieder ans Thor, und eilte, um seinem geliebten, frommen Weib in die Arme zu sinken. Aber, Gott! welche Schreckenspost für ihn, als ihm eine Nachbarinn entgegen sprang und sagte: Wißt Ihr schon, daß Eure Rosine todt ist? — Jesus Christus! rief er aus, und taumelte zurück. Die Nachbarinn fieng ihn auf, und rief um Hülfe. Man trug ihn ohnmächtig in sein Haus. Erst nach einer halben Stunde brachte man ihn wieder zu sich selber. Er sah mit starren Blicken um sich her, fragte, wo er sey und was es gäbe? Eine allzudiensüfertige Frau kündigte ihm zum zweytenmal die Todesnachricht an. Nunmehr fieng er an, zu wehklagen und zu jammern. Mit Lobnen, die durch Mark und Bein drangen, rief er unaufhörlich fort: Ach mein Weib! Ach meine Rosine! Die Weiber wollten ihn trösten; Aber er nannte sie Narren und hieß sie schweigen. Man schickte nach dem Prediger. Auch von diesem wollte er nichts hören, und fuhr unaufhörlich fort zu jam-

jammern. Der Pfarrer ward zornig, sagte, er habe den Verstand verlohren, und man müsse nach dem Doktor schulen. Dieß geschah auch, und der Doktor von Altensietten kam noch Abends um Eilf Uhr. Dieser verordnete sogleich eine Aderlässe, und wich dem Kranken nicht von der Seite. Gottfried schlummerte endlich ein. Der Doktor ließ sich nun das todte Kind und seine todte Mutter zeigen. Er sah, daß der Mutter und dem Kind leicht hätte können das Leben gerettet werden, wenn die Hebamme nicht so ungeschickt gewesen wäre. Es tröpfelten dem rechtschaffenen Mann bey diesem Anblick ein paar mitleidige Thränen aus den Augen. Er sagte aber keinem Menschen nichts davon, damit Gottfried es nicht hören und noch trostloser werden möchte. Er gieng hierauf wieder an das Bette des unglücklichen Mannes, der noch immer schlief, befühlte seinen Puls, und fand, daß sein Blut nun wieder anfangte regelmäßiger und ruhiger zu laufen.

Nach einer Stunde wachte Gottfried wieder auf, und sah den Doktor. Ach, rief er; Sagen Sie mir doch um Gotteswillen, ist denn meiner Rosine gar nicht mehr zu helfen? Der Doktor suchte, mit einem mitleidigen Blick, die Achseln. O Herr Doktor, rief Gottfried aus; Nicht wahr, auf der Welt ist kein unglücklicherer Mensch, als ich? — Und wer hats gethan, lieber Meister Walthers? fragte der Doktor mit sanfter Stimme. Gottfried sah in die Höhe, und hub seinen Zeigefinger auf; Der da droben, sagte er. —



Und ist der nicht Vater? fragte der Doktor weiter. — Ja, Er ist, Er ist! rief Gottfried, verhielte sein Gesicht in das Bettuch, und weinte heftig. — Der Doktor nahm ihn nun bei der Hand, und sprach mit ihm über die göttlichen Fährungen, und brachte es nach und nach dahin, daß Gottfried seinen Schmerz in etwas mäßigte, und gelassener von seiner Kusine und seinem traurigen Verlust redete. Er litt zwar sehr noch unendlich viel, aber er litt als ein Christ.

Da er sich den andern Morgen wieder etwas gestärkt fühlte, und der Doktor weggereist war, ließ er nicht nach, bis man ihn in das Gewölbe, wo seine Kusine mit ihrem Kinde lag, führte. Er stand einige Augenblicke da, und betrachtete sie mit starrem, wie es schien, Empfindungslosem Blicke. Dann sah er zum Himmel auf, schlug die Hände in einander, und stürzte sich, mit einem lauten Schreie über die geliebte Leiche hin. Meißter Zauner, der bisher stillschweigend, mit Kreuzweis über einander geschlagenen Händen da gestanden und den Leichnam betrachtet hatte, fuhr wie aus einem Schlummer auf, und zog Gottfried den zurück, der sich aber sträubte, und sich nicht von dem Leichnam wegreißen lassen wollte. Endlich fiel er in eine Art von Gefühllosigkeit und Unthätigkeit, und ließ, wie ein Kind, alles mit sich anfangen, was man wollte. Nachdem man ihn wieder in die Stube gebracht hatte, klopfte jemand an die Thüre, und wie stammte Gottfried, als sein Vater in einem schwarzen Kleid herein trat!

O mein Sohn, mein Gottfried! rief der ehrliche Alte, drückte seinem Gottfried die Hand, und hing heftig an zu weinen. Vater! sagte Gottfried; Gott vergelte Euch tausendmal, daß Ihr in meinem Jammer an mich denkt! O, nicht wahr, mir ist übel gegangen? Der Alte konnte nichts, als weinen. Nur zuweilen sagte er ein paar Worte: Er soll sich doch fassen! Denn es komme ja von Gott her. — Hat Euch, fragte Gottfried nach einiger Zeit, die Mutter doch zu mir gelassen? Weißt sie, daß Ihr da seid? — Ja sie weiß es, antwortete der Alte; Sie hieß mich selbst zu Dir gehen, und hat mir befohlen, Dir zu sagen, daß sie Mitleid mit Dir habe. — Ach, verzeihe Gottfried; Ich verdiene wohl; Selbst ein Stein muß Mitleid mit mir haben. — Als der alte Meister Walthers wieder weg gieng, und ihn Meister Zäumer allein unter die Hausthüre begleitete, so verlangte er, Rosinen noch einmal zu sehen. Meister Zäumer führte ihn in das Gewölbe. Sieh, da liegt sie, sagte er. Der alte Walthers lehnte sich auf seinen Stock. O du liebe, gute Rosine! sagte er; Ich that Dir wider meinen Willen vielen Kummer an. O vergieb mir und verzage mich nicht vor Gott! — Nun weinte er wie ein Kind, bis ihm Meister Zäumer sagte: Alles Jammern nützt jetzt nichts mehr; Er soll gehen.

Zäumer besorgte nun mit seiner Frau die Leichenschaften; Denn Gottfried war dazu völlig untüchtig. Er trug dem Gesellen auf, ein Paare zu machen, gieng zum Pfarrer und bestellte eine



Leichenpredigt, und brachte alles in Ordnung, so daß den nächsten Tag die Leiche gehalten werden konnte. — Was Gottfried dabei ausgestanden hat, wie die Eberschüler vor seinem Hause den Gesang anstimmten: Ach wie nichtig, ach wie flüchtig ist der Menschen Leben &c. &c. wie er hinter der Baare seiner so geliebten, frommen Rosine drein gieng — wie er nun an einer Ecke sie zum letztenmale sah, und sich nach dem Kirchenweg hinwenden mußte, wie er nach der Leichenpredigt wieder heim kam, und in seinem Haus alles so leer und todt fand, — alles dieß kann ich nicht beschreiben. Wer menschliches Gefühl hat, und wohl selbst schon einmal eine liebe Seele durch den Tod verlor, kann dieß selbst weit besser fühlen; Und für andre ist ein unbeschreibliches Gefühl, ein Leiden, das mit Worten nie, auch nicht zur halben Hälfte, kann geschildert werden. Möcht es nie ein Mensch erfahren dürfen! — Gottfrieds Leben floß nun in düst'rer Schwermuth und Vertrübnis hin. Er verrichtete seine Arbeit ohne Lust; Alles auf der Welt war ihm entleidet. Wenn ich nur auch stirbe! Das war alles, was er sagte, wenn Meister Zäumer ihm Trost einsprechen wollte. Und was solls dann mit dem kleinen Jakob werden? fragte ihn hierauf gewöhnlich Meister Zäumer; Dann sieng Gottfried an zu weinen, und drückte das Kind mit den Worten an die Brust: Ach du arme, du verlassne Waise! — Dieß dauerte so etliche Wochen, daß Gottfried, trotz allem Tadeln seines braven Veters und auch seines Vaters, der ihn zuweilen besuch-

te, nichts von Trost und Aufmunterung hören wollte. Er gieng gar nicht aus dem Hause, nicht einmal in die Kirche. Manchmal wußte er sich selbst kaum mehr zu helfen, zumal wenn er an den Streit dachte, den er mit seiner seeligen Rosine wegen des Varens gehabt hatte. Dieß gieng ihm jetzt so sehr nach, daß er sich die bittersten Vorwürfe drüber machte, und oft beynah mit der Verzweiflung rang. Da nun alles freundliche Zureden nichts mehr nützte, da sieng Meister Zäusner an, einen ernstlichen Ton anzunehmen. Er sagte ihm, es sey unverantwortlich, daß er um sein Handwerk sich so wenig mehr bekümmere, und gar nicht drauf denke, daß er ein Kind habe, dem er einmal etwas hinterlassen müßte; Das Kind werde einst über ihn schreien und mit seiner Mutter ihn am jüngsten Tage vor Gott anklagen. Ob er denn ein Heide sey, daß er so trostlos jammere, und wider Gott murren und sich gegen Ihn empören wolle? u. s. w. Gottfried weinte dann, und versprach, sich künftighin zu bessern. Er ließ sich nun auch vor den Leuten seine Traurigkeit etwas weniger anmerken, gieng auch wieder in die Kirche; Aber wenn er allein war, oder sein Jakob um ihn herum krabbelte, der nun nach und nach einige Worte zu stammeln anfieng, da überfiel ihn die Wehmuth wieder mit ihrer ganzen Kraft und drückte ihn zu Boden. Besonders war er dann immer fast trostlos, wenn er einen Sarg zu machen hatte. Manche Thräne floss ihm dann bey der Arbeit aus den Augen auf die Bretter und das Arzeng, das er drauf beigte, und er konnte sich

sich



sich des Gedankens nicht entschlagen: Dürst ich doch den nächsten Tag für mich selbst machen, um bald zu meiner Kusine zu kommen!

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Gottfried sich zu einer zweiten Heirath mit Anna Mererinn entschließen muß.

Doch die Zeit, die alles ändert, brachte endlich auch nach und nach in Gottfrieds Herzen eine, wie wohl fast unmerkliche Aenderung hervor, und milderte den Kummer um Kessins allgemach, so daß er schon manchmal wieder etwas frohere Augenblicke hatte. Freulich ward er noch wehmüthig, so oft er an seine Seelige dachte; Aber er dachte doch nicht mehr den ganzen Tag durch und in Ein'm fort allein an sie, sondern richtete auch seine Gedanken wieder auf die Arbeit, die er vor sich hatte, und erlaubte sich zuweilen mit seinem Jakob zu spielen, und über seine kindische, oft drollische Einfälle und Handlungen manchmal zu lächeln, welches er bisher nicht gethan hatte.

Meister Bäumer hatte ihm gleich ein paar Wochen nach Kessins Tod nur von weitem her zu versichern gegeben, er müsse doch wieder auf eine Heirath denken, weil sonst seine Haushaltung nicht besorgen könne. Dieß nahm Gottfried ihm gewaltig übel; Denn er hielt es, in der ersten Hefigkeit des Schmerzens, für Hochverrath,



rath, in seinem Leben wieder an eine neue Verbindung zu denken. Jetzt aber, da in seinem Herzen statt der Traurigkeit wieder die Vernunft zu herrschen anfing, hing er selbst an einzusehn, daß er mit einer Wad das Sandwesen nicht fort führen könne, daß alles nur halb gethan sey, und besonders sein geliebter Jakob ganz vernachlässigt werde, daß er also doch sich wieder um eine Ehehälfte umsehn müsse. Zwar entsetzte anfangs sich sein Herz vor diesem Gedanken, wenn er ihn sich deutlich dachte; Aber doch sah er von Tag zu Tag mehr ein, wie nothwendig eine neue Wahl sey.

Ich habe schon einmal gesagt, daß der alte Walthar unsern Gottfried nach dem Tode seiner Rosine einigemal besucht und sich bemüht habe, ihn zu trösten. Er setzte diese Thätigkeit nicht nur fort, sondern lud ihn auch allemal recht dringend ein, ihn auch in seinem Hause zu besuchen. Gottfried wendete ihm, wie man sich vernehmen kann, gewöhnlich ein, was wohl seine Mutter dazu sagen würde, da sie ja so böse auf ihn sey? Und da versicherte sein Vater ihn: Sie sey es einmal nie so sehr gewesen, und jetzt sey sie gar nicht mehr; Er solle nur ohne Anstand ihn besuchen. Gottfried konnte nun den zudringlichen Bitten seines Vaters länger nicht widerstehen, und entschloß sich endlich, einmal diese Bitte zu erfüllen. Er gieng an einem Sonntag Nachmittag in seines Vaters Haus, und traute seinen Sinnen kaum, wie ihn seine Mutter mit der größten Freundlichkeit bewillkomnte. Sie sagte, sie

bes



bedauert ihn wegen des Verlustes seiner Rosine recht von Herzen; Sie hätte längst gewünscht, mit ihr wieder gute Freundschaft zu halten, wenn ihre Rosine nur die Hand dazu hätte bieten wollen; Doch sie hoffe, daß er sie nun wieder ganz als seine treue Mutter ansehen werde; Sie wolle ihm gewiß in allem dienen, wo sie könne, u. s. w. Auch erlancigte sie sich nicht allein nach dem kleinen Jakob, sondern ließ ihn auch durch ihre Magd her holen, berzte und küßte ihn, schenkte ihm Zuckerwerk und Geld und that ganz verliebt in den Knaben. Gottfried, der seinen Jakob wie seinen Augapfel liebte, war darüber außer sich vor Freuden, und bedauerte nur, daß seine seelige Rosine diesen herzrührenden Austritt nicht mit ansehen könne. Beim Abschied mußte er versprechen, sein bald wieder zu kommen.

Auf dem Heimweg weinte er beynahe vor Freuden über diese glückliche Ausföhnung, und eilte, ob er noch auf seine Stube gieng, zu seinem Vetter Zäumer, um ihm seine Freude und die frohe Nachricht mitzutheilen. Er ward ganz böse, da Meister Zäumer seine Erzählung nicht nur kalt, sondern auch, wie es schien, mit Unwillen anhörte, und wards noch mehr, da der ehrliche Alte endlich anfieng: Lieder Vetter Gottfried! Man sieht wohl, daß es Dir noch an Erfahrung in der Welt fehlt. Du nimmst alles für baar Geld an. Siehst Du denn nicht, daß hier etwas dahinter stecken muß? Ich mag zwar, das weiß Du, gar nicht gerne Böses von den Leuten denken; Aber

es giebt Leute, die selbst schuldig sind, daß wir ihnen nichts als Böses zutrauen können. Deine Mutter war von jeder eine Schlange, und ist noch. Ich kannte sie von Jugend auf, und sah sie niemals den geraden Weg gehn. Sie wirds wohl in ihrem Alter nicht erst anfangen. Kurz und gut, Vetter, daß sie jetzt so freundlich ist, da ist's auf etwas angesehen, und ich glaub, auf eine Kuppelen; Denn darinn ist sie Meister. Heirathen mußt Du wieder, und das bald; Das hab ich Dir ein paarmal schon gesagt. Du bist ein junger Mann, und könntest leicht auf allerley Einfälle kommen; Denn der Teufel ist ein Schelm. Wenn Du Dein Hauswesen fremden Leuten anvertraust, so sehen sie natürlich mehr auf ihrem eignen als auf Deinen Nutzen. Eine Wagd hat außs Hausgeräthe nie so gute Aufsicht, wie ein Weib. Und selbst darnach sehen kannst Du nicht; Du verstehst's nicht, und mußt in der Werkstätte seyn. Und Dein Rube, ich will Dir's nur sagen, fängt schon völlig zu verwildern an. Also ein Weib mußt Du haben, das ist ausgemacht. Aber unter Weib und Weib ist ein großer Unterschied; Das ist auch ausgemacht. Heut zu Tag will ich in unserm Städtchen schneller einen weisen Raben finden, als ein Mädchen, das so ist wie sie seyn soll, um einen ehrlichen Mann glücklich zu machen. Eine, wie Rosine war, wüßte ich gar nicht anzutreffen. Sie sind alle schon voll Eitelkeit und obber Laune. Ich habe schon immer hin und her gedacht und manche Stunde in der Nacht gar nicht geschlafen, um ein Weib für Dich

aus-

auszusuchen. Endlich fiel mir des blinden Schlossers Christine ein. Das ist ein Mädchen, die hier ihres Gleichen sucht. Sie ist fleißig, arbeitssam, und christlich erzogen. Sie macht den übertriebenen Kleiderstaat nicht mit, und hält sich fein ebenmäßig einmessen. Freilich hat sie wenig, oder kein Geld. Aber dafür weiß sie auch nichts von dem albernem, vermaledeyten Praffen, und wird Dich desto eher für eine Ehre haben. Was nützt das Geld, wenn man nicht regieren kann? Armuth hat schon manchen Christenmenschen vor Narheiten und Sünd und Schande bewahrt. Da sie selber christlich auferzogen ist, so wird sie Deinen Jakob auch so auferziehen; Und wenn Du seiner fleißig bist, und gute Arbeit machst, so steht Dir nicht am taglichen Auskommen. Hast Du Lust zu ihr, so sag mirs, ich will mit ihrem Vater drüber reden. O wie wird der arme, kranke Mann sich freuen! — Freilich wird Deine Mutter ein reicheres Mädchen auf dem Korn haben; Aber das ist eben, was ich fürchte. Geld ist eine gute Sache, wenn man zu regieren weiß; Aber unsere reiche Mädchen heut zu Tage sind wie Kinder anzusehen, die mit etlichen Groschen auf den Jahemarkt kommen. Was sie sehen, das kaufen sie, und geben für Spielwerk hin, was und wie viel der Krämer dafür fordert. Ich habe Dir zwar nichts verzeichnen, Vetter Gottfried! Aber raten muß ich Dir als Deinem guten Freund und Vetter. — Gottfried erwiderte ihm, des blinden Schlossers Christine sei ihm immer als ein gutes, christlicherzogenes Mädchen

chen vorgekommen. Sie gefall ihm recht wohl, und sey ihm lieber als ein reiches, aber nicht so gutes Mädchen. Nur müß' er vorher, eh ein Antrag an sie geschehe, seinen Eltern etwas davon sagen und sie um ihre Einwilligung in die Heyrath bitten. — Meinetwegen! sagte Vetter Zäumer unwillig. Aber nun seh ich schon voraus, wies gehen wird. Du bist ein guter Narr, und glaubst alles und thust alles, was man Dir vorschwagt. Dir ist nicht zu rathen und zu helfen. Damit gieng er.

Gottfried dachte bey sich selbst: Mein Vetter ist doch ein recht wunderlicher Mann! Ich bin doch kein Kind mehr, und will mich von meiner Mutter gewiß nicht beschwägen lassen. Aber sagen muß ichs meinen Eltern doch, um nicht wieder in neue Händel zu kommen. Ach, wenn eben nur meine seelige Rosine noch lebte, und ich mich um gar kein Weib umsehen dürfte! Eine solche krieg ich doch in meinem Leben nicht mehr.

Als er den folgenden Tag in einem Bürger's hause das Stubengeräthel machen mußte, da kam Schlossers Christine, die eine gute Freundin von der Tochter im Hause war, von ohngefähr mit ihrer Arbeit auch dahin, und blieb den ganzen Nachmittag da. Gottfried hatte sie zwar vorher dem äußerlichen Ansehen nach schon gekannt, und auch manches Gute von ihr rühmen gehört; Aber gesprochen hatte er sie noch nie, auch noch nie so in der Nähe sie gesehen, wie jetzt. Da sein Vetter sie ihm zur Frau vorgeschlagen hatte, so kann

Geschichte Gottfried Walthers.

A a man



man sich vorstellen, wie genau er sie jetzt maq betrachtet haben. Und je mehr er sie betrachtete, je länger er sie sprechen hörte, desto mehr gefiel sie ihm. Sie hatte nicht nur eine gute, einnehmende, süßame Bildung, sondern redete auch sehr vernünftig, und verrieth in allen ihren Reden ein recht gutes Herz und wahrhaftig christliche Gesinnungen. Sie erzählte unter andern von dem Unglück ihres Vaters, daß er nun schon seit sechs Jahren blind sey, und sich doch dabey so gut zu fassen wisse; daß sie ihm alle Morgen und Abende aus der Bibel vorlese, und er ihr dann das Gelesene erkläre und einschärfe und sie fromm zu seyn ermahne und sie vor dem einreißenden Wohlleben warne. Dieß erzählte sie mit so guter Art und so aus dem Herzen heraus, daß Gottfried dadurch gänzlich von ihr eingenommen wurde. Er gab auf sie und auf ihre Reden so viel Achtung, daß er den ganzen Nachmittag hernabe nichts arbeitete, und als die Feyerstunde schlug, erschrak, daß er noch so wenig gethan hatte. Es kam ihm noch viel zu bald vor, daß Christine schon wieder heim gieng, und er grüßte sie beym Abschied gar freundlich. Das ist ja eine treffliche Person, dachte er beym Heimgehn, und konnte an nichts anders denken als an sie. Sobald Wenster Zäumer heim kam, erzählte er ihm mit großer Freude, er habe Christinen gesehen, und sie hab ihm ausnehmend wohl gefallen. Er wünte nichts mehr, als daß sie zufrieden sey, ihn zu heirathen. Er wollt jetzt gleich zu seinen Eltern gehen und sie auch um ihre Einwilligung bitten. — Es sey ihm

ihm lieb, sagte Meister Zäumer, daß Christline ihm so wohl gefalle; Aber, setzte er hinzu; Ich habe Dir gestern schon gesagt, Du wirst Dich von Deiner Mutter überdöseln lassen. O bey Verbe nicht! sagte Gottfried; Ich will und muß Christinen haben. Sie ist gar zu brav. Meister Zäumer lächelte und sagte: Du hast gut im Sinn, Better! Aber ich kenne Dich. Du hast zu wenig Herz, auf Deinem Sinn zu beharren, wenn Dir andre widersprechen.

Es gieng auch leider so, wie ihm sein Better voraus gesagt hatte. Er gieng zwar zu seinen Eltern, und ersuchte ihnen, daß er ein Aug auf Christinen habe. Aber seine Mutter ließ nichts daraus gehen. Sie hab ihm etwas bessres ausgesucht, sagte sie, und sie werde doch auch einmal ihren Willen haben dürfen? Christline möge wohl ein gutes Mädchen seyn; Aber sie sey bekanntlich blutarm, und müß ihren Vater ernähren, der, sobald er sie benrathe, ihm zur Last liegen werde. Dafür strich sie nun ihre Waase, des Tuchmacher Meiers Anne aus der Maassen heraus. Sie sey schöner noch als Christline, sey eben so geschickt, noch weit besser erzogen, und bekomme, was das vorzüglichste sey, außer einer kostbaren, zwölffachen Aussteuer, noch ein ansehnliches Henrathsgut, und erbe einst noch mehr von ihren Eltern. Es ist als les ausgemacht, Gottfried! setzte sie hinzu. Dein Vater und ich ziehen in das obere Gemach; Du bekommst das halbe Haus und die Werkstätte, und ich setz einst Dich und Annen zum Erben ein



von allem, was ich habe. Kannst Du wohl ein größeres Glück verlangen?

Gottfried wollte nun zwar noch allerley Einwendungen machen; Als zum Exempel: Anne sey so sehr dem Staat ergeben; Christine gefall ihm nun einmal; Sie sey ein gar frommes Mädchen, und zugleich sey's ein gutes Werk, wenn er sie beirathe. Die Mutter aber ließ ihn nicht zu Wort kommen. Wenn er Annen nicht wolle, sagte sie, so mög er sehen wo er unterkomme. In ihr Haus nehme sie ihn nicht auf, und auf ihr Vermögen dürf er sich nicht die geringste Rechnung machen. Sein Vater redete nun auch drein. Er bath ihn, diesmal doch nachgiebiger und gescheuer zu seyn, und ihm nicht abermals so vielen Kummer zu machen. Ob er ihn denn mit Gewalt ins Grab stürzen wolle? Dieses und noch mehreres, das der alte Walther beynabe mit Thrasen verbrachte, überwältigte das, ebenedies schwarze Herz unser's Gottfrieds. Er konnte auch gegen Annen eigentlich nichts Nachtheiliges sagen; Eine Verbindung mit ihr war in mancher Absicht eine sehr gute, theilhabste Parthie. Die Mutter schwächte ihm den Kopf voll von alle den Vortheilen, die er von dieser Heyrath haben würde, wie gemächlich er nun künftig werde leben, welche einen guten Bretterverlag sich anschaffen, und wie er seine ganze Haushaltung so gut werde einrichten, und auch mehr auf die Erziehung seines Jakobs wenden können u. dgl. Alles dieß zusammen brachte Gottfriedem, dem noch ausserdem ein

• Glas

Glas Wein zur Begeisterung vergesetzt wurde, dahin, daß er endlich zu der Verbindung mit Annen Ja sagte. Die Freude seiner Mutter, und besonders seines Vaters, war nun außerordentlich groß; Es wurde noch mehr Wein aufgetragen; Man trank ziemlich, setzte auch gleich den folgenden Tag zum Verlobungstag an, und Gottfried gieng erst spät heim.

Er hatte den andern Tag kaum das Herz, sich vor Meister Zäunern sehen zu lassen, und doch mußte er mit ihm reden, damit dieser nicht etwa vorläufig schon bey des Schlossers Christine einen Antrag machen möchte. Meister Zäuner kam ihm zuvor, und sagte den Abend drauf, da er eben sein neues Kleid anlegte, um bey Annens Eltern um sie anzuhalten, zu ihm: Was ist das, Vetter Gottfried? Gehst etwa schon aufs Brautwerben aus? Ja, Vetter Zäuner, gab ihm Gottfried zur Antwort; Ich habe meinen Eltern nachgeben müssen, wenn ich Friede halten wollte. Ich muß Meyers Anne Nun, das hab ich mir bey'm Henker! eingeblidet, fiel Meister Zäuner ein. Ich dacht es wohl, daß Geld und Gut Dich blenden würden. Meinetswegen! Ich habe das meinige gethan. Hätt ich lieber mein Maul gar gehalten! Ich alter Narr hätt auch wohl mit meinem guten Rath daheim bleiben können. Seyd mir nur nicht böse! sagte Gottfried. — Ey, was böse? versetzte Zäuner. Das wär auch der Mühe werth! Du hast Dir nicht ratthen lassen wollen; Damit ist's aus. Wir sind nun geschiedne Leute. Kannst ausziehen, wenn Du

A a 3

wilst.



willst. Und in einem halben Jahre bitt ich mich von dem gestrengen Herrn mein Geld zurück. Ich kann nun selber brauchen. Mit diesen Worten gieng Meister Zäumer fort, und ließ Gottfried nicht einmal so viel Zeit, noch etwas zu seiner Verantwortung zu sagen. Gottfried seufzte, und gieng nun zu seinen Eltern, um mit ihnen bey dem Tuchmacher Meyer um seine Tochter Anne anzuhalten.

Man hatte sich in Meyers Haus auf seine Ankunft schon gefaßt gemacht, und empfing ihn mit Freuden und in vollem Staate. Anne wurde ihm sogleich zugesagt, und man machte aus, daß die Hochzeit in vier Wochen vollzogen werden sollte. Man ließ ihn alle Schränke und alle drinn enthaltne Kostbarkeiten sehn, die Anne mit bekommen sollte, so daß seine Augen ganz davon verblendet wurden. Anne selbst nahm ihn durch ihre Schmeicheleyen ein. Auch ward sein Kopf durch Wein so sehr begeistert und erbigt, daß er sich für den glücklichsten Menschen hielt und äusserst vergnügt, erst spät, in sein Haus zurückkehrte. Er war in seinem Sinn recht böß auf Meister Zäumern, daß er seine Wahl nicht gut heißen wollte.

Seine Mutter verschwendete nun auch so viele Schmeicheleyen und Gefälligkeiten an ihn, daß er alles Unrecht wieder vergaß, was sie ihm ehemals zugesügt hatte, und ihr wieder das völlige, uneingeschränkte Zutrauen schenkte. Weil sein Vater Zäumer gar nicht mehr des Abends auf seine Stube kam, und ihn kaum anblickte, wenn er ihm

ihm begegnete, so wünschte er sich, bald sein Haus verlassen zu können. Er redete deswegen mit seinen Eltern, und diese sagten ihm, er könne einziehen wann er wolle. Sie brachten auch sogleich ihre Habseeligkeiten in das obere Gemach, und Gottfried zog nach ein paar Tagen in das mittlere. Da er bey Meister Zäumern Abschied nahm und ihm den Hauszins zahlen wollte, da nahm ihn dieser durchaus nicht an. Das schenk ich Dir zur Hochzeit, Vetter! sagte er. Ich wünsche, daß es Dir wohl gehen mag; Aber leider! hats den Anschein nicht dazu. Ich will Dir das Herz nicht schwer machen. Gebe Gott, daß ich umsonst besorgt bin! Du hast mich entrüßlet, daß Du meinem Rath nicht folgest. Aber ich will Dir's verzeihen. Vetter müssen nicht im Unfrieden von einander scheiden. Ich werde nach und nach ein alter Kerl; Wer weiß, wie lang's noch dauert? Drum vergieb ich Dir, damit ich ruhig sterben kann. Vergieb Du mir auch, und hüte Dich vor Heppigkeit und Staat! Jetzt wird mir das Herz weich. Jetzt leb wohl! — Er drückte Gottfriedens noch einmal die Hand, und gieng. Gottfried gieng mit schwerem Herzen aus dem Haus des braven alten Deutschen.

Unser Bräutigam lebte nun, wie der reiche Mann, alle Tage herrlich und in Freuden. Bald war Schmaus bey seinen Eltern, bald bey seinen Schwiegereltern, bald bey dieser ihren Anverwandten. Auch bekam er von seiner Braut Geschenke über Geschenke, und hielt sich für den als



Ierglücklichsten Mann auf Gottes Erdboden. Als
 er seiner Mutter mit einiger Besorgnis zu ver-
 stehen gab, er werde nun wohl auch eben so kostba-
 re Geschenke dagegen machen müssen, und da reiz-
 che eben sein Beutel nicht hin, da beruhigte ihn
 diese sogleich mit der Versicherung: Sie woll al-
 les übernehmen, und er dürfe nichts thun, als
 seiner Braut die Geschenke übergeben. Auch fast
 alle seine bisherigen Kleider wurden ausgemustert,
 und weit prächtigere dafür angeschafft. Zuviel-
 lich ward er zuweilen ein wenig nachdenklich darüber.
 Das ist doch für einen Handwerksmann gar zu
 theuer, dachte er; Es war mir doch in meinen
 bisherigen Kleidern wohl; Wo will ich das Geld
 hernehmen, wenn ich den Staat künftig so fort
 treiben soll? Meine Braut kleidet sich ja schier
 prächtiger als die Stadtschreiberin; Was mag
 Meister Braun und Meister Räumer dazu denken?
 Solche und ähnliche Gedanken stiegen ihm wohl
 zuweilen in den Kopf; Aber sie wurden durch die
 hundertley Zerstreuungen bald wieder verschleucht.
 Meine Anne hat ja im Vermögen, dachte er
 dann, und gefiel sich auch in seinem neuen Sta-
 te selbst nicht weniger, als ihm Anne in dem ih-
 rigen gefiel. Er selbst war auch, wie schwache
 Leute mehrentheils sind, ziemlich zum Staat ge-
 neigt, und hieng getu am Heusserlichen, ob ihn
 gleich seine bisherigen Umstände dran verhindert
 hatten, diese Neigung zur Pracht an den Tag zu
 legen; Er begaßte sich albernere Weise oft, wenn
 er allein war und ein neues Kleidungsstück an-
 hatte, im Spiegel.

Auch der kleine Jakob, der bey seiner Grossmutter schon alles galt, und fast beständig bey ihr drohen in der Stube war, wurde gar stattlich herausgeputzt. Anne ließ ihm ein ganz neues Kleid von Cattun machen, und legte überhaupt so viele Liebe zu dem Anaben an den Tag, daß Gottsfried, der so viel auf seinen Kleinen hielt, voll Freuden drüber war, und in seine Braut nur noch verliebter wurde.

Etliche Tage vor der Hochzeit wurde nun Annens feyerlicher Brauteinzug gehalten. Bis her hatte man zu Erlenburg in aller Stille die Geräthschaft einer Braut in das Haus des Bräutigams getragen oder geführt. Aber Gottsfrieds und Annens Mutter konnten unmöglich zugeben, daß dieß jetzt auch nur so nach alter, einsältiger Weise in der Stille vor sich gehen sehen sollte. Die Tuchmacher Meyerinn wollte nicht umsonst so vieles Geld an die Aussteuer ihrer Tochter gewendet haben, ohne daß die Erlenburger das geringste davon sehen und erfahren sollten. Es hat mich mein schönes Geld gekostet, sagte sie, und man darf wohl sehen, was ich meiner Anne mitgebe. Bettelbräute mögen in der Stille einziehen. Meine Tochter darf sich ihres Heyrathsguts nicht schämen. Du hast Recht, Schwester! sagte Gottsfrieds Mutter; Es hat mich schon hundertmal gereut, daß ich meinen Einzug nur so in der Stille hielt. In der Residenz, hat mir die Frau Pfarrerinn gesagt, hält man jeden Brauteinzug mit aller Pracht, und da sehn oft Fürst und Fürstinn zu; Und wären sie

A a 5

nur



nur hier, sie sollten sich wundern, wie alles so nett und schön und gründlich ist, was Anne mit kriegt. Die Stadtschreiberin und die Pfarrerin sollen sich halb todt drüber ärgern. — Und die Bürgermeisterin nicht weniger, fiel Annens Mutter ein; Und so gieng das Gespräch noch eine halbe Stunde fort, und drauf wurde alles auf das pünktlichste verabredet, wie und in welcher Ordnung der Einzug sollte veranstaltet werden, wer dieses und wer jenes Stück tragen, wie man die Betten mit Bändern auszieren soll, u. s. w. u. s. w.

Der Tag des Einzugs brach nun an. Ein halb Duzend Tagelöhner und eben so viele Mägde aus der Anverwandtschaft stellten sich früh Morgens in dem Brauthaus ein, und wurden erst mit Kaffee, Brandtwein, Käse u. dgl. bedient, und drauf gieng der Zug an. Jede Person bekam immer nur Ein Stück zu tragen, damit der Aus- und Einzug ja recht lang dauere und kein Stückchen von dem Hausrath übersehen werde. Alles war blank und rein gescheuert, daß es in der Sonne glimmerte und die Augen blendete. Ganze Duzend Ellen Bänder waren an den Betten gebracht. Ich müßt ein Weib seyn, wenn ich alle Kesibarkeiten, die da Schau getragen wurden, nach der Ordnung her beschreiben wollte. Halb Erlenburg, v. n. ziens fast alle Weiber, waren in den Gassen und Häusern, wo der Zug durch gieng, versammelt. Einige starrten alles mit offenem Maul und Augen voll Bewunderung an; Andre schimpften voller Mißgunst auf den über:

übertriebnen Staat, und sagten, daß der einem Handwerksweib nicht zukomme. Noch andre sahn das Meiste mit Verachtung, wenigstens mit ungenommener Verachtung an, verglichen das Haugeräth mit dem andern, sagten, es sey doch alles nur auf den Schein gemacht, sie hätten alles weit gründlicher und besser. Arme Leute seufzten bey sich selbst und dachten: Ach du lieber Gott! wie viel unnöthiges Zeug ist da nicht! Wie viel mag das Geld gekostet haben! Hätt ich nur ein paar Stückchen davon! Ich würds zu Geld machen, und könnte davon ein ganzes halbes Jahr mich und meine armen Kindlein ernähren. Die Braut zog mit ihrer Mutter und der Meister Balzherinn, mit einer prächtig ausgeschmückten Kunkel im Arm, wie im Triumph durch die Reihen von Weibern und Kindern durch, hörte mit Entzücken die Stimme der Verwunderung und des Erstaunens, und sah mit hohem, stolzem Selbstgefühl den Ausdruck der verschiedenen Gedanken und Empfindungen auf den Gesichtern der Umstehenden, nickte auch zuweilen diesem oder jenem mit einem vornehmen, herablassenden Lächeln zu.

Der Herr Bräutigam Gottfried arbeitete sich indessen mit seinem Gefellen in seinem Hause fast todt, indem er die Bettstellen in einander fügte, die Schränke an ihren Ort stellte, und das übrige Geräth an Ort und Stelle brachte. Es war von allem eine solche Menge da, daß das Haus es kaum fassen konnte, und man alles verstellen mußte; Und da waren gewiß hunderterley Stücke,
die



die ein schön Stück Geld gekostet hatten, und doch ganz entbehrlich oder überflüssig waren. Nachdem endlich alles in Ordnung gestellt war, und die Tagelöhner und Mägde sich im Brandtwein tüchtig betrunken hatten, so ward erst den Baasen und Gevatterinnen, die beim Einzug mit geholfen hatten, ein gar kostbarer Schmaus gegeben. Theurer Wein und ausserlesne Speisen wurden in Menge aufgetragen, und die lieben Gäste ließen sich bis in die tiefe Nacht hinein so gut schmecken, daß sie taumelnd und kreischend auseinander giengen, und Gottfried den Tag darauf dem Wirth, der Wein und Speisen geliefert hatte, mehr bezahlen mußte, als er in einem ganzen Vierteljahr mit seiner Handarbeit gewinnen konnte. Und hinterdrein hatte er noch das zum Lohn, daß die Baasen und Gevatterinnen die Bewirthung tadelten und sagten, dieß und jenes hätte wohl noch besser seyn können. Ein Dank, den man fast allemal bekommt, wenn man Baasen und Gevatterinnen eine Ehre angethan und sie bewirthet hat.

In der folgenden Woche ward nun die Hochzeit vollzogen. So sparsam und mäßig und vernünftig eingerichtet der Hochzeitschmaus bey Gottfrieds Verbindung mit seiner seeligen Rosine eingerichtet gewesen war, so kostbar, übermäßig und unvernünftig war alles bey dem jetzigen Hochzeitschmause angestellt. Die Tische waren mit Speisen überladen, und brachen fast unter der Menge der Schüsseln. Die Weiber, und besonders die Braut und die beyden Schwiegermütter, machten

machten unsinnigübertriebnen Staat. Auch Gottfried war nicht mehr der sittsambürgerlich gekleidete Mann, wie er an dem Hochzeittag mit Rosen gewesen war. Er hatte ein Kleid von so feinem Tuch an, als bisher noch kein Erlanger Bürger eines getragen hatte, trug ganz neumodische silberne Schnallen und eine Minutenuhr mit einer langen, schweren silbernen Kette, und war schwach und kindisch genug, sich darauf nicht wenig einzubilden. Während des Essens wurden hunderterley zweydeutige und unanständige Scherzreden und Spässe vorgebracht; Und nach dem Essen gieng gleich an ein wildes, unanständiges, üppiges Tanzen, das die ganze Nacht durch bis an den lichten Morgen hin dauerte. Dabey wurde Kaffee Maasweis getrunken, und sogar auch Schokolade. Ueberhaupt wurde in dieser einzigen Nacht mehr verzehrt, oder eigentlich verpleumpert und verschwendet, als der fleißigste und geschickteste Handwerksmann in mehrern Jahren nicht gewinnen kann. Meißter Säuner und Meißter Braun waren, als nahe Anverwandte, zwar auch mit zu dem Hochzeitmahl geladen worden; Aber beyde hatten die Einladung von sich abgelehnt. Denn sie waren mit Gottfrieds Wahl gänzlich unzufrieden, und sahen die traurigen Folgen voraus, in die er dadurch wahrscheinlich einst gerathen würde. Sie blieben also lieber daheim, und hielten in der Stille mit ihm wegen seiner Verblendung Mitleid. Gottfriedem that das zwar wehe; Denn er hielt auf diese beyden Männer wegen ihrer Rechtschaffenheit und altdeutschen Redlichkeit



Zeit sehr viel. Aber daß sie mit ihren Besorgnissen Recht hätten, konnte er nicht glauben. Er ward jetzt ein reicher Mann, und konnte sich nicht überreden, daß ein reicher Mann nicht immer ein glücklicher Mann sey, oder auch mit alle seinem Reichthum bey einer so übertrieben kostbar und verschwenderisch eingerichteten Haushaltung einst ein armer Mann werden könne.

Von dem alten Meister Balthar hab ich dem geneigten Leser freulich lang schon nichts gesagt. Aber was kann man auch von einem, zwar an sich herzlichguten Manne viel sagen, der sich ganz von seinem Weibe beherrschen läßt, alles thut, was diese haben will, es mag auch noch so widersinnisch seyn, und der schon allgemach anfängt, kindisch zu werden? Und so wars doch mit dem alten Meister Balthar wirklich beschaffen. Er hatte gar nicht mehr das Herz, seinem Weibe nur in der geringsten Sache zu widersprechen. Alles, was sie haben wollte, war ihm recht. Er aß und trank, rauchte seine Pfeife, bekümmerte sich weiter um die Welt nicht, und ließ sich wie ein Kind behandeln. So machte er es jetzt auch bey der Hochzeit seines Sohnes. Er ließ sich von seinem Weib alle Kostbarkeiten zeigen, die Anne mit brachte, freute sich darüber wie ein Kind, und weinte manchmal gar vor Freuden. Mit Thränen in den Augen, die ihm mehr die Schwäche seines Kopfes als die Freude auspreßte, nahm er die Glückwünsche wegen der Heyrath seines Gottfrieds an, setzte sich sodann zu Tische, aß und



und trank nach Herzenslust, ließ sich später drauf von seiner Frau den Kaffee einschenken, rauchte seine Pfeife dazu, und schlief endlich ein, bis man ihn aufweckte und heim brachte. Das gute Leben, die Unthätigkeit und der Mangel an Arbeit hatten ihn ganz stumpf und unbrauchbar für die Welt gemacht.

Gottfried wollte ein paar Tage nach der Hochzeit zwar wieder an die Arbeit und an seine Hobelbank. Aber da gabs noch eine Nachhochzeit, und drauf schlug ihm Anne einen Spaziergang auf ein benachbartes Dorf vor, der auch wieder etliche Gulden kostete, und so gieng die ganze Woche hin, ohne daß das geringste gearbeitet wurde, obgleich genug dringende Arbeit da war. Seine Frau schlug ihm also vor, er solle zu dem Gesellen, den er schon hatte, noch einen andern annehmen. Er machte zwar anfangs einige Einwendungen dagegen und sagte: Die Arbeit könne wieder weniger werden, und der Profit trage nicht zween Gesellen. Weil aber Anne drauf beharrte, und sagte, sie sey reich, es trage alles, so gab er nach. Er war zu verliebt in sie, und glaubte, er dürfe ihr keine einzige Bitte abschlagen. Er bedachte nicht, daß ein Mann, der Anfangs gleich in alles willigt, was sein Weib verlangt, und sich nicht gleich in ein gewisses Ansehn setzt, oder freundschaftliche Erinnerungen dagegen macht, sich dadurch am meisten schadet, indem er sein Recht ein für allemal vergiebt, und ihr nachher gar nichts mehr abschlagen darf, wenn er nicht
lauter



lauter saure Gesichter sehn, und immerwährens den Verdruss haben will. — Ob auch gleich Anne, und mit ihr seine Stiefmutter immer viel von dem Vermögen pralte, das Anne mitgebracht habe, so war der Ueberfluß an Geld bey Gottfried doch so gar groß nicht, zumal nachdem er den starken Couto für das Hochzeitmahl bezahlt hatte. Anne hatte freylich von ihren Eltern ein sehr ansehnliches Vermögen mit bekommen; Aber das meiste ward doch in das Hausgeräthe und besonders in eine Menge Kleider gesteckt, die größtentheils, wie auch so manches Hausgeräthe, ganz unnöthig waren, und das baare Geld war verslogen. Auch führte das neue Hausweib eine Haushaltung, die zehnmal mehr kostete, als Gottfrieds ehemalige; Man aß gar gut, trank täglich Einmal, und oft zweymal Caffee; Anne hatte fleißig Besuch, oder gieng auf Besuch; Zween Gefellen kosteten auch wöchentlich etwas ansehnliches, und so gieng der schöne Verdienst, den Gottfried die Woche durch hatte, gewöhnlich immer rein auf, und oft reichte er nicht hin, zumal wenn ein Feiertag in der Woche war, die Ausgaben alle zu bestreiten.



Sechszehentes Kapitel.

Wie Gottfried mit Annen wohllebt, und
dabey nicht viel Gutes heraus-
kommt.

Unser neues Ehepaar lebte inzwischen mit ein-
ander so ziemlich vergnügt. Sie thaten gewalts-
tig verliebt. Aber so ganz von Herzen giengs
doch nicht, wie westland, da die fromme Rosine
noch lebte. Gottfried und Anne hatten sich vor
ihrer Verheirathung nur wenig gekannt, waren
also einander noch bennabe fremd, da sie zusam-
men kamen, und da erwiesen sie einander alle Ge-
fälligkeiten, mehr weil keines noch recht das Herz
hatte, dem andern zu widersprechen, als aus wahr-
er herzlicher Liebe. Kurz, ihre Ehe war, wie
so viele tausende sind, weder kalt noch warm; Es
war Umgang mit einander, ohne herzliche Vers-
traulichkeit.

Der kleine Jakob war, nach Gottfrieds Mey-
nung, vollkommen glücklich. Anne schien viel Lie-
be für den Knaben zu haben. Sie gab ihm fleißig
Kaffee zu trinken und Zucker zu essen. Vieles
Eltern stehen freylich im Wahn, damit thun sie
ihren Kindern eine Gutthat an, aber im Grunde ver-
gifteten sie damit frühzeitig ihre Gesundheit und le-
gen oft in ihrer Jugend schon den Keim der Kränk-
lichkeit in den zarten jugendlichen Körper. Die äl-
te Waltherrinn stellte sich auch ganz nährlich in
das Kind verliebt. Entweder war sie bey den
jungen Eheleuten drunten, oder hatte den klei-
Geschichte Gottfried Walthers. B b nen



nen Jakob den sich auf ihrer Stube. Da spielte und schätkerte sie unaufhörlich fort mit ihm, gestattete und gab dem Knaben alles, was er nur verlangte, wehrte ihm keine einzige Unart ab, gab ihm Spiel: und Zuckerwerk, wenn er weinte, und machte so das sonst gute Kind zu einem äußerst eigensinnigen Geschöpfe. —

Das Wohlleben und Spaziergehen dauerte indessen bei dem neuen Ehepaar immer fort. Wenn gleich Gottfried nicht allemal damit zufrieden war, und oft lieber bei seiner Arbeit geblieben wäre, so hatte er doch das Herz nicht, seiner Anne eine Bitte abzuschlagen. Ein paarmal hatte er's versucht, aber da kam er gar übel an. Sein Weib fieng an zu schmolten und zu mauzlen, sprach halbe Tage lang kein Wort mit ihm, fuhr seinen Augenspfel, den kleinen Jakob, rauh an oder schlug ihn gar, setzte sich in eine Ecke, weinte sich die Augen roth, und wenn dann seine Mutter oder Schwiegermutter dazu kam und die rothgeweinten Augen sah, und die Ursache davon sich von ihnen erzählen ließ, da fielen die beiden alten Weiber über ihn her, machten ihm weidlich herunter, nannten ihn einen schlechten Mann, einen Wütherich, einen Knacker u. dergl. und da war denn der arme Gottfried froh, wenn seine Anne nur noch nach vielem Bitten sich erweichen ließ, mit ihm spazieren und zum Wein zu gehen, und er mußte ihr nun doppelt gut auftragen lassen, nur damit sie endlich wieder mit ihm sprach und ihm einen freundlichen Blick vergönnte.

Sie befand sich auch nach einiger Zeit schwanger. Und nun mußte er gar vollends alles thun, was er ihr nur an den Augen ansehen konnte. Was ihr jetzt einfiel, das sie essen oder trinken, oder von Kleidern sich anschaffen wollte, da gab sie vor, sie habe einen Gelust darnach, und Gottfried hatte so viel Geldausgaben, daß er oft keinen Heller mehr hatte, und sich kaum hätte zu helfen gewußt, wenn ihm nicht seine Mutter geholfen und je ausgeholfen hätte. Er ward jetzt oft sehr nachdenklich, setzte sich manchesmal des Abends in einen Winkel hin und überlegte bey sich selbst, was das Ding, wenn es so fortgehe, endlich für einen Ausgang nehmen werde? Er sah jetzt nur allzuwohl ein, daß seine Wahl gar nicht die glücklichste und vernünftigste gewesen sey, daß seine Frau ihn gänzlich unter dem Pantoffel habe, und daß so nichts Gutes herauskommen könne. Aber er sah auch ein, daß er diese Betrachtungen zu spät anstelle, und von seinen Mannsrechten schon zu viel vergebem habe. —

Anne kam nun zur gefetzten Zeit mit einem Knaben glücklich nieder, der nach ihrem Vater, Philipp genannt wurde. Gottfried freute sich über dieses Kind; Doch lange nicht so sehr, als er bey Rosinens Niederkunft über den kleinen Jakob sich gefreut hatte. Ueberhaupt sah er nun jetzt erst recht ein, welch einen Schatz er an seiner Rosine besessen habe. Hundertmal weinte er um sie im Stillen, gieng oft heimlich in der Dämmerung an den Gottesacker hinaus, betrach-



rete von fern Josuens Grab, und seufzte: Ach, wenn Du noch lebest! O wie viel, wie viel hab ich an Dir verlohren! Aber öffentlich und vor Annen durfte er sich davon nichts merken lassen, wenn er nicht seinen Hausfrieden ganz gestört sehen wollte. —

Das Wochenbette seiner Frau kostete ihn so viel, daß er kaum Geld genug aufstreiben konnte. Zwar war gegenwärtig eine Zeit in Erlenburg, da er sich aus der Maassen viel verdienen konnte. Denn da ein paar vermögliche Leute ihre Häuser hatten ausbessern und herausputzen lassen, so riß nur auch die Schwelgerey in diesem Stück ein. Ein Bürger wurde nach dem andern vom Wahgeist angesteckt, und da hatte Gottfried so viel zu thun, daß er drei Gesellen halten mußte. Allein so viel er auch einnahm, so viel oder noch mehr gab er aus, da sein Weib das Wohlleben und den Kleiderstaat immer höher trieb. Und jetzt, während ihrem Wochenbette war des Geldausgebens gar kein Ende. Schon der Tauffschmaus hatte ihn etwas ansehnliches gekostet. Jetzt kamen aber auch noch täglich Paasen, Nachbarinnen und Gesvatterinnen in die Wochenstube; Und diese wurden immer auf das kostbarste bewirthet, und liefsens sich auch herrlich wohl schmecken.

Da Anne wieder aus dem Wochenbette gieng, da mußte er sie, zumal da es Frühling wurde, alle Augenblicke spazieren führen; Und dabey ward immer nicht wenig verzehrt. Doch damit war sie noch nicht zufrieden. Sie hatte nun auch ih-

rer Meinung nach nicht Kleider genug. So oft sie auf einem feiertäglichen Spaziergang eine Erlangerin antraf, die eine schönere Haube, einen schönern Rock, ein besseres Nieder anhatte als sie selbst, so ließ sie nicht eher nach, als bis ihr Mann ihr auch ein solches Kleidungsstück anschaffte. Und so kriegte sie in kurzer Zeit so viel zusammen, daß ihr Gottfried einen neuen Schrank machen mußte, obgleich schon dreye ganz mit Kleidern voll gestopft waren. Endlich ward er doch der ewigen Ausgaben überdrüssig; Er hatte immer so wenig Geld bey der Hand und hatte doch, ausser diesen unnöthigen Auslagen, zu Einkaufung der Bretter und andern Holzwerkes so viel nöthig, daß er voraussah, er müßte entweder Schulden machen, oder eins von Annens Kapitalien aufstünden, und so nach und nach sich gänzlich dem Verderben nähern. Er beschloß also bey sich selbst, mit seinem Weib recht ernstlich über diese Sache zu reden, und ihr recht einleuchtend vorzustellen, daß das Ding unmdglich so fort gehen könne, wenn sie nicht über kurz oder lang mit einander an den Bettelstab gerathen wollten. Freulich sah er Annens Widersprüche zum voraus, und noch mehr die Vorwürfe, die er von ihrer und seiner Mutter darüber würde anhören müssen. Aber die Noth drang ihn, das Aeußerste zu versuchen. Er war entschlossen, einmal alles Unangenehme über sich erzehn zu lassen, und mit standhaftem Muth alles auszuhalten, um nur eine Aenderung hervorzubringen. Vielleicht hätte er weniger Standhaftigkeit und Muth gehabt, wenn



er nicht Tagß vorher in einem Hause, wo er Arbeit hatte, auch seinen Vetter, den ehrlichen Zäuner angetroffen hätte. Obgleich dieser brave Mann von Gottfried vor den Kopf gestossen zu seyn glaubte, weil dieser seinen guten Rath verworfen und Aimen geheirathet hatte, so dachte er doch zu ehrlich, und hatte Gottfrieden, den Sohn seiner seligen Schwester zu lieb, als daß er zu dem, was er von seiner zerrütteten Haushaltung hörte, hätte still schweigen, und ihm nicht noch einmal seinen guten Rath anbieten sollen. Er sagte also Gottfrieden gerade heraus, was er von ihm gehört hatte, und fragte ihn, ob es wahr sey? Gottfried konnte es nicht läugnen, und sein Herz war ihm so voll, daß er ganz vor seinem ehrlichen Vetter ausschüttete. Zäuner ward bey seiner Erzählung theils bewegt, theils über Aimen und die übrigen Weibseute erbittert. Er sagte Gottfrieden: Er trage herzliches Mitleiden mit ihm; Denn auf die Art muß er in kurzer Zeit zu Grunde gehen; Nur aber rieth er ihm an, das Joch auf Einmal von sich abzuwerfen und sich nicht länger so schimpflich beherrschen und mißhandeln zu lassen; Er soll sich die beyden Schwiegermütter auf Einmal vom Halße schaffen, und allen ihren Grimm nicht achten! Dieß sey das einzige Mittel, das ihn noch retten könne. Dadurch befeuerte er Gottfrieden so, und stößte ihm so viel Muth ein, daß dieser versprach, in allen Stücken seinem Rath zu folgen, und sich auch fest vornahm, es zu thun.

Den folgenden Tag both sich auch die Gelegenheit dazu von selbst an. Gottfried saß nehmlich am Abend mit Annen allein in seiner Stube, als ein ehrlicher Bürger, ein Anverwandter von Annen, herein trat, und nach einigen Ausholungen bath, Gottfried möcht ihm doch drey Thaler leihen; Er müsse morgen steuern, und sey eben nicht bey Gelde; In drey Wochen woll er ihm mit Dank wieder heim bezahlen. Gottfried hatte eben nicht mehr als einen halben Thaler baares Geld, und mußte also dem redlichen Mann seine Bitte abschlagen. Dieß that Annen sehr weh, nicht sowohl aus Mitleid mit ihrem Vetter, der nun andern Leuten gute Worte geben mußte, als vielmehr weil sie sich schämte, daß sie nicht drey baare Thaler im Haus haben sollten, da sie doch so viel Staat machten. Kaum war also der alte Bürger fort, so fieng Anne an, Gottfriedem ziemlich bittere Vorwürfe zu machen: Was er für ein schlechter Mann sey, daß er nicht einmal drey Thaler im Haus habe, und sie hab ihm doch ein so ansehnliches Vermögen zugebracht Er verdien auch gar nichts u. s. w. Gottfried, der gerade gar nicht aufgelegt dazu war, Vorwürfe anzuhören, lehrte nun den Stiel um, und sagte seinem Weib: Sie eben bring alles Geld was er verdien, durch; Wenn er auch noch so viel verdienete, so würd es doch nicht hinreichen, ihr nur ihre Hauben, Röcke, Nieder u. dergl. zu bezahlen; Sie hab alle Tage einen andern Einfall, er habe schon genug zu thun, bis er ihr nur das Zucker- und Kaffeegehd verdiene. Aber, sagte er



mit noch größerm Nachdruck und einer hohen Bes-
 theuerung hinzu: Künftig solls auch anders wer-
 den, Anne! Du hast nun schon Plunders in den
 Kästen genug; Ich gebe weiter keinen Heller her,
 als wo es unumgänglich nöthig ist, und werd auch
 nicht mehr so viel Kasse verplempern lassen, daß
 Duß weißt! Anne fuhr nun auf, stieß die niedrig-
 sten Schimpfwörter aus, weinte, lärmte, und
 schloß endlich damit, sie woll ihn schon bey ihrer
 und bey seiner eignen Mutter verklagen und ihnen
 sagen, wie barbarisch und unchristlich er mit ihr
 umgehe. Gottfried sagte: sie möcht es nur thun!
 Er bekümmerte sich um ihre und um seine Mutter
 nicht, und werd auf seiner Meynung bleiben;
 Darnach könne sie sich richten. — Weil sie im-
 mer fort lärmte und schrie, so zog er sich an und
 gieng, um Ruhe zu haben, ins Wirthshaus, wo-
 hin er jetzt mandmal gieng, da er, so lang Ro-
 sine lebte, kaum des Jahrs zweymal dahin ge-
 gangen war.

Als er wieder heim kam, war schon seine
 Mutter und Schwiegermutter bey Annen, und er
 ward von diesen beyden Weibern so in Empfang
 genommen, wie der geneigte Leser sichs vermuthen
 kann. Beyde Weiber machten ihm die bittersten Vor-
 würfe, gaben ihm die schändlichste Undankbarkeit
 Schuld, daß er so barbarisch und knickerisch mit
 seinem Weibe umgehe, und doch alles von ihr ha-
 be; Er könn es vor Gott und Menschen nicht
 verantworten, u. s. w. Er blieb, da er sich in
 einem

einem Glase Wein Muth und Herzhaftigkeit getrunken hatte, den beyden Weibern und Annen nichts schuldig, sondern gab ihnen tüchtig tinauß, und gieng endlich so weit, daß er ihnen sagte: Er sey Herr in seinem Haus; Sie hätten ihm im geringsten nichts einzureden, und er bätte sie, ihm Ruhe zu lassen. Beide Weiber, die sehr eitel und ehrfüchtig waren, nahmen das auch so hoch auf, daß sie mit der Drohung weggiengen: Er soll sie nicht mehr in seiner Stube sehen. Es soll mir lieb seyn, sagte er, und bekam dafür noch ein paar Duzend Schimpfswörter auf den Rücken, die er keiner Beantwortung würdigte.

Anne machte nun frenlich die grimmigsten Gesichtser, gab ihm keine Antwort, wenn er etwas sagte, schalt mit dem Dienstmädchen über jede Kleinigkeit, und schlug die Thüren zu, daß das ganze Haus zusammen zitterte. Und so dauerte das schon zween Tage fort. Gottfried aber lehrete sich im geringsten nicht dran; Er hatte fest beschloffen, diesmal auf seinem Sinn zu bestarren, um ein : für allemal in seinem Hauswesen eine Aenderung zuwege zu bringen. Sie wird sich schon zum Ziel legen, dachte er; Sie wird schon um schön Wetter bitten, wenn sie sieht, daß das Maulen nichts nützt.



Siebenzehntes Kapitel.

Wie der kleine Jakob von seiner Stiefmutter hart gehalten wird.

Allein so gut, und fest gefaßt Gottfrieds Vorsatz war, so ward er doch durch folgenden Umstand wieder darinn wankend gemacht. Soviel nehmlich bisher der kleine Jakob sowohl bey Annen, als auch vornehmlich bey Gottfrieds Mutter gegolten hatte, so wenig machten sich jetzt die beyden Weiber aus ihm, seit der kleine Philipp da war. Gottfried merkte das wohl, und es that ihm schmerzlich weh, da er so viel auf seinen Jakob hielt. Er schäfferte und spielte nun desto mehr selbst mit ihm, und gab dem Knaben, der nun schon sehr fertig sprechen konnte, alles was er nur verlangte, um ihn wegen des Kaltsinns seiner Mutter zu trösten und schadlos zu halten.

Seit der Zeit aber, da Gottfried die Verdrißlichkeiten mit seiner Anne gehabt hatte, begnügte diese sich nicht damit, sich nur kaltfinnig und gleichgültig, wie sie bisher schon gethan hatte, gegen den kleinen Jakob zu betragen, sondern sie schnurrte auch den Knaben beständig an; Was er that, war nicht recht, und jeden Augenblick bekam er Schläge, so daß endlich der Knabe einmal die Stiege hinunter kletterte,weisnend zu seinem Vater in die Werkstätte lief, und ihm klagte, die Mutter hab ihn so geschlagen. Da war Gottfried nun auf seiner schwächsten

Seite angegriffen; Er rannte, mit dem Kind auf dem Arm, die Treppe hinauf, fieng einen gräulichen Lärm an, drohte, die Mutter selbst zu schlagen, wenn sie seinem Augapfel wieder etwas zu Leid thue, und band es ihr aufs ernstlichste ein, sich an seinem Jakob ja nicht wieder zu vergreifen. — Das merkte sich nun Anne, die in solchen Dingen listig genug war. Holla! dachte sie, da will ich künftig ihn schon kriegen, wenn ich wieder etwas von ihm haben will. Da plag ich den Knaben brav, und ich kriegs gewiß. Sie führte auch diesen boshaften Anschlag treulich aus, und plagte jetzt den armen unschuldigen Jakob auf alle nur erdenkliche Weise. Anfangs wollte zwar Gottfried das mit Gewalt verhindern; Da er aber sah, daß alles nichts ausrichte, so konnte ers nicht länger aushalten, daß sein Liebling so geplagt würde. Er nahm also wieder ein freundliches Gesicht an, bath seine Frau, das arme Kind doch zu schonen, und schlug ihr, um dieß zu erreichen, nicht nur einen Spaziergang vor, sondern versprach ihr auch, ihr nächstens so ein seidenes Halstuch, wie sie sich schon längst eins gewünscht hatte, zu kaufen. Sie that jetzt ganz spröde; Endlich gab sie ihm doch nach, ward wieder ganz freundlich, versprach, Jakobem künftig alle Liebe, wie ihrem eignen Kinde, zu erzeigen; Sie that dieses auch dem Schein nach, und nun war Gottfried äusserst vergnügt, aber auch auf immer gefangen. Denn so oft jetzt sein Weib etwas von ihm herauskriegen wollte, so klagte sie nur über Jakobem, daß er so unartig sey, daß
man

man ihm nothwendig Schläge geben müsse. Ob es Gottfried nun so weit kommen ließ, that er lieber seiner Anne schön, und versprach ihr so lang alles was sie wollte, bis sie wieder gut und besänftigt wurde, und Jakob wieder ein freundliches Gesicht vergenute.

Es gieng also in Gottfrieds Haus alles wieder auf dem alten Schlag fort, und in vielen Stücken noch toller als vorher. Es ward kostbar gegessen und getrunken. Annens Schränke wurden alle Augenblicke mit irgend einem neuen Kleidungsstück bereichert. Was sie nur an einem andern Weibe sah, das mußte sie auch haben, und Gottfried durfte sich nicht weigern, das Geld dazu her zu geben, wenn er nicht seinem Jakob, in den er bis zum Uebertriebenen verliebt, oder eigentlich vernarrt war, etlich böse Stunden machen wollte. Jakob, und nun auch der kleine Philipp, wurden so staatsmäßig erzogen und gelehret, als ob's Junkers; und nicht Tischlererkinder wären. Ihre närrisch in sie verliebten Eltern machten auch schon Anschläge mit einander, was die beiden Kinder einmal werden sollten. Jakob sagte zwar, er wolle ein Tischler werden, wie sein Vater. Aber sein Vater ärgerte sich allemal darüber, wenn er's sagte, und lispelte ihm zu: Ein Stadtschreiber mußt du werden, Junge! Von Philipp war schon völlig ausgemacht, daß er ein Pfarrer werden müsse; Denn es hatte ja der Mutter einmal während ihrer Schwangerschaft von einer Kanzel geträumt, und wenn man den

Klei:

Kleinen zu ihr nach der Predigt in ihren Kirchen-
sitze brachte, um der christlichen Gemeinde sich in
seinem schönen lattenen Kleid zu zeigen, so
sah der Bube allemal zuerst auf die Kanzel, und
streckte seine kleinen Fingergchen nach dem Pfar-
rer, und dem neben ihm gemahlten Doktor Lu-
ther aus; Das war doch wohl ein augenweini-
cher Beweis von seinem Verus zum geistlichen
Stande; Wenigstens denken noch immer hundert
Eltern so, wie weyland Gottfried und Anne.
Daß die Schwiegereltern dieser Meinung voll-
kommen auch waren, versteht sich von selbst.

Anne kam nun abermals in die Wochen, und
gebahr ein Mädchen, das in der Laufe den Na-
men Katharine erhielt. Das gab denn nun wie-
der während und nach dem Wochenbette Anlaß und
Gelegenheit zu vielen Schmauserenen, so daß
Gottfried denbeutel immer offen haben, und so-
gar zuletzt mit Annens Einwilligung ein Kapital
von hundert Thalern ausländen mußte; Doch
nahm er auch vieles Geld ein. Denn der Lauf
von seinen schönen, künstlichen Arbeiten, woben
ihm noch ein sehr geschickter Geselle half, breitete
sich immer weiter aus, und war bereits schon bis
in die Residenz gedrungen, wo sich viele Hofstet-
te künstliche Arbeit von ihm verfertigen ließen.
Dadurch wurde seine Eitelkeit, wozu er ohnedieß
schon einen ziemlichen Anseh hatte, und der Hoch-
muth seiner Frau nur noch mehr genähert. Es
träumte ihm auch manchmal schon von Einladung
zum Hofstischler und dergleichen Poffen.

Um



Um diese Zeit nahmen die Kräfte seines, ehemals so brav gewesen, und so schwach geworden Vaters zusehends, und mit jedem Tag mehr ab. Er war jetzt vollkommen kindisch, und schließ endlich an einer gänzlichen Entkräftung ein. Die noch wenig übrige Redtschaffene und altdentsch denkende Einwohner in Erlenburg bedauerten seinen Verlust, ob er gleich aus Schwachheit sich auch von der eingerissenen Weichlichkeit der Zeiten hatte mit hinreißen lassen. Gottfried beweinte ihn als einen redlichen und frommen Vater, dem er so viel zu verdanken hatte, ließ ihn neben seiner seeligen Mutter begraben, und ihm einen schönen, nur allzuprächtigen Grabstein setzen.

Achtzehntes Kapitel.

Leidige Proben von verdorbner Kinderzucht.

Nach einem Jahr gebahr Anne schon wieder eine Tochter, die in der Taufe Sophie genannt wurde. Gottfrieds Familie vermehrte sich also sehr, und damit auch die Kosten. Er hatte nun schon vier Kinder. Jakob gieng bereits ins sechste Jahr, und also hätten seine Eltern mit Ernst auf seine weitere Ausbildung und Erziehung achten sollen, zumal da er einen fähigen Kopf und viele Lust zum Lernen verrieth. Wir wissen, wie Gottfried und seine seelige Rosine bald nach der Geburt des Knaben einander heilig gelobt hatten, ihn recht fromm und christlich, zur Ehre Gottes,
zum



zum Nutzen des Nächsten und zu seinem eignen Besten zu erziehen. Allein Rosine war jetzt todt, und die wenigsten von diesen guten Versägen wurden ausgeführt. Gottfried war zu sehr in dem kleinen Jakob vernarrt, und glaubte, ihm seine Liebe nicht besser an den Tag legen zu können, als wenn er ihm alles gestattete, was er nur wollte, und ihn nicht zum Lernen anbielte, wenn er nicht eben gerade Lust dazu hätte. Sonst gab er sich, da er die meiste Zeit des Tages über in der Werkstätte war, wenig mit ihm ab. Die Großmutter hatte Anfangs den Knaben fast immer um sich, gab ihm alles, was er verlangte, ließ ihn machen, was er wollte, und so ward dem armen Kinde nichts als Eigensinn eingepflanzt. Seine Stiefmutter Anne gestattete ihm auch alles, weil sie sah, daß das Gottfriedens wohl gefiel. Da sie nachher eigne Kinder bekam, bekümmerte sie sich freylich weniger um den Knaben. Wer doch redete sie ihm nichts ein, um ihn nicht zum Weizen zu bringen und dadurch ihren Mann zu erbittern. Da Philipp größer wurde, und die beiden Mädchen auch heran wuchsen, da mußte Jakob sich als ihren Bedienten brauchen lassen, und sich alles gefallen lassen, was die Kinder mit ihm anstiegen. Wenn ein Kind etwas haben wollte, so mußte Jakob es holen; Hatte er ein neues Spielzeug bekommen, so mußte ers seinem Bruder Philipp geben, sobald dieser es verlangte. Ward von Annens Kindern etwas Böses angestellt, so mußte es Jakob gethan haben, und bekam wohl manchnal dafür Schläge. Und so hat-



te er freylich kein gar angenehmes Leben. Aber im Grunde war es doch mehr ein Glück für ihn, als ein Unglück. Er durfte nun nicht mehr so seinem Eigensinne nachhängen wie ehemals, lernte gehorchen und sich nach andern Leuten richten, ward geduldiert, und lernte, andern Menschen gute Worte geben, da hingegen Philipp und seine Schweitern stolz, übermüthig, und aus der Maassen eigensinnig wurden.

Wenn Anne ihren Kindern Kaffee, Zuckersack und andre Naschereien gab, so mußte sie doch Schanden halber Jakobem auch etwas davon abgeben. Weil ihr aber dieses lästig war, so lag sie ihrem Manne so lang an, bis er sich entschloß, ihn in die Schule zu schicken, und sie ihn auf solche Art vom Halse zu kriegen. Auch das war gut für ihn; Denn nun lernte er doch etwas, da indeß seine andern Geschwister im Wüßzungen ganz verwilderten. Er nahm auch in kurzer Zeit im Lesen und im Lernen seines Katechismus bray zu, da er viele Lust zum Lernen und einen braven, geschickten Schulmeister hatte.

Philipp ward indeffen der ärgste Wildfang, hatte mit seinen Schweitern den ganzen Tag nichts als Zank und Streit, war immer bey den Jungen auf der Gasse, theilte da Schläge aus oder bekam welche, warf oft den Nachbarn ein Fenster ein, zerriß und beschmutzte alle Augenblicke seine Kleider, lernte nicht um einen Pfennig werth, und wenn man ihn fragte, was er werden wolle?

so gab er zur Antwort: ein Pfarrer, und dann freuten sich die Eltern drüber, und besüßten ihn in seinen stolzen Gedanken. So oft auch ein Beteter oder eine Waage ins Haus kam, mußte Philipp predigen. Die Mutter hienä ihm eine schwarze Schürze um; Der Knabe stellte sich auf ein von seinem Vater besonders dazu verfertigtes Stühlchen, plapperte einige Minuten lang ein sinnloses Gewäsch her, und bekam dafür manchen Kreutzer und Groschen zum Geschenk. Philipp passirte dieser Kraken wegen, wenigstens in den Augen seiner Eltern, für ein halbes Wunderkind, und ward mit hundert Lobeserbedungen überhäuft, weilen er seine einzige verdiente; denn er war, wie schon gesagt, weiter nichts als ein verzärtelter, einbildlicher, verwilderter Knabe, der nichts lernte und doch viel zu wissen glaubte. Die Erziehung der beiden Mädchen, Katharins und Sophiens, war nicht um ein Haar besser. Beide sahen hübsch aus, und Niemand wußte dies besser als sie selber. Denn die Mutter, Großmutter, und andre Anverwandte sagten ihnen hundertmal ins Gesicht: Sie hätten eine Haut, so weiß wie Schnee, Augen wie Perlen, und Zähne wie Elfenbein. Das freute denn die Mädchen, erweckte den in ihnen ebendies schon schummern der Keim der Eitelkeit, und sie stellten sich wohl halbe Stunden lang vor den Spiegel hin und begaßten sich mit eitler Selbstgefälligkeit. Sobald sie gehen konnten, wurden ihnen Schnürbrüste gekauft, und lauter Kleider von den besten, in

Geschichte Gottfried Walther's. E c die



die Augen fallendsten Farben gegeben. Jedes neue Kleid, das Pfarrer's Susanne bekam, ward nachgemacht, und fast allemal noch feinerer und schöner. Es gab in ganz Erlenburg keine größere Zierruppen, als des Tüblier Gottfried Walthers herbe Mädchen. Jedermann im Städtchen sah auf sie und hielt sich über den an sie verwandten, übertriebenen Staat auf. Daß es übertriebener Staat sey, sah jetzt freilich Niemand besser ein als Gottfried, der nicht viel genug austreiben konnte, und ihn wieder ein Kapital von hundert Thalern auslösenden mußte, so lag er bereits nicht mehr als noch zwei hundert Thaler ausziehen hatte. Allein was mußte es ihm jetzt, einzusehen, daß die Einrichtung seiner Haushaltung und der Staat, den seine Frau für sich selbst und mit ihren Kindern trieb, seine Einnahme den weitem übersteige, und ihn nothwendig zuletzt zu Grund richten müsse? Das Einssehen kam jetzt zu spät. Er hatte seinem Weibe schon zu viel nachgegeben, ihr von Anfang gleich zu große Freuden den gelassen, und konnte also jetzt nicht mehr Weisheit über sie werden. Auch war er zu eitel, und das übertriebne Wesen gefiel ihm im Grunde doch selbst wohl.



Neunzehntes Kapitel.

Wie man nach Erlenburg einen lateinischen
Præceptor verschreibe.

So flossen noch ein paar Jahre hin. Jakob lernte recht brav in der Schule, und erhielt immer das beste Zeugnis von seinem Lehrer. Auch ward er ein guter, ziemlich gesitteter Knabe. Philipp aber konnte kaum ein wenig buchstabieren, und gieng nun schon in das sechste Jahr, und mit dem Pfarrerwerden ward es seinen Eltern immer noch mehr Ernst. Man mußte also nun recht ernstlich darauf denken, ihm Unterricht zu verschaffen. Seit das alte deutsche, schlecht und rechte Wesen in Erlenburg sich fast ganz verlohren, und das Wohlleben und der Staat seine Stelle eingenommen hatte, waren noch drei oder vier Bürger auf den beschwätzigten und überdachten Einsatz gekommen, ihre Knaben seien zu gut für ein Handwerk, und sie wollten also sie studieren lassen. Weil der Pfarrer eifersüchtig darüber war, und vermuthlich selber nicht gar viel lateinisch wußte, so wick er ihren Vuten, ihre Söhne im Latein und andern Dingen zu unterrichten, immer aus, und sie sahen endlich sich genöthiget, auf einen andern Ausweg zu denken, und für ihre Söhne einen gemeinschaftlichen Præceptor oder Lehrer, der sie im Latein unterrichten könnte, zu verschreiben. Gottfried machte mit diesen Bürgern gemeinschaftliche Sache; Man schrieb in die Residenz um ei-



nen Präceptor; Und nach fünf Wochen kam einer an, der sich dazu verstand, die Knaben in allem was sie lernen wollten, zu unterrichten. Dieser neue Lehrer, der sich Magister titulieren ließ, hieß Nüchter. Er war ein verunglückter Kandidat des Prieſtamt, und die Redſeeligkeit ſelber. Er konnte von allem plaudern, verſtand, ſeiner eignen Verſchöpfung nach, alles, wußte in der That auch vieles, aber nichts gründlich, hielt ſich ſelbſt für ein Genie, wie die Gelehrten ganz verſchämlich gute Köpfe und Leute von beſonders vortheilhaften Gaben nennen, und glaubte, ein Genie wiſſe alles, wenn es gleich nie gelernt habe. Er verſprach Gottfried und den andern Bürgersmännern, ihre Söhne in kurzer Zeit ſo weit zu bringen, daß ſie kaum noch auf die Univerſität zu ziehen brauchten, und ſchwante den guten Leuten ſo viel vor, daß ſie von ihm und der künftigen Gelehrſamkeit ihrer Söhne ganz bezaubert waren. Magiſter Nüchter ſtieg ſeinen Unterricht an, und gab ſechs Knaben, unter denen Philipp und Jakob mit waren, täglich gemeinſchaftlich in einem Saale drei Stunden Unterricht. Weil aber Philipp noch ſo weit zurück war, und noch nicht einmal leſen konnte, ſo gab ihm Nüchter in ſeinem Saale noch beſonders eine Stunde, die Gottfried für ſich bezahlte. Die Knaben ſtiegen jetzt ein wenig lateiniſch an, und wurden ſchon ſo ſtolz darüber, daß ſie alle andre Knaben in ganz Erſtenburg verachteten, und mit den Schulknaben in einem beſtändigen Krieg lebten. Der Pfarrer war über



Aber diese Nebenschule so erbittert, daß er fast jeden Sonntag gegen sie und den Magister Richter predigte, der aber dafür auch wieder den Pfarrer Roth überall lächerlich machte und die Erlenburg durch seine Pralereien ganz auf seine Seite brachte und für sich einnahm.

So brav bisher Jakob in der deutschen Schule gelernt hatte, so wenig wollte es jetzt mit dem Lateinischlernen vor sich gehen. Die Vokabeln wollten ihm durchaus nicht in den Kopf. Er gieng immer mit Weinen in die Lehrstunden des Herrn Magisters, und kam weinend oder verdrißlich wieder draus zurück. Sein Vater schalt ihn oft aus und sagte ihm, wenn du dich nicht besser angreiffst, so wirst du deiner Lebtag kein Herr werden. Ich will ja aber auch kein Herr werden, sagte dann der Knabe; Laßt mich nur Euer Handwerk lernen, Vater! Gottfrieden wollte das durchaus nicht in den Kopf. Aber Amen war es eben recht, daß der Knabe so wenig Lust zum Herrn werden hatte. Denn ihr wars blos um ihren Philipp zu thun, und sie war schon lange her eifersüchtig drauf, daß Jakob ihrem eignen Sohn sollte gleich gehalten werden. Sie lag also so ihrem Mann beständig an, er soll doch den Jakob einen Tischler werden lassen, weil ers ja selbst nicht besser verlange. Endlich steckte sie sich auch noch hinter den Magister, der bey ihr sehr viel galt, daß er ihrem Mann zureden soll, Jakob wieder in die deutsche Schule zu schicken.



Der Magister sprach also mit Meister Gottfried drüber, sagte ihm, sein Jakob taue schlechterdings nicht zum Studiren; Es werd in seinem Leben nichts aus ihm werden, denn er habe keinen Kopf und Trieb und keinen Ehrgeiz u. s. w. Gottfried, der den Magister für ein Orakel hielt, ließ sich also endlich bewegen, und schickte seinen Jakob wieder in die deutsche Schule. Niemand war damit zufriedner, als Jakob selbst; Er lernte nunmehr wieder mit neuem Eifer und vergaß in kurzer Zeit alle Vokabeln, die er so mühsam gelernt hatte.

Swanzigstes Kapitel.

Wie Herr Magister Richter so wunderlich Schule hält, und besonders Meister Gottfried und seinem Philipp den Kopf verrückt.

Magister Richter setzte sich indessen ben den Eltern seiner Schüler, und besonders ben Philipps Eltern, immer mehr in Gunst und Ansehen. Denn er schwangte ihnen unaufhörlich von dem planellen, großen Zunehmen ihrer Knaben in den Wissenschaften die Ohren voll, und die Knaben waren auch mit ihm ganz aus der Maassen wohl zufrieden. Das war aber auch kein Wunder. Denn seine Schule sah mehr einem Zummelpfad und Wirthshaus gleich als einer Schule. Er selbst rauchte drinn Taback und hatte seinen Bierkrug

immer vor sich stehen, und wenn ein Knabe irgend einen schnackischen und guten Einfall hatte, so gab er ihm zu trinken, bis er beynah einen Rausch bekam. Er sagte immer: Jungens, wer nicht aufgeräumt ist, darf nicht lernen; Denn Kopf und Genie läßt sich nicht zwingen. Man muß stets den guten Augenblick abwarten. Da waren denn die Knaben oft nicht aufgeräumt. Wenn sie eine halbe Stunde lang ein bißchen Latein gelernt hatten, so las er ihnen drauf Gellerts Fabeln oder andre unterhaltende Dinge vor, oder erzählte ihnen allerley schnackisches Zeug von seinen Universitätsjahren her. Dann lehrte er sie wieder etlich französische, dann etlich englische Wörter, nahm dann einen Fleck aus der Geographie, dann einen aus der Naturgeschichte vor, und brachte da in die Köpfe der Knaben einen solchen Wischmasch von Kenntnissen, wie's in seinem eignen Kopfe war, worüber aber die Eltern und alle Leute, die die Sache nicht verstanden, sich fast auf den Kopf stellten. Wenns gut Wetter war, hielt er gar keine Schule, sondern gieng mit seinen Knaben spazieren, und sagte: Da könn er ihnen mehr beibringen als in den dunkeln, dumpfigen Zimmern. Er brachte ihnen auch allerley Künste bey, lehrte die Knaben über Gräben springen, auf Bäume klettern, mit Steinen in die Ferne werfen, sich mit einander herum raufen, und nebenher etliche, ihnen grad in die Augen fallende Gegenstände mit lateinischen, französischen und englischen Namen benennen. Gewöhnlich

gieng er dann am Ende mit den Knaben auf den Schützenhof oder in ein andres Wirthshaus, und zecht da mit ihnen und auf Kosten ihres Beutels; Denn die Eltern gaben allemal, wenns eine Spasierschule gab — so nannte er das Herumschwärmen — ihren Knaben Geld mit, um den Herrn Magister freyzubalten. Auf die wildesten und ausgelassensten unter seinen Schülern hielt er am meisten. Denn diese, sagte er, verriethen am meisten Genie, und würden einst große Menschen werden. Was sie vornahmen, es mochte noch so ungezogen, wild und ausgelassen oder nährisch seyn, das lobte er, und sagte dabey den Knaben die schmeichelhaftesten Dinge und die übertreibendsten Lobeserhebungen ins Gesicht. Er unterließ aber auch nicht, die Kinder gegen ihre Eltern recht tüchtig zu lehren; Denn das trug ihm am meisten ein, und brachte ihm allemal ein Geschenk zuwege. Von Gottfried und Annen kriegte er am meisten. Denn überall schrie er Philippen als das größte Genie aus, weil er der wildeste unter allen war und wirklich auch einen ziemlich offenen und fähigen Kopf hatte. Ueberall zog er den Knaben den übrigen vor, pries ihn immer den andern als ein Muster an, und sagte: Aus dem wird was Großes werden. Wie sehr das Annen muß gefallen haben, brauch ich wohl dem geneigten Leser kaum noch zu sagen. Der Magister ward alle Wochen wenigstens dreymal zum Essen eingeladen und aufs herrlichste bewirthet. Auch bekam er allemal noch ein ansehnliches Ge-
 schent

schenk an Geld dazu. Dafür wurde Philipp denn
Essen bis an den Himmel erhoben, und die Eltern
wußten nicht mehr, wo ihnen vor Freuden der
Kopf stand. In funfzehn, zwanzig Jahren, sagte
der Magister oft, wird man in der ganzen Welt
von Philipp Walther reden. So oft ein Gelehr-
ter in die hiesige Gegend kommt, wird er nach
Erlenburg reisen, um den Vater und die Mutter
eines so großen Menschen kennen zu lernen. Bey
Gott, Philipp, wenn du so fort machst, und
dein Vater dir noch ferner unter die Arme greift,
dir recht viele Bücher anschafft und brav Geld auf
die Universität mit schickt, so wirst du und dein
Vater in kurzer Zeit in den Adelsstand erhoben.
Gottfried schmunzelte dann seiner Anne zu und
sagte: Wenn das so ist, ja da soll mich auch kein
Geld dauern. Nicht wahr, Anne, dann wenden
wir alles auf den Knaben? — Dieß geschah
auch jezt schon. Es wurden Philippen eine Men-
ge Bücher gekauft, wovon er die Hälfte noch nicht
lesen und verstehen konnte. Man schaffte ihm
die schönsten Kleider an, so daß, wenn man
Jakoben und Philippen zusammen sehen sah, je-
dermann hätte glauben sollen, Philipp gehöre einem
Edelmann, und Jakob seinem Bedienten. Man
hielt auch in ganz Erlenburg über diesen
übertriebenen Staat auf, und Meister Zäuner sa-
gte oft: Mein Vetter Gottfried wird in Kurzem
entweder ins Narrenhaus kommen, oder in den
Hospital. — Wie stolz und übermüthig Phi-
lipp selbst bey solchen übertrieben Lobpreisungen

C c 5

seines



seines Maasslers und dem Aufwand, den seine Eltern seiner wegen machten, geworden seyn mag, das kann sich jeder geneigte Leser von selbst vorstellen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfried viel Geld erbt, seine Kinder verzicht, und Gerichtsmann wird.

Je mehr aber der Staat wuchs, den Gottfried und sein Weib sowohl für ihre eigene Personen, als auch in Rücksicht auf den Philipp und die beiden Mädchen machten, desto mehr nahm sein Vermögen ab. Er hatte schon die letzten hundert Thaler, die er noch ausstehen hatte, aufzehret und beynahe ganz verbraucht, und schon hingen sich die eigentlichen Nahrungsorgen einzustellen an, als seine Stiefmutter krank wurde und starb, und ihn und seine Frau versprechermassen zu Universalerben einsetzte. Dieß half ihm nun wieder auf. Aber doch fiel die Erbschaft nicht so reichlich aus, als er sichs eingebildet und schon lang darauf gerechnet hatte. Von den fünfzehnhundert Thalern, die sie seinem Vater zugebracht hatte, waren nur noch fünfhundert an Kapitalien da. Das übrige Geld war durch Wohlleben durchgebracht worden. Doch steckte noch ein beträchtliches Geld in dem Hausgeräthe und den Kleidern, auf die sie sehr viel gewendet hatte. Gottfried wollte



wollte nun das weisse Hausgeräthe und die Kleider versilbern, weil er und Anne mit Hausrath und Kleidern schon mehr als überflüssig versehen waren. Aber Anne war ganz anderer Meinung, und gab's schlechterdings nicht zu. Einen Theil Kleider ließ sie sich auf ihren eignen Leib anpassen, und die andern, sagte sie, könnten einmal Katharine und Sophie tragen. Eben so machte sie es mit dem Hausgeräthe, das nun als ein todes Kapital da lag und zum Theil ungenutzt verdarb. —

Jakob, der, ohngeachtet der Härte seiner Mutter, unter der er nur zu oft seufzen mußte, immer munter war und unermüdet lernte, war nun schon in den Jahren, daß er anfangen konnte, das Handwerk seines Vaters zu lernen, daß er auch, weil er schon immer darauf Acht gegeben, und recht viel Lust und Lieb dazu hatte, sehr gut begrieff. Philippen hingegen schwindelte der Kopf über dem Lob, das ihm sein Magister und seine Eltern gaben, und glaubte schon, er übersez die ganze Welt. Er war auf das was er wußte, unaussprechlich stolz, und raisonnirte über alles in der Welt mit einer Unverschämtheit, die nicht ihres gleichen hatte. Er sieng hundert Bücher zu lesen, und las keines davon nur zur Hälfte durch. Bald sieng er das bald jenes an, wußte von allem etwas, und von allem wenig, und auch das nur halb und falsch. Was er lernte, lernte er nur obenhin. Unter denen Büchern, die ihm sein Herr Magister Richter angepriesen

und



und sein Vater gekauft hatte, waren vorzüglich viele deutsche Bersbücher. In diesen las er nun Tag und Nacht, und sieng in kurzer Zeit an, selbst auch Verse zu machen. So erbärmlich, mitleidnäßig und zusammengeklappelt diese waren, so erhub sie Magister Richter doch bis an den Himmel, versprach, sie in die Musenalmanache und Talckendbücher zum einrücken zu senden, und prophezeie, Philipp werde in kurzer Zeit neben den arischen deutschen Poeten glänzen. Gottfried und Anne wußten vor Freuden nicht wo sie waren, als sie dieses hörten, und so oft ihnen Magister Richter einen Vers von ihrem Sohne vorlas, stunden ihnen Freudentränen in den Augen. Auch unterließen sie nicht, ihren Philipp und seinen Lehrer auch, für jedes Versehen reichlich zu bestrafen. Jedermann sagte, daß der Hochmuth über ihren Sohn sie noch zu Narren machen werde.

Je mehr Philipp von seinen verblendeten Eltern geehrt wurde, desto mehr ward Jakob von ihnen verachtet und gedrückt. Sie sagten oft, er mach ihnen Schande. Jakob trug das gelassen und in der Stille, und suchte seine Ehre darin, ein recht guter Tischler und redlichbassner Handwerksmann zu werden. Weil Philipp ein solches Wunder von Genie und Gelehrsamkeit wurde, so glaubte Gottfried, er müsse sich nun doch auch ein wenig mit der Gelehrsamkeit abgeben. Er las also alle Bersbücher seines Sohnes durch, und versäumte drüber manche Stunde,



Stunde, die er in der Werkstätte hätte zubringen sollen.

So stolz die beiden Eltern auf ihren Sohn waren, eben so stolz waren sie auch auf ihre beiden Töchter, Katharine und Sophie. Beide Mädchen sahen, wie ich oben schon anführte, hübsch und artig aus. Magistrat Richter sagte oft, sie würden Guldgöttinnen werden; Grafen und Baronen würden einst kommen, und sich um ihre Hand bewerben. Daher mußte man vor allen Dingen darauf sehen, ihnen eine gute, planmäßige Erziehung zu geben. Er erreichte das durch was er suchte. Die Eltern hatten ihn nehmlich, ihren Töchtern täglich eine Stunde Unterricht zu geben; und er verstand sich dazu gegen ein ansehnliches Gehalt sehr gern. Da wurden nun die Mädchen vollkommne Papageien, lernten von allem schwatzen, ohne etwas oder viel davon zu verstehen. Sie steckten den ganzen Tag in dem obern Zimmer, das man nun ihrem Bruder Philipp zum Studierzimmer eingegeben hatte, lasen da nichts als Verse und Liebesgeschichten, und gewöhnten sich eine so gezeirte, gezwungene, affectirte Sprache an, plapperten so unaussprechlich von Gefühl, Empfindung und Natur, daß sie jedem vernünftigen Menschen unaussprechlich wurden. Sie kleideten sich so flitterhaft wie Komödiantinnen, sprachen und giengen nicht wie andre Menschen, lernten weder kochen noch nähen, verstanden nicht das geringste von der Haushaltung, und sahen mit dummsolzer Verachtung auf



auf alle Mädchen und noch mehr auf alle jungen Purſche in Erlenburg herab. Ihre Eltern, anſtatt ſich darüber zu betrüben, anſtatt ſie von dem Berg- und Romanleſen ab, und zur Haushaltung anzuhalten, freuten ſich darüber, lobten ſie ins Geſicht, und pralten in ihrer Gegenwart gegen jedermann von ihren Kindern. Die Mutter ſelber machte alle neue Moden und jeden Glitzerſtaat mit, womit ihre eile Töchter ſich behiengen. —

Nach einem Jahr ſtarb Annens Mutter, und ein Vierteljahr drauf auch ihr Vater. Und nun erbt ſie und Gottfried ein Vermögen von mehr als neuntauſend Thalern. Nun war wieder voll auf im Hauſe. Aber anſtatt daß Gottfried jetzt den Grund hätte legen ſollen, ein reicher Mann zu werden und mit ſeinem Kapital auf eine ehrliche und erlaubte Art zu wuchern, ſamm er und ſein Weib auf neue Arten von Heppigkeit und Verſchwendung. Dieß zeigte ſich ſogleich bei folgendem Umſtand, den ich dem geneigten Leſer gleich erzählen will.

Annens Vater war Gerichtsmann geweſen, und nun ſiel ihr ein, ihr Mann müſſe das an ſeiner Stelle werden. Aber da zeigten ſich Hinderniſſe und Schwierigkeiten in Menge. Biſher hatte man in Erlenburg nur Männer ins Gericht genommen, denen nicht allein ihre Ehrlichkeit, ſondern auch beſonders ihr Alter ein beſondres Anſehen verſchafft hatte; Und Gottfried war ein Mann

Mann noch in seinen besten Jahren und in einem Alter, in dem man bisher noch nie einen ins Gericht gewählt hatte. Es war auch, ausser andern alten und rechtschaffnen Männern, die auf diese Ehrenstelle mit Recht hoffen und Anspruch machen konnten, besonders der rechtschaffne Meister Zäuner da, den jedermann, der rechtschaffen dachte, hochschätzte, und dem auch ein jeder Bürger — denn es wählte die ganze Bürgerschaft — seine Stimme um so mehr zu geben dachte, da er schon das leytental nur fünf Stimmen weniger hatte, als der, so mit ihm in Vorschlag gebracht war. Gottfried sah auch selbst zu gut ein, daß sein Better Zäuner tausendmal vor ihm verdiene, die Gerichtsstelle zu erhalten, und schätzte ihn auch zu hoch, als daß er sich einfallen lassen konnte, ihm sein Recht freitig zu machen. Da also seine Frau ihm sagte, er soll um die Stelle sich bewerben, so sagte er ihr gerad heraus, er kann es vießmal nicht thun, weil ers wahrscheinlich doch nicht werden würde, und auch seinen Better Zäuner nicht vor den Kopf stoßen wolle. Aber Anne lachte ihn dieser Bedenklichkeiten wegen tüchtig aus, und sagte ihm, die Sache müsse gehen, und er solle nur sie machen lassen. Gottfried war zu feig und zu haarsenherzig um seiner Anne zu widersprechen. Er ließ also alles geben wie sie haben wollte, und erbißete sich damit, sein Better Zäuner werde ihm dennoch vorgezogen werden, und also keine Ursache haben, ihm Stolz und Undank vorzumwerfen.

Aber



Aber die Sache gieng anders als er sichs vorstellte. Anne hatte sichs nun einmal in den Kopf gesetzt, ihr Mann müsse Gerichtsmann werden, und da both sie ihrer ganzen Weiberlist auf, um ihre Absicht durch zu führen. Anfangs wendete sie sich an die Bürgermeister, damit ihr Mann von dem Einen oder andern in Vorschlag gebracht würde, und brachte endlich, nach vielen vergeblichen Vermählungen, einen von ihnen durch das Versprechen eines ansehnlichen Stück Geldes dahin, ihr sein Wort zu geben. Hierauf machte sie sich an die Richter und an die gemeinen Bürger, ward mit Hülfe einiger schlechten Leute und unter den ansehnlichsten Versprechungen um ihre Stimmen, und gewann endlich, vorzüglich unter den Armen und Unvermögligen, so viele, daß sie sicher hoffen konnte, ihr Mann werde dem ehrlichen Meister Säumer, dem vorher beynahe die ganze Bürgerschaft angehangen hatte, vorgezogen werden. Der Wahltag kam, und es geschah. Gottfried hatte bey weitem die meisten Stimmen, und ward zum Gerichtsmann gewählt. So sehr sein Weib darüber jauchzte, so niedergeschlagen war er selbst; Denn sein Herz sagte ihm, er habe schlecht und niederträchtig und äusserst undankbar an seinem Vetter Säumer, seinem ehemaligen so großen Wohlthäter, gehandelt. Diese schlechte Handlung gieng ihm auch nachher noch est nach, und machte ihm manche trübe Stunde.



Inzwischen war er jetzt Gerichtsmann, gab am Abend drauf dem ganzen ehrsamem Gericht einen prächtigen Schmaus, der ihn, mit Einschluß der beträchtlichen Summe, die er für die schändlich erkauften Stimmen auslegen mußte, nahe an die tausend Gulden zu stehen kam. Und dafür hatte er die Ehre, im Gericht zu sitzen, und den großen Vortheil, jährlich etwa fünfzehn baare Thaler einzunehmen.

Doch die tausend Gulden wären, nach Einziehung einer so reichen Erbschaft, allenfalls noch zu verschmerzen gewesen; Aber die neue Ehrenstelle erforderte nun auch, wenigstens nach der Meinung seiner Frau, noch neuen, größern Staat und Aufwand. Er und sie ließen sich nun neue, noch prächtigere Kleider machen; Die Kinder wurden neu und aufs kostbarste gekleidet; Das Haus ward noch mehr heraus gepuzt, und sogar ein Staats- und Visitenzimmer, so wie die Stadtschreiberin eins hatte, drinn angelegt. Auch durfte Gottfried jetzt gar nicht mehr arbeiten, sondern blos die Aufsicht über die Gesellen führen; Denn Anne sagte: Der Schurz und der Hobel steh einem Gerichtsmann schlechterdings nicht an.



Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Jakob wird vom ehrlichen Meister Zäuner zum Erben eingesetzt, wird Geselle, und begiebt sich auf die Wanderschaft.

Dem ehrlichen Meister Zäuner that es sehr weh, um eines noch so jungen Menschen willen, wie sein Vetter Gottfried war, zurückgesetzt werden zu sehn. Er beklagte sich oft bitter drüber gegen Gottfrieds Jakob. Dieser junge Mensch kam nehmlich beynah alle Abende zu seinem Vetter Zäuner, den er wie seinen Vater, und der ihn hinwieder wie seinen Sohn liebte. Alles was ihm Zäuner sagte, nahm er willig an, und besonders war er gegen die oft wiederholten und ihm dringend eingeschärften Warnungen recht seltsam, sich doch nicht von dem bösen Beispiel in dem Hause seines Vaters auch mit zu der Verschwendung und dem so schädlichen Uebermuth mit hinreißen zu lassen. Jakob gelobte ihm heilig, und hielt es auch treulich, immer fromm, sitzsam, genügsam und rechtschaffen zu bleiben, und etwas recht zu lernen, um sich einst durch seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß in der Welt fortzubringen. Er gewann durch seine gute, sitzame Übung das Herz seines Veters und seiner Waage so ganz, daß als Meister Zäuner einige Zeit nach der unglücklich ausgefallenen Gerichtswahl die traurige Nachricht von dem Tode seines einzigen Sohnes und zugleich mit ihr den Leichenschein

schein erhielt, er sich, mit Einwilligung seiner Frau, entschloß, den braven, frommen Jakob zum Erben seines ziemlich ansehnlichen Vermögens nach ihrem beiderseitigen Absterben einzusetzen. Doch war er dabey so klug, daß er das noch nicht öffentlich bekannt machte, theils damit es Gottfried nicht erführe, und nicht nur auf ihn selbst, sondern auch auf den unschuldigen Jakob neuen Haß und unverdiente Feindschaft wirfse, theils damit nicht Jakob etwan einmal in der Fremde drauf loslaufen und sich zum Wohlleben und Praßsen verleiten lassen möchte.

Jakob war jetzt sechszehn Jahr alt, und hatte es in seinem Handwerk durch anhaltenden Fleiß, und unter der Anleitung seines geschickten Vaters, und noch mehr eines sehr geschickten Gesellen aus Schlesien so weit gebracht, daß ihn sein Vater zum Gesellen machen und ihm vieles in der Werkstatt anvertrauen konnte, da er sich selbst so wenig mehr drum bekümmerte, und immer nur in Philipps Reisebüchern und Liebesgeschichten las, oder spazieren gieng, oder am Abend sich ins Weinhaus setzte, und so seine Zeit und sein Geld vertrödelte. Jakob wäre gar zu gern gleich auf die Wanderschaft gegangen, theils um dem beständigen Anschmurren und der harten, verächtlichen Begegnung seiner Eltern, und besonders seiner Mutter, zu entgehen, theils auch um das Praßsen und Verschwenden im Handwesen und der Kleidung, gegen das Meißter Zäuner immer so sehr eiferte, nicht mehr mit ansehen zu dürfen, theils



und hauptsächlich, um sich in der Welt, wovon sein Vater ihm ehedem oft so viel Schönes erzählte hatte, umzusehen, und sich noch mehr Geschicklichkeit und noch größere Kenntnisse zu erwerben. Er offenbarte diesen Wunsch seinem Vetter Zäuner. Allein dieser sagte ihm, er rath ihm jetzt noch nicht in die Fremde zu gehen; Er könne bey seinem Vater und dem Schlesiern noch viele Vortheile lernen, die ein fremder Meister ihm nicht so leicht zeige. Auch sey er seinem Vater jetzt erst etwas nütz, da er nun brav arbeiten und auf die Gesellen Acht geben könne, die immer da, wo kein Meister sey, der die Aufsicht auf sie habe, sehr nachlässig seyen und mehr auf ihren als den Vortheil ihres Meisters sähen. Hauptsächlich aber rieth er ihm ab, jetzt schon auf die Wanderschaft zu gehen, weil Jakob noch so blutjung war, und er wohl wußte, wie gefährlich es ist, wenn sich ein so junger Mensch, der noch gar keine Erfahrung hat, und von der Welt nichts weiß, in die Fremde hinaus wagt. Er kannte die vielen Fallstricke zu gut, die einem solchen jungen Menschen, der jedermann traut, und alle Menschen für so gut und unverderbt hält, als er selbst ist, von schlechten, niederträchtigen Gesellen, gewinnüchtigen Wirthen, lüderlichen Weibspersonen und dergl. gelegt werden. Jakob, bey dem Zäuners Rath so viel galt, als die Bibel, entschloß sich also, so hart es ihn auch ankam, noch in Erlenburg zu bleiben, und arbeitete mit aller Emsigkeit in der Werkstätte seines Vaters. So verfloßen noch drey Vierteljahre, als der rechtschaffne



schaffne Meister Zäumer einen Schlagfluß bekam, und acht Tage drauf starb. Seine Frau, die schon seit einem Jahr sehr kränkelte, betrauerte sich über den Tod ihres Mannes so sehr, daß sie ihm nach einigen Wochen in die selbige Ewigkeit nachfolgte. Der brave Jakob war über diesen Verlust fast untröstlich. Er hatte nun in ganz Erlenburg keinen Menschen mehr, zu dem er seine Zuflucht nehmen, dem er sich ganz anvertrauen konnte. Meister Zäumer war ihm Vater, Freund, Rathgeber und Alles gewesen. Der Aufenthalt in Erlenburg war ihm nun aufs neu entleidet.

Meister Zäumers Testament ward hierauf in Gottfrieds und Annens Gegenwart geöffnet. Anne hatte sich gewiß eingebildet, ihr Mann werde, als Schweigersohn, allein zum Erben eingesetzt seyn. Aber wie stuzte sie, als Jakob allein zum Erben eingesetzt war, ausser dreihundert Thallern, die ihrem Mann vermacht waren! Wüthend, zitternd und schäumend rannte sie heim, und nun giengs über den armen Jakob her. Er sey ein gottloser Schleiher, schrie sie, ein schändlicher Betrüger; Er habe den Meister Zäumer beschwätzt und seinen Vater um die Erbschaft, die von Gott und Rechts wegen ihm gehörte, betrogen. Jakob mochte unisonst weinen, bitten und sich betheuren, er habe gar nichts drum gewußt, Meister Zäumer habe nie mit ihm ein Wort davon gesprochen. . . . Es half alles nichts. Der Vater wollte sich drein mischen und zum Besten seines Jakobs reden; Er ward aber unjansst zu-



rück gestossen, mit Schimpfwörtern überhäuft, und mußte schweigen. Das Ende dieser rasenden Scheltpredigt war endlich: Jakob könne sich nun aus dem Hause packen. Sie — die Mutter — könn und woll ihn nicht mehr vor Augen sehen. Diese Drohung war für Jakob noch das angenehmste. Er wünschte sich, lieber heut als Morgen sein Haus und Erlenburg verlassen zu dürfen.

Gottfried, der immer noch viel auf seinen Jakob hielt, und es nur vor Annen sich nicht merken lassen durfte, freute sich heimlich drüber, daß sein Sohn die Erbschaft gethan hatte, um so mehr, da er sah, daß sie bey ihm selbst doch in Kurzem wäre durchgebracht worden. Er war auch vollkommen bey sich selber davon überzeugt, daß sein Sohn ganz unschuldig, und gewiß auf die erlaubteste Art zu der Erbschaft gekommen sey; Er sagte auch Jakobem heimlich, Er wiss es wohl und gönn es ihm von Herzen. Aber vor seinem Weibe durfte er nicht ein Wort zu Jakobs Besten vorbringen. Eben so wenig durfte er dagesagen sagen, daß Jakob das Haus verlassen und in die Fremde ziehen sollte, ob er ihn gleich gern noch länger bey sich behalten hätte. Ja, er beschleunigte am Ende seine Abreise selber, weil Jakob so großes Verlangen darnach trug, und zu Haus doch nichts als tägliches Herzeleid hatte. Gottfried rückte seinem Sohn heimlich etliche Thaler zu, begleitete ihn vers Thor hinaus, umarmte ihn da mit Thränen und verließ ihn mit den Worten: Leb wohl, lieber Jakob! Der Herr
sey

sey mit dir! Fürchte Gott, und lebe fromm,
so wird dir's wohl gehn.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Wie nach Erlenburg ein Fürst zieht, und
Gottfried bey ihm Hofstischler
wird.

Wir lassen den braven Jakob ziehen, und
wünschen ihm Glück auf die Reise. Jetzt kehren
wir wieder nach Erlenburg zurück. Da trugen
sich nun auf Einmal die größten und merkwürdig-
sten Veränderungen zu. Ein Bruder des regie-
renden Fürsten, der bisher in der Residenz ge-
wohnt hatte und oberster General der fürstlichen
Truppen war, der aber lieber gegen Hirsche,
Füchse und Haasen als gegen den Feind zu Felde
zog, kam um diese Zeit in die Gegend von Er-
lenburg, weil ihm die Jäger kund gethan hatten,
es habe sich in einem Forst nahe bey dem Städt-
chen ein aus der Maassen großer Hirsch sehen las-
sen. Herzog Adolphy — so hieß der General —
kam mit allen seinen Jägern, Offiziers, Be-
dienten und Hunden und Pferden an, und suchte
den Wunderhirsch auf. Dieser ließ den ganzen
ersten Tag nichts von sich blicken. Man war
also um ein Nachtlager besorgt, und kam nach
Erlenburg, wo schon seit ertlich hundert Jahren
ein ziemlich großes, jetzt aber fast eingegangnes
Schloß, di-Dur., genannt, stand, und jetzt blos
von einem alten Burgvogt bewohnt wurde. Auf

dieser Burg nahm Herzog Adolph sein Nachtlager; Und die Lage des Schlosses, und noch mehr die um Erlenburg her liegenden, Gewildreichen Förste gefielen ihm so wohl, daß er bey seiner Rückkunft in die Residenz seinen Bruder, den regierenden Herzog, bath, er möcht ihm die Erlenburgur Burg schenken; Er wolle sie sich zu recht machen lassen, und künftig seine Residenz oder Wohnung da aufschlagen. Dem regierenden Herzog war dieser Vorschlag äusserst willkommen; Denn nun kriegte er mehr Raum in seinem Residenzschloß, wo sein Bruder bisher einen Flügel bewohnt hatte; Und ausserdem waren die beyden Herren so gegen einander gesinnt, daß sie gar wohl ohne einander leben konnten, und immer dann die besten Freunde waren, wann sie nicht beisammen lebten.

Man gieng also mit aller Macht an die Verbesserung, oder vielmehr Umschaffung der Burg, denn es blieben nichts als die Hauptmauren davon stehen. Maurer, Zimmerleute, Schlosser, alles war beschäftigt, und weil in Erlenburg nicht Arbeitsleute genug waren, so wurden noch verschiedene aus den benachbarten Ortschaften und der Residenz verschrieben. Der Herzog Adolph war jede Woche wenigstens ein paarmal selber da und redete den Arbeitsleuten zu, sie sollten machen, daß das Schloß bald hergestellt und fertig wäre. Denn er war ein Herr, der nicht die mindeste Geduld hatte, bey dem alles über Hals und Kopf gehen mußte. Es war jetzt im May,
und

und zu Anfang des Septembers wollte er schon die neue Residenz mit seiner zahlreichen Familie und seinem ganzen Hofstaat beziehen. Meister Gottfried bekam nun bey dieser Gelegenheit auch alle Hände voll zu thun. Herzog Adolph, der schon in der Residenz etwas von seiner Arbeit gesehen, und ihn loben gehört hatte, ließ ihn zu sich in den Hirsch, wo er gewöhnlich abstieg, kommen, und machte einen Alford mit ihm, daß er ihm für drey tausend Thaler das ganze Schloß ausmeubliren und alles machen sollte, was von Schreinwerk in ein Schloß gehört. Der Alford war für unsern Gottfried in der That sehr vortheilhaft, und er konnte dabey allerwenigstens gegen sechs hundert Thaler gewinnen; Nur sollte alles auf den Herbst schon fertig seyn; Und also mußte er aus allen Enden und Orten her Gesellen verschreiben. Gern hätte er jetzt auch seinen Jakob, der in Leipzig arbeitete, bey sich gehabt, aber seine Frau wollt es nicht haben.

Gottfried mußte nun alle Bücher liegen lassen, und wieder hübsch nach dem Reißzeug und auch selbst nach dem Hobel greifen, und vom Morgen an bis in die Nacht arbeiten; Denn der Herzog ließ ihm keine Ruhe, schickte alle Augenblicke nach ihm, oder kam wohl manchmal selber zu ihm in die Werkstätte, um zu sehen, ob dieß oder jenes noch nicht fertig sey? Dabey wetzerte und stuchte er oft ganz gewaltig, wenns nach seinem Sinn nicht schnell genug gienq, war dann aber auch zu andern Zeiten oft wieder so

D d 5

herabs



herablassend und gnädig, daß er Gottfriedem manchmal auf die Schulter klopfte und ihn lobte, ja sich auch einmal den grundgelehrten Philipp vorstellen, und von ihm sich einen Vers, den dieser auf Seine Durchlaucht gemacht hatte, übergeben ließ, und eh ers durchgelesen hatte, versicherte, der Vers sey recht hübsch, und Philipp könne seiner Guld versichert seyn. Ueber dieses Glück ward nun Anne bennah närrisch und war vor Hochmuth gar nicht mehr auszuweichen. Sie ließ nun bey ihrem Mann nicht nach, bis er sich von dem Herzog die Gnade ausbath, den Titel seines Hofstichlers führen zu dürfen; Welche Gnade ihm der Herzog, da sie ihn nichts kostete und seine Eitelkeit kitzelte, gar gerne zugestand. Er bekam nun in kurzer Zeit auch noch Hofschreiber, Hofdiener oder Sattler, Hofschmiede u. dgl.

Nunmehr glaubten die Erlenburger, werd ihre goldne Zeit erst angehn, und die gebratnen Tauben werden ihnen gerades Wegs ins Maul fliegen. Es kam ein Fürst in ihre Mauren, mit ihm eine Menge Hofbediente, Offiziers und auch zwei Kompagnien Soldaten von seinem Regiment. Nun, dachten sie, fehlt es uns an nichts mehr; Da wirds Geld regnen, und wir alle werden steinreiche Leute werden. Das vorher so unansehnliche Städtchen ward nun in schneller Zeit verschönert. Denn fast ein jeder Erlenburger strengte seine letzten Kräfte an, und scharrte alles Geld was er noch übrig hatte, zusammen, um sein Haus heraus-



ausputzen und bequemer einrichten zu lassen, in der Hoffnung, einen vornehmen Methmann zu bekommen, der alles wieder hundertfältig bezahle. Es war in dem Städtchen nichts als Leben, Thätigkeit und Jubel. Nur einige alte, rechtschaffne Leute seufzten über die vorgehenden Veränderungen in der Stille, und sagten einander ins Ohr: Nun ist's vollends mit uns aus; Nun wird Fleiß, Gottesfurcht, Redlichkeit und Christenthum uns vollends ganz verlassen und aus unsern Mauern wegziehn, und die Heppigkeit, die so schon genug überhand genommen hat, und das Wohlleben und die Ausgelassenheit wird die Wenigen, die sich noch bisher oben erhalten haben, auch mit in den Strudel hinabziehen. Kurz, das sonst so fromme, stille Erlenburg wird eine Schand- und Lastergrube werden, daß man's bald nicht mehr kennen wird.

Gottfried hielt's nicht mit denen, die das Ding von einer so traurigen und schwarzen Seite ansahen. Weil er selbst bey der Veränderung sich so wohl befand, das heißt, weil er so viel Geld verdiente, so pries er nicht nur sich, sondern auch ganz Erlenburg darüber glücklich. Ihm zu Liebe hätten noch drey Fürsten kommen und in Erlenburg ihre Residenz aufschlagen dürfen. Die zu besorgende noch grössere Verderbnis der Sitten lag ihm nicht sehr am Herzen, denn er dachte wenig drüber nach, und hatte selber schon die Reinigkeit der Sitten ganz verlohren. Freylich hielt er noch auf äußerliche Ehrbarkeit, las noch täglich seinen

seinen Morgen- und Abendseegen, gieng noch jeden Sonntag in die Predigt und alle Vierteljahre zum heiligen Abendmahl; Aber das war doch nur todttes, äußerliches Christenthum, das mit dem eigentlichen Christenthum, das einem guten Baume gleichen und gute Früchte der Gerechtigkeit bringen muß, nichts weiter zu schaffen hat. Die wahre herzliche Liebe zu Gott war aus seinem Herzen gewichen, und hatte der Liebe zu der Welt und zum Irdischen Platz gemacht. —

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Wie Herzog Adolph seinen Einzug in Erlenburg hält.

In der Mitte des Monats September war das Schloß beynahe völlig ausgebaut und eingerichtet. Und nun geschah der feyerliche Einzug des Herzogs Adolphs. Ganz Erlenburg zog in Festkleidern beim Thor hinaus und dem Zug entgegen. Sobald man den Herzoglichen Wagen von ferne kommen sah, wurden einige Kanonen und Böller, die man auf die Stadtmauren geschleppt hatte, abgelöst. Nun gieng der Zug beim Thor herein. In Einem Wagen saß der Herzog und die Herzogin; Dann kamen zween Wagen voll mit Prinzen und Prinzessinnen; Dann der Hofmarschall, der Oberstallmeister mit den Pferden, der Oberjägermeister u. s. w. Zugleich kamen zwe Kompagnien Soldaten mit, die nun auch in Erlenburg bleiben sollten, und so lang,

lang, bis Casernen aufgebaut wären, in den geringern Bürgerhäusern einquartirt wurden. Die meisten Offiziers und Hofbediente, die nicht auf dem Schloß wohnen konnten, hatten sich schon Zimmer in den besten Bürgerhäusern gemiethet, und bezogen sie. Auch Anne mußte, ob sie gleich sich lang genug dagegen gesträubt hatte, ihr Staats- und Visitenzimmer einem Hauptmann, Namens Freyendorff, einräumen.

Acht Tage lang und länger noch war nun in Erlenburg ein ununterbrochenes Fest- und Freudenleben. Die Erlenburger konnten wenigstens nicht zu sich selber kommen, und sich nicht genug satt sehen und satt hören an den tausend Herrlichkeiten, die ihnen alle so neu waren. So oft die Wache in dem Schloßhof aufzog, versammelte sich das halbe Städtchen, um sie zu sehen; Dann drängte sich alles in das Schloß hinein, weil der Herzog mit seiner Familie gewöhnlich offene Tafel hielt, bey der sich seine Hautboisten tapfer hören ließen. Und so gabs alle Augenblicke etwas Neues, das die neugierigen Erlenburger an sich zog, und sie von ihren Geschäften weg rief. Auch kam noch immer etwas von dem Gefolge des Herzogs nach.

So todt es nun bisher in Erlenburg, bloß Sonn- und Feiertage ausgenommen, gewesen war, so laut und lebendig wars jetzt einen Tag wie den andern. Besonders machten die Soldaten und die Menge Jäger, die der Herzog um und bey sich hatte, Lärm genug. Den Tag über
waren

waren sie gewöhnlich in den Wirthshäusern, wo sie spielten, saßen und sangen; Und am Abend zerstreuten sie sich auf den Straßen herum, um lächerliche Weibspersonen aufzusuchen, deren Zahl anfangs noch gering war, sich aber bald mit jedem Tage mehrete. Denn die noch übriggebliebenen schwachen Spuren von Tugend, Sittsamkeit und Unschuld wurden bald vollends durch den Leichtsinnsinn und die Unverschämtheit der Soldaten und die Frechheit des Hofgesindels verlöscht. Die meisten Mädchen hielten nun schon für Ehre und Glück, Abends an dem Arm eines Laquais, Jägers, Soldaten u. dgl. in den Gassen herum schranzen zu dürfen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Was indeß Gottfrieds Töchter und der hochstudierte Philipp trieben.

Annens Töchter, Kathrine und Sophie, ließen sich, so leichtsinnig und zur Buhleren geneigt sie waren, doch um die Abendzeit nie auf der Straße sehen, und gaben sich überhaupt mit solchen Leuten, wie vorher genannt wurden, gar nicht ab. Denn dafür hielten sie sich für zu gut und vernehm, und glaubten, was Magister Richter ihnen immer vorschwangte, daß einiſt Grafen und Baronen kommen und sich um ihre Hand bewerben würden. Die nach Erlenburg verlegte Residenz des Herzogs machte, daß Mutter und Töchter sich in dieser Hofnung immer mehr bestärkten,

ten, und noch übermüthiger, noch affektirter und also auch noch unaussprechlicher wurden. Jede neue Mode, die sie an dem Kammermädchen einer Hofdame sehen, machten sie nach. Ihr Staat war so übertrieben, daß kein Mensch, der sie Sonntags in der Kirche sah, darauf gerathen hätte, daß sie weiter nichts als Töchter eines Handwerksmanns wären. Man hätte sie für Töchter eines nicht gemeinen Hofbedienten halten sollen. Mit dem übertriebnen Wesen in der Kleidung ward auch ihr Sinn, Denkungsart und die ohnedieß schon hohe Meynung, die sie von sich selber hatten, immer stolzer, übertriebner und überspannter. Kathrine, die Älteste, legte davon unter anderm bey folgender Gelegenheit einen deutlichen Beweis ab. Sie gieng in ihr siebenzehntes Jahr, als Danner, der Sohn eines reichen, schon verstorbnen Bierwirths um sie anhielt, weil er sich in ihr äusserliches gutes Aussehn, auch vielleicht in ihre schöne Kleider bis zum Sterben verliebt hatte. Dieser Danner hatte bey einem Krämer in der Residenz die Handelschast erlernt, war jetzt zwanzig Jahr alt, sah recht hübsch und artig aus, hatte einen vortreflich wohl eingerichteten Kramladen, ein Vermögen von zwölf tausend Thalern, und war ohnstrittig die allervertheilhafteste Parthie in Erlenburg, die gewiß kein einziges Mädchen, das ihre fünf Sinne beisammen hatte, würde ausgeschlagen haben. Aber Kathrine schlug ihn auß. Der Vater, ja selbst die Mutter, waren damit unzufrieden, sagten, das sey Unbesonnenheit, und drangen in sie, doch einen Grund anzugeben, warum



um sie denn Dannern nicht haben wolle? — Weil ich keinen halben, sondern einen ganzen Herrn haben will, war die Antwort. Danner ist ein Mensch ohne Belesenheit, ohne Geschmack und Gefühl; Mein Herz würde bey ihm ganz austrocknen. Ich will einen Mann nach meinem Herzen, keinen so gemeinen Menschen haben. Ich will schon noch einen Herrn kriegen. — Du hast Recht, Trinchen, sagte drauf die Mutter. Es ist wahr, ein Herr bleibt doch immer ein Herr, und ein solcher wird sich vielleicht eher finden, als wir denken. So ward Danner und sein vertheilhafter Antrag abgewiesen, und der arme Narr wollte drüber sich in einen Brunnen stürzen. — Und so wiesen die beyden thörichten, affektirten Mädchen noch etliche vertheilhafte Heirathsanträge ab, bis die andern Erlenburger Bürgersöhne es hörten, sich um sie nicht weiter bekümmerten, und sie, wie sie es auch verdienten, mit Verachtung ansahen.

Philipp nahm in seinem Geniewesen noch immer, aber desto weniger in den eigentlich gründlichen Wissenschaften, die uns Brod verschaffen und durch die Welt helfen, zu. Was er las, das waren Verse, was er schrieb, war in Versen, und jedes ernsthafteste, nützliche, gelehrte Buch blieb von ihm ungelesen liegen. Weil jeder Poet, wie wenigstens seine Verse besagen, ein Mädchen oder eine Liebchaft hat, so sah sich Philipp auch um ein Mädchen um und machte Liebeslieder. Seine Wahl fiel auf die Tochter eines Kammerdieners
bey

bei dem Herzog Adolph. Nun that er den ganzen, lieben Tag nichts als sich putzen, Verse machen, spazieren gehen, Blumen pflücken, Verse an die Blumen machen, Sträuße binden, und am Abend vor dem Haus des Mädchens auf sie lauren, ihr die Verse und die Sträuße geben, sie küssen, vergöttern, heimgehen, und wieder neue Verse an sie machen. Wer nicht liebte und nicht Verse machte, war in seinen Augen ein Schuft und ein unempfindlicher Klotz. Dieses Wesen gieng ein halbes Jahr so fort. Er machte Schulden und allerley dumme, auch zum Theil schlechteste Streiche, über die aber seine Eltern nichts sagten, weil Magister Richter sie für Geniestreiche und Zeichen eines großen, unternehmenden Kopfes ausgab. Inzwischen gieng um diese Zeit dem Magister Richter selber sehr fatal. Bei seinem lächerlichen, ausschweifenden Leben wars nicht anders möglich, als daß er beträchtliche Schulden machte, die mit jedem Tag anwuchsen. Er hatte ein Mädchen, eine Bürgerstochter, die er mit seinen Pralereien ganz nährisch gemacht hatte. Das unglückliche Geschöpf ward von ihm schwanger, und nun machte er sich, um der Schande und Strafe, und seinen ungeduldiger werdenden Schuldnern auszuweichen, bei Nacht und Nebel davon, und ließ das Mädchen im Elend, und die Schuldner unbezahlt und ungetröstet sitzen.

Philipp hatte nun also keinen Lehrer. Da aber einige geringere Hofbediente einen Lehrer
Geschichte Gottfried Wallperr, E e mit



mitgebracht hatten, der ihre Ebhne gemeinschaftlich im Lateinischen und andern nützlichen Wissenschaften unterrichtete, da wirkte Gottfried, der ihnen Arbeit lieferte, bey ihnen die Erlaubniß aus, daß Philipp auch in die Stunden ihres Lehrers mit kommen durfte. Allein dieser Lehrer war ein vernünftiger, gründlich gelehrter junger Mann, der bald merkte, wo es Philippen fehlte, nahm sich leider! an Allen. Er sah, daß er weder Latein noch sonst etwas verstand, und sagte ihm offenerherzig, wenn noch etwas aus ihm werden soll, so müsse er ganz von vorne anfangen. Das wollte aber dem jungen Herrn nicht behagen. Er las und machte lieber Verse, ließ auch seinen Lehrer einmal welche lesen. Dieser aber sagte ihm, es sen wenig oder nichts dran. Darüber war Philipp zween Tage lang melancholisch, bis er sich bey sich selbst überzeugte, der Lehrer sey nicht Flug und verstehe nichts davon; Er tadle seine Verse nur aus Unwissenheit, oder aus Neid.

Weil aber Philipp gar nichts lernte, und in den Lehrstunden schlechterdings nicht mit fortkommen konnte, so hielt sich der Lehrer endlich in seinem Gewissen für verbunden, es dem Vater anzuzeigen, weil er das Quartalgeld nicht umsonst und ohne es zu verdienen einnehmen wollte, und weil ihm Philipp auch seine andern jungen Leute verderbte und sie mit der Versesucht ansteckte. Meister Gottfried fluchte gewaltig, als er dieses von dem Lehrer hörte, und ließ, sobald dieser weg-

gegangen war, seinen Philipp im ersten Unwillen zu sich in die Werkstätte kommen, wo, weils eben Sonntag war, niemand gegenwärtig war. Er hielt ihm eine scharfe Strafpredigt, stellte ihm vor, wie viel er schon auf ihn gewendet habe, und nun müß er solche Dinge von ihm hören. Philipp fastete sich bald, sagte, er wisse wohl, daß der Lehrer ihn nicht leiden könne, er verachte ihn, weil er nur ein Tischlerssohn sey, er verstehe bluts wenig, Herr Magister Richter sey ein andrer Mann gewesen, der hat ihn ja immer gelobt, bey dem gegenwärtigen kann er nichts lernen, er — sein Vater — soll ihn nur auf Universitäten schicken, da werde anders gehen, u. s. w. Durch diese, und andre unverschämte Vorspiegelungen und Lügen beschwähre Philipp seinen Vater so ganz, daß ihm dieser Recht gab, dem Lehrer das Quartalgeld mit dem Ausstandsgeld zuschickte, und seinem Sohn versprach, auf Ostern woll er ihn auf die Universität ziehen lassen. Er brachte auch gegen zweyhundert Thaler an Stipendien für seinen Sohn zusammen, die das Städtchen Erlenburg und der Stadtrath zu vergeben hatte.



Sech's und zwanzigstes Kapitel.

Wie der Hauptmann Freyendorff mit Philipp Bekanntschaft macht, Kathrinen entehrt, und sie sitzen läßt.

Ich habe dem geneigten Leser weiter oben schon gesagt, daß in Gottfrieds Haus ein Hauptmann, der Freyendorff hieß, sich eingemiethet habe. Dieser Hauptmann war ein lustiger Mann, der gern jedermann zur Besten hatte. Er ließ sich von Philippen zuweilen ein Buch zum Lesen geben, und da ihm dieser nichts als Verse brachte, so merkte er bald, woran der junge Herr krank liege. Er sagte Philippen, er liebe ja wohl die Poeten und die Poesie sehr? Philipp hielt nun sogleich eine ganz begeisterte Lobrede auf die Dichtkunst. Der verschlagne Hauptmann stimmte mit in dieses Lob ein, sprach in noch übertriebenern Ausdrücken von der göttlichen Dichtkunst, und nun konnte sich Philipp nicht mehr halten; Er drückte dem Hauptmann die Hand, sagte, nun finde er doch einmal einen Mann von Gefühl, und entdeckte ihm nicht nur, daß er selbst auch Verse mache, sondern las ihm gleich ein ganzes Duzend von seiner Arbeit vor, worüber Freyendorff ganz entzückt zu seyn schien. So hatte er mit dem einfältigen jungen Menschen seinen, freylich oft nur gar zu weit getriebnen Spaß. Philipp war nun beständig um ihn, wenn er nicht Verse machte, oder bey seiner Lisette war. Er gieng mit dem Haupt-



Hauptmann zum Wein, auf's neuerrichtete Kaffeehaus, vor's Thor und aller Orten hin, und vertraute ihm auch etwas von seiner Liebshast an. So vertrieb sich der Hauptmann mit ihm die lange Weile, die ihn oft plagte, und machte ihn durch seine Schäkereien vollends ganz zum Narren. Natürlich sprach man oft auch von der Universität, und weil der Hauptmann auch ein halbes Jahr, und zwar in Jena, studiert hatte, so pries er ihm die Universität vor allen andern an, erzählte ihm viel von seinen dort gespielten Streichen und von allen Freuden, die man da haben könne, so daß Philipp vor Begierde braunte, dort zu seyn, und an Ostern auch dahin zog.

Der Hauptmann hatte, ausser der Freude, die er sich mit Philipp machte, auch noch eine andre Absicht, warum er so viel mit dem jungen Purschen umgieng. Gottfried und Anne hielten's ganz natürlich für ein aus der Maassen grosses Glück, daß Seine Gnaden sich so viel mit ihrem Sohn abgaben. Der Hauptmann erwartete sich dadurch das völlige Zutrauen der Eltern, und dadurch erreichte er seine Hauptabsicht, auch mit den Töchtern, und besonders mit Kathrinen, auf die er sein Auge besonders geworfen hatte, bekannt zu werden. Er schäkerte mit ihr, lud sie öfters zu sich auf sein Zimmer ein, und in kurzer Zeit ward er ganz vertraut mit ihr. Die Sache wurde bald im ganzen Städtchen ruckbar. Jedermann, der den Hauptmann kannte, sagte: Die wird er gewiß anführen und unglücklich machen.



Einige gutdenkende Leute warnten auch die Eltern deswegen. Diese aber waren von dem Glück ganz trunken, das ihrem Hause durch die Herablassung eines solchen vornehmen Herrn zu ihrer Tochter widerführe, und bildeten sich so wie Katharine selber ein, er werde sie gewiß heyrathen. Sie nahmen daher diesen gutmeynenden Leuten ihre Warnung gar sehr übel, und ließen ihre Tochter ungestört und nach Herzenslust mit dem Hauptmann umgehen. Nach kurzer Zeit zeigte sich, daß das Mädchen unglücklich gemacht worden und schwanger war. Sie verbarg es noch und offenbahrte es bloß ihrem Hauptmann, in der zuverlässlichen Hoffnung, er werde sie nun, wie er ihr mehr als Einmal versprochen hatte, heyrathen. Er versicherte sie auch noch immer, er wolle es thun, und nahm hierauf eine Reise nach der Residenz vor, unter dem Vorwand, er wolle bey Hof um die Erlaubnis ansuchen. Das Mädchen wartete, und wartete. Endlich schrieb er ihr, er habe die gesuchte Erlaubnis nicht erhalten, und sey überdieß noch zu einem andern Regiment versetzt worden, und werd also nicht mehr nach Erlenburg zurück kommen. Das Mädchen gerieth nun fast in Verzweiflung, und gestand ihren Eltern unter tausend Thränen, was vorgegangen sey. Diese wütheten und tobten nun, und wollten Katharinen fast umbringen, daß sie ihrem Hause einen solchen Schandfleck angehängt habe. Der Vater lief, auf Verlangen seiner Frau, zum Herzog Adolph, und verklagte bey ihm den Hauptmann.

mann.



mann. Der Herzog gab ihm aber ganz kalt zur Antwort: Mein guter Mann, das thut mir leid. Inzwischen gehes mich nichts an; Ich bekümmre mich um das nicht, was die Offiziers thun. Nehmt Ihr künftig Eure Töchter besser in Acht! Damit mußte Meister Gottfried wieder abziehen. Fast jedermann in Erlenburg, und Danner insbesondere, freute sich über Kathrinen's Fall, weil sie vorher jedermann verachtet, und ihm einen Korb gegeben hatte. Auch den Eltern gönnten viele dieses Unglück wegen ihres Uebermuths. Man nannte jetzt Kathrinen nur die Frau Hauptmanns ninn. Ihre Eltern schämten sich so, daß sie sich eine gute Zeit nicht öffentlich sehen ließen. —

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wie Sophie bey dem Hofmarschall Kammerjungfer wird.

Das war also die erste traurige Frucht von der schlechten, verzärtelten, und kindischeiteln Erziehung, die die beyden Eltern ihren Kindern gaben. Allein, so sehr auch das gegenwärtige Unglück sie schmerzte, so ließen sie sich doch im geringsten nicht zur Lehre dienen, künftig mehr auf ihre Kinder Acht zu geben, und sie mehr zur Sittsamkeit und Gottesfurcht anzuhalten, wie sich bald nachher in Absicht auf ihre zwote Tochter, Sophie, auswies.

Der Herzog hatte nehmlich einen Hofmarschall, der, wie jedermann ganz laut von ihm sagt



te, einer der größten Wollüftlinge, und besonders ein ganz aus der Maassen großer Liebhaber des weiblichen Geschlechts war. Nicht leicht kam ein weiblicher Diensthofe mit Ehren aus seinem Hause. Er machte sich auch gar nichts draus, öffentlich mit seiner Schande zu prahlen. Dieser Mann hatte auch Gottfrieds Töchter als vorzüglich schöne Dirnen rühmen gehört, und wurde so gleich nach ihnen lüstern. Da nun um diese Zeit die Kammerjungfer seiner Gemahlinn an seinen Kammerdiener verheyrathet werden mußte, so schickte er nach Gottfriedem, sagte ihm, nachdem er sich vorher einen kostbaren Schreibfisch bestellt hatte, er habe gehört, daß er zwei sehr artige Töchter habe. Er brauche eben eine Kammerjungfer, und da möchte er und seine Gemahlinn wohl eine von seinen Töchtern sehn und sprechen, ob sie sich wohl zu dieser Stelle schicke? Gottfried erschrak über diesen Antrag, versprach aber doch, eine seiner Töchter ihm aufwarten zu lassen. Trauzig gieng er heim, denn er wußte den übeln Ruf auch, in dem der Hofmarschall stand, erzählte seiner Frau, was vorgegangen sey, und sagte, sie solle nun rathe, wie man dem Ansinnen des Hofmarschalls ausweiche? Seine Frau fand die Sache so gar übel und gefährlich nicht; Es sey doch auch nichts geringes, meynte sie, in eines so vornehmen Mannes Haus zu seyn; Man sag ihm freylich vieles nach, aber es sey noch die Frage, obs auch wahr sey? Sophie — denn Kathrine lag eben in den Wochen — könne sich da ein schö-

nes Stück Geld machen und kostbare Kleider bekommen, und das sen doch Indem kam Sophie in die Stube, und die Mutter trug ihr die Sache vor. Das Mädchen war voller Freudenbrüber, und wollte sich gleich auf der Stelle anziehen, um zum Hofmarschall zu gehen. Der Vater machte ihr und der Mutter noch recht ernsthafte und vernünftige Vorstellungen deswegen, stellte ihnen Kathrinens Unglück vor, und malte alle Gefahren in dem Haus des Hofmarschalls so gut als er vermochte, ab. Unionst; Er ward nicht Meister. Sophie gieng hin, gefiel dem Herrn, kam von seiner Keutheeligkeit und Gnade ganz bezaubert heim, und zog nach zween Tagen als Kammernädchen in das Haus des Hofmarschalls. Sie ward da, wie gleich öffentlich und allgemein in der Stadt die Rede gieng, seine formliche Maitresse, nahm ihn ganz ein, hegte ihn gegen seine brave, unschuldige Gemahlinn auf, stiftete die greulichsten Händel zwischen ihr und ihn, und puzte sich mit den Geschenken, die ihr der Hofmarschall als lebende Zeugen ihrer Schande machte, wie die vornehmste Dame auf, und wärdigte ihre Eltern kaum noch eines Blicks. Die verblendete Mutter frohlockte über dieses sogenannte Glück ihrer Tochter. Der Vater aber seufzte oft im Stillen über sie und ihre Schande. —



Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wie Philipp sich in Jena halb zu todt studiert,
aber auch gewaltig viel Geld
braucht.

Philipp schrieb von Jena aus immer die erwünschtesten Briefe. Seiner Lage nach studierte er sich halbtodt, und ward von den Professoren allen Studenten als ein Muster angepriesen, auch von Grafen und Baronen zum Gesellschafter und Freund gesucht; Er habe, schrieb er, schon einmal gepredigt und die ganze christliche Gemeinde bis zu Thränen bewegt. Auch schickte er zwei gedruckte Gedichte mit, die er im Namen der ganzen Universität auf die Prorektorwahl gemacht hatte. Aber, setzte er hinzu, gewaltig theuer seyb in Jena. Ueber diesen pralerischen Brief stürzten den Eltern Freudenthränen aus den Augen. Sie ließen ihn jedermann lesen, und gleich den ersten Posttag schrieb ihm Gottfried wieder einen Brief, und legte sechs Dukaten zum Gruß drein. Er meldete ihm seine und der Mutter Freude über seine glückliche Zunahme, und bath ihn himmelhoch, sich doch durch das allzuvieler Studiren nicht zu schaden! So waren alle seine Briefe voll von Pralereien und den unverschämtesten Lügen, die die Eltern alle glaubten. Aber immer ließ er etwas von der theuren Lebensart in Jena, von den großen Kosten, die er auf Holz legten und Bücher wende, u. dergl. etwas einfließen.

fließen. Ja, einmal kam gar ein Brief von einem Menschen, der sich Doktor Scheibe nannte. Er könne sich nicht länger halten, schrieb er, nicht an die Eltern eines Jünglings zu schreiben, der die Verwunderung der ganzen Universität sey, und es bald bey der ganzen Welt seyn werde, der Tag und Nacht, nur zum allzugroßen Schaden seiner theuren Gesundheit, studiere, die erhabensten Gedächte aus dem Stegreif mache, vortreflicher als Mosheim predige, und so bald erst nur verlange, Doktor und Professor werden könne. Nur das Einzige sey zu bedauern, und das hab ihn eben bewogen, an Gottfried und Annen zu schreiben, Ihr Sohn kränkle, er sey so mager, sehe wie der Schatten an der Wand aus, und daran sey nichts anders schuldig, als theils sein übermäßiges Studieren, theils seine armselige Art zu leben; Denn er ess' und trinke nicht genug, und mache kaum sein Zimmer warm, um sich nur etwas von seinem geringen Wechsel zum Ankauf neuer Bücher zu ersparen. Es sey zu befürchten, daß er sich noch gar aushungern werde u. s. w. Kaum war dieser Brief angekommen, so schrieb Gottfried in den beweglichsten Ausdrücken an seinen Sohn, und beschwor ihn in seinem und Annens Namen, doch ja nicht so viel zu studieren, sich doch ja zu schonen und sich nichts abgeben zu lassen! Er schloß diesen Bitten hundert Thaler bey, die er zur Hälfte selbst vorher entlehnen mußte, und versprach ihm, künftig woll er allemal zu seinem gewöhnlichen Wechsel von zweyhundert Thalern noch
fünf



fünfzig, oder auch noch mehr Thaler hinzu thun. So wurden die leichtgläubigen, zu gutherzigen Eltern von Philipp um ihr Geld betrogen, das Gottfried oft so mühsam zusammen scharren mußte. Denn alles, was Philipp schrieb, war Windbeutelerei. Der Doktor Scheibe, der den Brief geschrieben hatte, war kein Doktor, sondern ein von Philipps lächerlichen Kammeraden, mit denen er das Geld in Sauf und Braus verschwendete, das er aufs Studieren und auf Bücher zu verwenden vorgab. Scheibes Brief war von Philipp selbst bestellt, und war geschrieben worden, um die Eltern zu verblenden und ihnen noch mehr Geld abzulocken. —

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wie Gottfried immer mehr Geld verthut, und besonders viel auf seinen Garten verwendet.

Gottfried verdiente sich zwar jetzt viel Geld, weil er für jeden Hofbedienten Arbeit hatte. Er war selbst aus Noth und wegen seiner großen Kundschaft wieder fleißiger geworden, und nahm beinahe täglich Geld ein. Aber was halfs? Er mußte doch alle Augenblicke wieder eines seiner Kapitale aufkünden. Denn alle Augenblicke ward an Philipp ein Nebenwechsel geschickt, da die Stipendiengelder bei seiner lockern Aufführung nicht einmal zur Hälfte hinreichten. Und ausserdem ward

ward Gottfrieds Ausgabe immer größer und größer. Sein Weib kleidete sich immer prächtiger und machte jede Mode nach, die sie an dieser oder jener Kammerdienersfrau sah. Wir gehören auch zum Hof mit, sagte sie; Denn mein Gottfried ist ja Hofschler. Kathrine hatte nun ein Kind, das die Eltern auch erhalten mußten. Gottfried fieng an, sich den Wein immer mehr schmecken zu lassen, und Anne versäumte sich indessen zu Haus auch nicht, trank mit eines Kammerdieners und des Leibbüchsenspanners Frau, die ihre gute Freundinnen waren, Kaffee und Eshokolade, und ließ auch zuweilen süßen Wein aus dem Wirthshauses holen. Die Zimmer im Haus wurden auch immer niedlicher ausgeschmückt, und nun hatten die beyden eiteln Leute gar noch einen Einfall, der sie allein gegen tausend Thaler kostete.

Anne hatte nemlich von ihren Eltern einen großen, schönen Garten geerbt, in dem bisher zum Theil Obstbäume gestanden hatten, zum Theil Kartoffeln und andre nützliche Küchengewächse gepflanzt wurden. Allein das war für den hochmüthigen Hofschler zu schlecht. Gottfried hatte einigemal, wenn er im Schloß arbeitete, die Anstalten gesehen, die der Herzog machen ließ, um einen schönen Hofgarten anzulegen. Die Obstbäume, die im bisherigen alten Purgarten gestanden hatten, wurden umgehauen, der Graboden wurde umgeackert, und dafür ein Lustgarten mit Alleen, Hecken, Springbrunnen, Blumen.



Blumenbeeren, kleinen Lusthäuschen u. dgl. an-
gelegt. Holla! dachte Meister Gottfried, so
kann ich mit meinem Garten, wenn er schon
nicht so groß ist, auch machen. Er sprach gleich
darauf mit Annen davon, und sodann mit dem
Hofgärtner, der sein guter Freund vom Weinhaus
her war. Dieser versprach ihm, seinen Garten
in den Feyerstunden in Stand zu stellen. Es
ward bald darauf auch wirklich Hand ans Werk
gelegt. Die schönsten, nützlichsten Fruchtbäume
wurden grausamlich umgehauen, der Graeboden
umgeackert, die Gartengewächse ausgerissen, das
kleine hölzerne Gartenhäuschen abgebrochen, und
so alles vernichtet und zerstört. Dafür wurden
von dem Hofgärtner schöne breite, mit farbichtem
Sand bestreute Wege angelegt; Aus dem frucht-
baren Boden wurden Beete von verschiednen
Formen und Gestalten, die mit Buchs eingefaßt,
und statt der nützlichen Küchenpflanzen, des
Kohls, der Kohlraben, Kartoffeln u. dergl. mit
Blumen bepflanzt wurden, so daß der Garten jetzt
zwar schön und gut ins Auge fallend war, aber
das ganze Jahr durch keinen rothen Heller ein-
trug. Ja die Unterhaltung kostete vielmehr jähr-
lich noch mehr denn fünfzig Thaler. Denn Gott-
fried mußte dem Hofgärtner, der ihm allerley
fremde Gewächse und Blumen in den Garten
schaffte, von Zeit zu Zeit ansehnliche Geschenke
machen, und ausserdem noch einen von des Hof-
gärtners Knechten besolden, der unter seiner Aufsicht
den Garten pflegte und im Stand erhielt.

Statt

Statt des hhlzernen Hänschens, das gegen Regen und Sonnenhitze genug Schutz gegeben hatte, ward ein schönes rundes, steinernes Haus gebaut, mit einem schönen ausgemahlten Saal, grünen Jalousieläden, und mit einem kupfernen Dach besetzt. — In diesem, so umgeformten, für denbeutel kostbaren Garten waren nun Gottfried und Anne bey schönem Wetter jeden Sonn- und Feiertag, und luden die guten Freunde und Freundinnen vom Haus ein, nicht mehr auf ein Glas Bier und ein Stück Kuchen, wie es vor vierzig und fünfzig Jahren Mode gewesen war, sondern auf Kaffee oder Chokolade, dann auf ein Glas Wein, kalten Braten oder Schinken u. dgl. — Auch andre Erlenburger begiengen die Thorheit, dem eiteln, aufgeblähen Gottfried nachzuziehen, und ihre Burz- und Küchengärten in Lust- und Blumengärten umzuschaffen. Dem Hofgärtner war das schon recht; Denn nun kauften ihm die Bürger die Küchengewächse ab, die sie sonst selber gepflanzt hatten, und wovon er in einem andern, zur Burg gehörigen Garten eine solche Menge pflanzte, daß er den Hof und das ganze Städtchen damit versehen konnte. In kurzer Zeit sahs nun um Erlenburg herum eben so verändert aus, wie in dem Städtchen selber, so daß ich drauf wette, wenn jetzt ein alter Erlenburger, den man vor vierzig, fünfzig Jahren begraben hat, wieder aufgestanden wäre, er hätte weder sein Haus, noch seinen Garten, noch Erlenburg selbst kaum mit der umliegenden Gegend mehr gekannt.

Denn die Häuser waren alle, wo nicht stark verändert, doch wenigstens übermüdet, und die Kitchengärten waren, wie schon gedacht, größtentheils Lustgärten geworden. Man sah wenig Sallat, Borsich und Kohlraben mehr, und am wenigsten Kartoffeln, die, so äußerst nützlich und nahrhaft sie sind, doch den meisten Erlenburgern nicht mehr schmecken wollten. Nur die ärmsten Leute aßen sie noch, oder man gab sie den Schweinen.

Freylich konnte sich fast jeder Erlenburger, wegen des kleinen Hofes, jetzt mehr verdienen, als er sonst verdienen konnte. Einige lebten vom Hausezins, den sie von den Hofleuten erhielten; Die Handwerksleute hatten zwanzigmal mehr Arbeit; Die Krämer, Wirthe u. dergl. zwanzigmal mehr Abjaz und Zehrung; Jeder Holzhacker, jede Wäscherinn bekam jetzt viermal mehr Taglohn als sonst, und so war in dem kleinen Städtchen eine ansehnliche Summe Gelds im Umlauf. Aber die meisten lebten auch darnach, verzehrten und verwendeten an Pracht und Kleider immer mehr, als sie einnahmen; Lebensart und Sitten wurden täglich verderbener; Die Ausschweifung nahm mit jedem Tag mehr überhand, und so rannten oder schlichen die meisten ihrem endlichen Untergang und der gänzlichen Zerrüttung ihres Hauswezens entgegen.

Dreßsigstes Kapitel.

Echlechte Nachrichten , die von Herrn Philipp aus Jena anlangen.

Daß unter diesen verblendeten Leuten vorzüglich auch unser Gottfried Walther mit seiner Anne war, das weiß der geneigte Leser schon zur Genüge. Die reiche Erbschaft, die er vor einigen Jahren gethan hatte, war nun schon bis auf einige wenige tausend Thaler herabgeschmolzen, und schmolz täglich noch mehr. Außer seinen andern beträchtlichen Ausgaben kosteten ihm seine Kinder täglich mehr, nur den einzigen braven Jakob ausgenommen. Dieser schrieb von Zeit zu Zeit an seinen Vater, verlangte aber niemals einen Heller Geld, sondern meldete vielmehr, wie viel er sich schon erspart habe. Er stand jetzt zu Straßburg in Arbeit, wo er sich durch Fleiß, Geschicklichkeit und gute Aufführung bey seinem Meister so beliebt machte, daß ihn dieser wie sein eigen Kind hielt. Die Nachrichten von Philipp hingegen waren schon weniger erfreulich für die Eltern. Zwar schrieb er immer viel von seinem übergroßen Fleiß und dem Beyfall, den er in allen seinen Predigten habe, in den prälerischsten Ausdrücken. Aber allemal war am Schluß des Briefs die Bitte angehängt, ihm wieder 30, 40 oder 50 Thaler zu schicken. Und so mußte Gottfried immer ein kleines Kapital nach dem andern aufkünden, ohne dagegen nur zehn Thaler wieder anzuschicken. Geschichte Gottfried Walthers. I f legen



legen zu können. Endlich kam gar ein, im Namen des Prorektors und der Universität zu Jena geschriebener Brief an den Hofschler, folgenden Ablichen Inhalts: Philipp Walther sitze, wegen gehabter Sälageren und seiner durchgängig schlechten Aufführung, seit vierzehn Tagen auf dem Carcer, und habe man einstimmig beschloffen, ihn als einen unverbesserlichen schlechten Wienschen von der Universität zu verweisen. Weil sich aber eine Schuldenlast von fünfzehnhundert Thalern an den Tag gethan habe, so habe man ihn indessen auf das Tabulat, (welches eine Art von Schuldthurm ist) gesetzt, wo er so lange harsen müsse, bis die Schuld bezahlt sey. Wollte nun Meister Gottfried seinen Sohn los haben, so soll er die 1500 Thaler mit dem ehesten einschiffen. — Gottfried war erst über diese Nachricht wie versteinert; Und sodann brach er in Wuth aus, schimpfte auf seinen Sohn, er sey ein schändlicher Heuchler und Betrüger, hab ihn unter dem Vorwand seines Fleisses schon um einen großen Theil seines Vermögens gebracht; Nun aber kan er sagen; Er woll ihm nicht einen Heller schiden; Das beheur und schwör er, und wolle heilig halten. Umsenst mochte Anne, die ihrem Mann noch nie so in Hitze gesehen hatte, weinen, schreyen, die Hände ringen, ihn zu besänftigen und Philippen zu entschuldigen suchen; Es half alles nichts. Gottfried war zu sehr erbittert. Sie soll schweigen, sagte er, und kein Wort mehr von dem läderlichen Buben sagen! Er woll um sein



ketwillen nicht seine übrigen Kinder verkürzen und zu Bettlern machen. Anne mußte schweigen, und that nichts, als immer in einem Winkel sitzen und schluchzen und um ihren Philipp jammern.

So aufgebracht, und fest entschlossen, sich Philipps weiter nicht mehr anzunehmen, blieb Gottfried zween Tage lang, und wärs vermuthlich immer geblieben, zumal da ihn auch Kathrine in seinem Entschluß zu bestärken suchte. Aber nun kam ein Brief aus Jena von einem vornehmen Baron von Saken, der auf Einmal alles wieder anders machte. Der Baron schrieb, er sey Philipps vertrautester Freund, und besuch ihn täglich in seinem Elend auf dem Tabular. Man gehe mit dem armen Menschen unverantwortlich um. Zu der Schlägeren sey er gezwungen worden. Die Schulden hab er gemacht, theils weil er sich eine große Menge Bücher angeschafft, um die er durch Ausleihen und Stehlen wieder größtentheils gekommen sey, theils weil schlechtbedenkende Menschen sein gutes Herz mißbraucht, alle Augenblicke Geld von ihm entlehnt, und ihm nie etwas wieder heim gegeben haben. Das sey nun sein ganzes Verbrechen, und das bestrafen jetzt die Professoren so hart, weil sie seine Feinde, weil sie seiner Gelehrsamkeit wegen neidisch auf ihn wären, und befürchteten, er möchte Magister werden, und dann sie, wenn er Collegia lese, um allen Beyfall bringen. Da suchten sie nun, ihn sich auf eine so niederträchtige

B f 2

Weisa



Weise vom Halse zu schaffen. Der arme Philipp sey drüber ganz schwermüthig, und das sey auch gar kein Wunder. Er sitz in einem abscheulichen Loch, bey der elendesten, erbärmlichsten Kost, und tränkle nun schon seit acht Tagen. Wenn ihm seine Eltern nicht helfen, und er nicht so bald als möglich aus dem Loch, in dem er schwachete, befreyt werde, so geh er ganz gewiß zu Grund, und seine Eltern hätten dann mit zu verantworten. Sie möchten also sich seiner doch erbarmen, und ihm nicht nur die 1500 Thaler, sondern auch noch einen andern Wechsel schicken, um nach Leipzig hinüber ziehen, und da seine Studien vollenden zu können! — Dieser Brief brach dem zu leichtgläubigen und zu weichherzigen Gottfried das Herz. Er hielt alles drinn erzählte für baare Wahrheit, fühlte herzliches Mitleid mit dem ungerathnen Sohn, und Thränen schossen ihm beym Lesen des Briefs aus den Augen. Anne! sagte er, da ließ! Wir müssen ihm doch wieder helfen. Meynst Du nicht? — O freylich, Gottfried! rief Anne; Sieh doch gleich, wo Du das Geld zusammen bringst, und schick's dem armen, armen Philipp! Sie weinte nun den Brief naß, und bath schluchzend ihren Gottfried nochmals, sich doch gleich nach Geld umzusehen! Gottfried durchrannte sogleich das ganze Städtchen, und konnte nirgends Geld bekommen; Denn die, so Kapitale von ihm hatten, konnten ihn nicht auf der Stelle ausbezahlen. Endlich gieng er zu dem Hofsjuden, und bekam da siebenzehn-

hundert

hundert Thaler, wofür er in seiner Verschreibung versprechen mußte, in einem halben Jahr dafür achtzehnhundert Thaler heim zu geben. Das Geld ward nun auf der Stelle mit einem Brief an den Baron von Saken abgeschickt. — Drey Wochen drauf schrieb Philipp von Leipzig aus an seine Eltern, meldete, eben so wie der Baron gerath hatte, wie so großes Unrecht ihm geschehen sey, schilderte sein ausgestandnes Elend mit ruhrenden poetischen Farben, und dankte in eben solchen Ausdrücken seinen Eltern für seine Errettung, die darüber in Thränen ausbrachen. In Leipzig, schrieb er, seys hundertmal besser als in Jena, nur um vieles theurer. Dafür aber könn er auch hundertmal mehr lernen; Die Gelehrsamkeit stehe da in größerm Werth, die Lebensart sey weit gesitteter, und er habe schon vortrefliche Freunde, lauter Poeten, mit denen er gemeinschaftlich an einem Wochenblatt arbeite, das ihm manchen schönen Thaler, und noch weit mehr Ruhm einbringen werde. Diese Neuigkeiten freuten den vor Liebe blinden Vater so, daß er gern den Verlust der 1800 Thaler verschmerzte.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Wie Herr Philipp, statt Magister zu werden, Komödiant wird.

Es gieng wieder ein Jahr hin, und nun wurde Gottlieb das ewige Geldschicken endlich

zu lästig. Er schrieb also seinem Philipp, er sey nun schon drey Jahre auf Universitäten, habe ihn so und so viel Geld gekostet, und nun sey es hohe Zeit, daß er wieder nach Erlenburg zurückkomme und auch da zeige, was er gelernt habe; Er und seine Mutter könnten die Freude kaum erwarten, ihn auf der Erlenburger Kanzel zu sehen und zu hören. Man spreche jetzt auch stark davon, daß man bey der immer wachsenden Gemeinde dem Pfarrer einen Diaconus zugesellen wolle; Und das wäre eine rechte Stelle für ihn.

Philipp schrieb seinem Vater wieder, er wüßte mit Freuden kommen, wenn er sich dann nur nicht selber im Weg stünde, und ein Glück, daß sich ihm in Leipzig zeige, darob verschmerzen müßte. Man hab ihm nehmlich angebothen, ob er nicht Magister werden und dann Collegia lesen wolle? Das würde nun zwar freylich an die dreysundert Thaler kosten; Aber in Einem Jahre könne er sich dann auch mehr verdienen als das, und Ruhm und Ehre bring' mehr oben drein dar viel. Es fragte also: Ob sein Vater das nicht auch noch an ihn wenden wolle? Die besten Pfarrstellen segen ihm sodann Ins Hande: Gewiß, u. s. w.

Der Magisterthel' sprach dem vaterl. Vater und Annen gewaltig in die Augen. Sie beschloß also mit einander, ihrem Sohn die dreysundert Thaler zuzuschicken, und schickten ihm auch wirklich.

wirklich. Gottfried wartete nun mit größter Begierde auf eine Antwort, in der Philipp sich als Magister unterschreiben würde. Es vergingen fünf, sechs Wochen, es verging ein Vierteljahr ohne dem Warten, und nicht eine Zeile kam von Leipzig. Gottfried schrieb zweien, drei Briefe nach einander, und es erfolgte keine Antwort drauf. Endlich ward er ungeduldig. Er trug einem seiner Gesellen, der ein Leipziger war, auf, an seine Eltern nach Leipzig zu schreiben, sie möchten sich nach seinem Sohn erkundigen, und aufrichtig schreiben, was sie von ihm hörten. Es erfolgte nun bald drauf eine Antwort, die Gottfriedem ganz darnieder schlug. Herr Walther, hieß es, sey nicht mehr in Leipzig, sondern schon vor einem Vierteljahr mit einer Kommandantengesellschaft, unter dem Namen eines Theaterdichters, weggezogen, und habe gar nicht das beste Lob hinterlassen. — Gottfried war aufgesetzt über diese Nachricht. Er fluchte, tobte, weinte. Sein Sohn hatte ihn so viel schweres Geld gekostet, ihn aus einem reichen Mann zu einem kaum vermöglischen gemacht; Und jetzt, da er hoffte, die Frucht seiner großen Kosten einzuernten, kommt die Nachricht an, er sey Kommandant geworden. Jeder Vater kann sich selbst vorstellen, wie auferst wuth diese Gottfriedem thun mußte. Er wurde ganz melancholisch, und Anne ward es auch auf eine Zeit lang. Er gieng nirgend mehr hin, weil er sich seines Sohnes wegen schämte, und weil viele Leute ihre Schas-

S f 4

den

denfreude über sein Unglück nicht verbergen konnten.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried auch an seinen Töchtern Schand und Herzeleid erlebt.

Es kam nun noch ein neues Unglück hinzu. Es meldete sich nehmlich eine herumziehende Komdbiantengesellschaft in Erlenburg, und spielte da den Winter über, weil der Herzog Adolph ein großer Liebhaber von solchen Lustbarkeiten war. Die Erlenburger wurden ganz vernarrt in die Kombdien, ließen täglich drein, und brachten all ihr bißchen Geld den Kombdianten. Auch Anne ließ sich da fleißig sehen, und nahm gewöhnlich, um nicht allein zu gehn, ihre Tochter Kathrine mit. Dieser gefiel das Kombdiantenwesen über die Maassen wohl; Sie machte sich mit einem von den Kombdianten bekannt, und als die Gesellschaft zu Anfang des Frühjahrs von Erlenburg wieder wegzog, ward auch Kathrine unsichtbar, zog mit allen ihren Kleidern ihrem Kombdianten nach, und ließ nichts zurück als ihr Kind. Anne machte sich daraus so gar viel eben nicht, aber Gottfried zog sich diesen zweyten Schlag ziemlich zu Herzen, hauptsächlich auch, weil er das Gespräch des ganzen Städtchens wurde, und ihm dieß als einem Mann, der eine Gerichtsstelle bekleidete, viel von seinem Ansehen, auf das er sich so viel zu gute that, benahm.

In Sophien erlebten die Eltern nicht viel mehr Freud und Ehre, als an Philipp und Kathrinen. Sie trieb die Verheugungen ihres Herrn, des Hofmarschalls, gegen seine Frau so weit, daß diese, so geduldig sie war, endlich es nicht länger aushalten konnte, und sich heimlich in die Residenz, wo ihre Eltern waren, flüchtete; Dieses waren sehr angesehene Leute, die viel beim regierenden Herzog galten, weswegen sie auch der Hofmarschall sehr fürchtete, und da sie zu ihm nach Erlenburg kamen, und mit ihm aus einem ernsthaften Tone sprachen, so bequeme er sich endlich dazu, Sophien, wie sie verlangten, aus seinem Dienst zu schicken. Diese kam nun wieder in ihrer Eltern Haus, war aber so unerträglich stolz und übermüthig geworden, daß sie ihre Eltern kaum noch über die Achseln ansah, und ihnen täglich nichts als tausendfachen Kummer und Verdruß machte, so daß sie oft in der Stille darüber weinten. Sich beklagen, oder sie gar aus dem Hause jagen durften sie nicht, weil der Hofmarschall sie doch noch beschützte, und noch immer heimlich an ihr hieng. Endlich herrathete sie, gegen ihrer Eltern Rath und Willen, einen Kammerdiener des Herzogs. Dieß war aber ein Mann, der alles durchbrachte. Und so mußte Gottfried ihn und seine undankbare Tochter fast allein erhalten und auf solche Art seine elterliche und noch eine andre Familie ernähren, und hatte noch dazu nicht den geringsten Dank dafür.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried immer mehr verarmt, seinen
Garten verkauft, und ein Lotterienarr
wird.

So strich noch ein Jahr hin, und nun war auch alles ererbte und erworbne Geld, das Gottfried gehabt hatte, durchgebracht, und der Mann gel stellte sich von allen Seiten ein. Er wollte Geld aufnehmen, aber kein Mensch wollte ihm borgen, weil er durchgängig bey Vornehm und Gering als ein Uebelhauser verschrien war. Das einzige und klügste Mittel, sich wieder ein wenig aus dem Schlamm heraus zu reißen und bey Ehren zu erhalten, wäre freylich das gewesen, daß er sich nach der Decke gestreckt und sein Hauswesen sparsamer eingerichtet hätte. Allein das wollte er und Anne nicht. Er that ihr zwar den Vorschlag, sie soll etwas von ihren prächtigen und überflüssigen Kleidern verkaufen. Da hätte sie aber lieber ihr Leben hingegen. Er mußte sich also nicht mehr zu helfen und verkaufte seinen Garten um neunhundert Thaler, ob ihn gleich die neue Einrichtung desselben und das Gartenhaus allein tausend Thaler gekostet hatte. Inzwischen hatte er an diesen neun hundert Thalern nicht lange. Er kaufte sich um eine beträchtliche Summe Brennstoff, und das übrige Geld gab er unvermerkt in kurzer Zeit aus. Da seine häuslichen Umstände so verwirrt und mißlich wurden, so legte er sich

nun

um gar auf's Trinken, und betrank sich jetzt
 fast jeden Abend, um auf eine kurze Zeit seines
 Jammers zu vergessen. Zur Arbeit war er auch
 erdroffen und lieferte jetzt so schlechtes Schreibe-
 werk, daß er viele seiner Kundleute verlor, die
 zu einem andern geschickten Tischler, der sich in
 Erlenburg niedergelassen hatte, giengen.

Um diese Zeit ward in Erlenburg, um des
 Klenks noch mehr zu machen, auch ein Lotto di
 stato oder eine Zahlenlotterie errichtet, die er-
 staunlich viel Beyfall und Zulauf fand. Alles,
 Alt und Jung, Reich und Arm, setzte drein. Der
 ungrigste Schlucker sann drauf, wie er etliche
 Broschen zusammen kriegte, suchte sich etliche Nu-
 mern aus, und glaubte nun, durch eine Zerne
 der Quaternen seinem Klenk auf Einmal ein Ende
 zu machen. Die Dienstbothen setzten ihren Lohn
 ein oder bestahlen ihre Herrschaften; Holzhacker
 und Wäscherinnen assen sich nicht satt, um nur
 von ihrem Taglohn etwas für die Lotterie zurück
 zu legen. Manche hatten sich schon arm gesetzt,
 und ließen doch nicht nach, weil hie und da el-
 der einen kleinen Gewinnst gezogen hatte. Sie
 erkaufeten also lieber Kleider, Betten, und was
 zu veräußern war. Wenn einem Narren von
 Träumen oder hier Numern träumte, so setzte er drauf,
 und wann er das Geld dazu hätte betteln oder steh-
 en müssen. Es gab eigne alte Weiber oder auch
 Kinder, die um's Geld Numern träumten. So
 oft die Lotterie gezogen wurde, sah man um das
 Gerüfte

Gerüfte herum fast nichts als Leute in zerlumpten Kleidern, eingefallne, ausgehungerte Gesichter die mit einer unbeschreiblichen, mit Furcht und Hoffnung vermischten Sehnsucht zu den Waisenknaaben, die die Loose zogen, hinausblickten und auf ihre Nummern warteten. Diese so kindische aber auch so äusserst schädliche und verderbliche Lotteriesucht, die schon tausend Menschen elend gemacht und hundert Familien ins Verderben gestürzt hat, hatte nun auch unsern Meister Gottfried bey seinen, ohnedieß verzweifelten Umständen und auch seine Anne ganz ergriffen, ob ihn gleich ehemals der seelige Meister Bäumer oft, wenn sie auf das Lotteriewesen zu reden kamen; das einsichtige, aber grundwahre Sprüchlein vorgesagt hatte:

Wer sein Geld setzt in d'Lotterie

Der kommt darum, und weiß nicht, wie.

Es trübte ihm jezt Tag und Nacht von nichts als Ternen und Quaternen; Wo er war und arbeitete, schwebten Nummern vor seinen Augen; Er schrieb immer seine Schreibtafel damit voll, und setzte nie nur auf eine einfache, sondern immer auf sechs- und siebenfache Weise ein. Der kleine Peter, Kathrinens Herr Ehrensohn, mußte oft mit verbundenen Augen das Einmal Eins vor sich nehmen, und mit Stecknadeln Nummern bezeichnen, oder mit dem Pflasterohr nach Nummern schlesfen, auf die sodann Gottfried zuversichtlich setzte. Einmal gewann er eine Umbe, und nun küßte er sich fast die Haare aus, daß er nur zum Spaß

blod

Nur ein paar Groschen drauf gesetzt hatte. Dieß munterte ihn auf, nun noch mehr zu setzen; Und so gab er nach und nach ganz unvermerkt so viel Geld aus, daß er keinen baaren Thaler mehr in der Tasche hatte. Anne war auf die Lotterie noch eifriger, als er selbst. Sie glaubte, sie müsse gewinnen, und setzte oft auf gewisse Nummern eine so große Zuversicht, daß sie bey dem immer mehr überhand nehmenden Geldmangel ihre schönsten, liebsten Kleider nicht verschonte, sondern sie selber auf das neuerrichtete Leihhaus trug. Die Anlage dieses Leihhauses trug auch viel zu dem immer mehr zunehmenden Verderben von dem armen Erlenburg bey. Männer und Weiber schleppeten alle ihre Kleider, ihr Hausgeräth und ihre ganze Haabschaft dahin, ließen sich Geld drauf geben, und setzten es in die Lotterie, in der Hoffnung, es da hundert- und tausendfach wieder heraus zu bekommen, und dann die Versätze so gleich wieder einzulösen. Aber gewöhnlich fielen sie durch, die Auslösungzeit verstrich, und der Hofs Jude, und ein getaufter Jude, ein christlicher Regierungsrath, die das Leihhaus mit einander errichtet hatten, verkauften die Versätze, und wurden so durch den letzten Schweiß der Erlenburg reich und fett, so wie es die Lottereiinnhaber und Kollekteurs auch wurden. Mancher arme Mann hatte schon kein Bett mehr, in dem er schlafen konnte.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried nun auch sein väterliches Haus verkaufen muß.

So wurde denn auch Gottfrieds Haus nach und nach ganz leer von dem vielen kostbaren Hausgeräthe, und auch Annens Kleiderschränke wurden ganz leicht und leer. Sie hatte kaum noch so viel Kleider, um sich am Sonn- und Festtagen in der Kirche oder in einer Gesellschaft sehen lassen zu können. Es war nun kein andres Mittel und kein andrer Rath mehr übrig, als das Haus, in dem schon seit mehr als zweyhundert Jahren her Walthers gewohnt und sich ehrlich drins fortgebracht hatten, zu verkaufen. Freylich hatte Gottfried bey verschiednen Hofbedienten noch ganz ansehnliche Posten für geleistete Arbeit ausstehen. Et both auch dringend von Zeit zu Zeit um Bezahlung. Allein so vornehme Herren haben mehr zu thun, als sich mit schlechten Handwerksleuten abzugeben und sie zu bezahlen. Besonders war ihm der oben genannte Christliche Regierungsrath gegen dritthalb hundert Thaler schuldig. Allein, wenn Gottfried zum Mahnen kam, so ward ihm gewöhnlich mit Treppenhinabwerfen gedroht.

Gottfried both also sein Haus, das letzte Eigenthum, was er noch hatte, feil. Allein es zeigte sich kein Käufer. Die Erlenburgischen Einwohner hatten selbst kein Geld mehr, hattens theils

theils verkauft, verpraßt, an ihre Blumengärten gewendet, theils den Lotterieberren gebracht, und wären froh gewesen, wenn man ihnen ihre eignen Häuser abgekauft hätte. Endlich gab sich der schon zweymal angeführte Regierungsrath, Namens Hochberg, zu einem Käufer an. Nach langem jüdischen Handeln verstand er sich endlich dazu, Gottfrieden für sein Haus, das wenigstens funfzehnhundert Thaler werth war, tausend Thaler zu geben. Siebenhundert Thaler zahlte er ihm baar aus, und die dreihundert übrigen schlug er zu den zweihundert Thalern, die er ihm noch für Arbeit schuldig war. Er blieb sie ihm unter dem Vorwand schuldig, daß Gottfried in seinem bisherigen Hause so lang sitzen bleiben sollte, bis die funfshundert Thaler für Miethgeld abbezahlt wären.

Von den siebenhundert Thalern brauchte Gottfried dreihundert sogleich, um damit sein Hausgeräthe und die Kleider seiner Frau auf dem Leibhaus wieder einzulösen. Das übrige Geld wendete er theils zum Brettereinkaufen an, theils war er fest entschlossen, mit dem Ueberrest recht Haus zu halten. Er wollte sich jetzt wieder ernstlich auf sein Handwerk legen, und hatte den festen Vorsatz, sich in allen Stücken einzuschränken, und auf eine ehrliche Art sich durchzubringen. Er war auch eine Zeitlang aus der Maassen fleißig, betrank sich nicht mehr so oft, und war überhaupt auf recht guten Wegen. Allein bey seiner Frau Liebs beym Alten. Sie hatte sich nun das Aqua-

viti

sitz- und Weintrinken angewöhnt, legte immer heimlich in die Lotterie, brachte alles Geld durch, was sie habhaft werden konnte, versetzte wieder einen großen Theil ihrer besten Kleider, und Gottfried mußte bald hie bald da einen kleinen Posten für sie bezahlen. Endlich gewann sie einmal in der Lotterie hundert Thaler und slog nun in der ersten Freude zu ihrem Mann, um ihm ihr Glück zu erzählen. Nun wachte die Lotteriesucht wieder neuerdings in ihm auf; Er setzte wieder alles Geld, was er verdiente, drein, und kam so in kurzer Zeit wieder in die vorigen, elenden Umstände, aus denen er sich oft, da er auch von allen Seiten her wegen kleiner Schulden angefordert wurde, kaum heraus zu reißen wußte. —

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Wie Kathrine auf der Bettelgasse nach Erlenburg, und in den dortigen Hospital kommt.

Um diese Zeit gieng Gottfried einmal an einem Sonntag Nachmittag mit seiner Anne vor's Thor hinaus spazieren. Sie giengen auf der Landstraße, wo ihnen von fern eine Bettelkarre mit einem einzigen Pferd entgegen fuhr. Als die Karre näher kam, da gieng Gottfried, der von Natur gutherzig war, und es auf seiner Wanderschaft, da er hatte fechten müssen, noch mehr geworden war, drauf zu, um der darauf liegenden

den elenden Person ein kleines Almosen zu geben. Aber lieber Gott! wie erschrock er, als die Person ihren hageren Arm aus dem Stroh heraus streckte und mit heischrer Stimme sagte: Vater, seyd Ihr's? Die elende Person war nehmlich Kathrine. Zwar kannte sie der Vater kaum noch. Das Gesicht war weiß wie der Kalk an der Wand, so eingefallen, daß die Knochen weit hervorstunden, und die Nase war mit einem großen Pflaster überdeckt. Man konnte es wegen des abscheulichen Gestankes kaum aushalten, nah bey ihr zu stehen. Sie moderte schon bey lebendigem Leibe. Durch die läderlichsten Ausschweifungen und die schändlichsten Wollüste hatte sie sich die häßlichste und schmerzlichste aller Krankheiten zugezogen, und ihre Seele rang jetzt mit der Verzweiflung. — Um Gotteswillen, sagte Gottfried, was ist das? Was fehlt Dir? — Das ist der Lohn für mein läderliches Leben, sagte Kathrine. O, ich wollte, daß ich nie geboren wäre! — Und wo willst Du denn jetzt hin? fragte der Vater. — In den Hospital, und da krepieren, war die Antwort. — Was? In den Hospital? In unsern Hospital? rief die Mutter, die nun indessen auch herbegekommen war. Und die Schande willst Du und aathun? — Schande? rief Kathrine mit einem fürchterlichen Gelächter. Ihr seyd Schuld an meiner Schande und an all dem Elend. Ihr mßts einst vor Gottes Richterstuhl verantworten. Hättet Ihr mich besser gezogen. — Sie verkroch sich nun winselnd und

Geschichte Gottfried Walthers. U g mit



mit den Zähnen knirschend unter ihr Stroh, sah ihre Eltern nicht mehr an, und die Karre fuhr weiter, und der Stadt zu. Wie versteinert standen Gottfried und Anne eine Zeitlang da, und giengen endlich, gleichsam wie gezwungen und stillschweigend weiter. Endlich sagte Gottfried seufzend: Das ist schrecklich. Ach, und daß sie uns die Schuld giebt, und in so manchem Betracht Recht hat! — Recht hat? fiel ihm Anne hastig ins Wort. Ja, bey Dir mag sie wohl Recht haben, aber bey mir wahrlich nicht. Ich bin an allem ganz unschuldig. — Wie, Anne, Du willst unschuldig seyn? sagte Gottfried, und willst mir allein die Schuld bemessen? Hast nicht Du sie zu dem Staat und Flitterwesen herangezogen? Hast nicht Du ihr die verdammte Eitelkeit eingestoßt? Und als Danner sie heyrathen und sie ihn nicht haben wollte, wer hat ihr da beygestanden? Wer den Hauptmann immer so gerühmt, der sie ins Elend brachte? Und da soll ich Anne ließ ihn nicht ausreden, sondern stürmte mit Vorwürfen und Schimpfwörtern auf ihn ein. So stritten die Elenden mit einander, welches von beyden mehr Schuld an Kathrinens schlechter Aufführung und ihrem jetzigen Elend habe? Jedes wollte die Schuld ganz von sich ablehnen, und doch machte jedem sein eigenes Herz die bittersten und kränkendsten Vorwürfe, obgleich Anne im Grund immer die meiste Schuld haben mochte. — Als sie endlich wieder bey'm Thor hinein giengen, da hatten sie kaum

daß

das Herz die Augen aufzuschlagen, denn sie schämten sich, daß die Tochter eines Gerichtsmannes im Hospital, und zwar an einer so schändlichen Krankheit liegen sollte. Jedermann sah sie auch drum an, denn die Nachricht von der Neuigkeit war schon von Haus zu Haus gelaufen. Gottfried wollte nun Kathrinen ins Haus nehmen. Aber Anne gab es schlechterdings nicht zu, vermuthlich wohl, weil sie fürchtete, von Kathrinen noch mehr Verwürfe anhören zu müssen, und sich ihrer auch in ihrem jetzigen Zustande schämte. — Gottfried gieng den folgenden Tag, ohne Annen etwas davon zu sagen, zu seiner Tochter in den Hospital. Er traf sie in den erbärmlichsten Umständen und so an, daß kaum noch ein Mensch vor Ekel um sie bleiben konnte. Sie erzählte ihm kürzlich, sie sey bisher mit den Komddianten immer von einem Ort zum andern gezogen. Ihr lüderlicher Mann, mit dem sie entwichen war, habe sie bald drauf wieder verlassen, und nun habe sie ihr Leben so lang in Wollust hingebracht, bis sie sich diese schreckliche Krankheit zugezogen. Philippen habe sie den zwei oder drey Gesellschaften, erst als Theaterdichter, dann als Komddianten angetroffen, und allemal in höchst elenden Umständen. Er führe ein Leben wie sie, und wahrscheinlich werd er es auch einst so wie sie schliessen. Sie bath nun ihren Vater wegen ihrer Flucht um Verzeihung, und sagte ihm, sie hab ihr Unglück und ihre schlechte Aufserziehung, die den ersten Grund dazu gelegt,

U g 2

mehr



mehr ihrer Mutter als ihm vorzuwerfen. Zuletzt bath sie ihn noch mit Thränen, er möchte doch ihr Kind, das noch immer in Gottfrieds Haus war, nicht auch so verzärteln, sondern es zum Christenthum und allem Guten anhalten! Gottfried versprach, nahm von ihr Abschied, und verließ ihr edelhaftes Zimmer mit Schauern und Entsetzen. Zween Tage drauf starb das unglückliche Geschöpf unter den fürchterlichsten Schmerzen. —

Sechs und drenssigstes Kapitel.

Wie Sophie in den Schuldturm kommt, und Gottfried sie retten will.

Anstatt daß Anne durch diese traurige und schreckliche Geschichte ihrer Tochter hätte sollen zum Nachdenken gebracht und bewogen werden, in sich selbst zu gehn und selber eine bessere, christlichere Lebensart anzufangen, so ward sie im Gegentheil täglich noch läuderlicher und ergab sich dem schändlichen Trunk immer mehr. Wo sie konnte, machte sie, da alles verfehlt war, Schulden, so daß Gottfried täglich angefordert wurde, und da er selber gar nichts mehr hatte, oft so in Verlegenheit gerieth, daß er manchmal in Versuchung stand, Erlenburg, sein Haus und sein läuderliches Weib zu verlassen, und sein Glück in der weiten Welt zu suchen. Indem er mit solchen verzweifelten Gedanken umgieng, kam endlich noch

noch der letzte Schlag. Sophie, die, wie ich oben schon gemeldet habe, bey ihrem Mann sich so übel stand, daß ihre Eltern, so lang sie noch konnten, sie und ihre drey Kinder beynah ganz allein erhalten mußten, machte nun, da die Eltern selber wenig oder nichts mehr für sie thun konnten, so viele Schulden, und fieng allerley so schlechte Streiche an, daß sie endlich ins Gefängnis geworfen, und ihr angekündigt wurde, sie müß ins Zuchthaus wandern, wenn sie nicht innerhalb acht Tagen 300 Thaler bezahle.

Sie schickte nun Bottschaft an ihre Eltern und ließ sie aufs beweglichste bitten, sie und sich selbst von dieser Schande zu befreien und die 300 Thaler für sie auszubezahlen. Gottfried hatte nicht dreyhundert Kreuzer, wie hätte er dreyhundert Thaler für sie ausbezahlen können? Also ließ er ihr wieder sagen, er könn ihr schlechterdings nicht helfen; Und nach seiner jezigen Denckungsart, da er ganz nachdenklich und ziemlich vernünftig zu werden anfieng, hätte er auch so viel nicht an sie gewendet, wenn er gleich gehabt hätte. Sophie schickte nun Bottschaft an ihre Mutter, deren Augapfel sie immer gewesen war. Diese wendete sich an ihren Mann, stellte ihm mit Heulen und Schreien ihrer Tochter Unglück vor, und sagte, er sey ein unmenschlicher Vater, ein Gottes- und Ehrvergeßner Mann, der nicht verdiene im Gericht zu sitzen, wenn er seiner Tochter sich nicht annehme, sie mit fals-



tem Blut ins Zuchthaus bringen lasse, und so die größte Schande auf sich selbst, und die ganze Familie lade. Gottfried sagte ganz kalt, Sophie ist der Rettung nicht werth, und ich kann sie ja nicht retten, wenn ich auch schon wollte, da ich selbst kein Geld mehr habe und du mich um alles vollends gebracht hast. Auf diesen Vorwurf hatte Anne nicht mehr das Herz etwas zu sagen; Sie wendete sich jetzt aber dafür an den Hofdiakonus, der den Gottfriede(n) viel galt, und brachte ihn durch vieles Bitten dahin, daß er einen Versuch zu machen versprach, ob er Gottfriede(n) bewegen könne, etwas für Sophien zu thun. Er kam auch gleich den folgenden Tag in Gottfrieds Haus, stellte ihm alles aufs beweglichste vor, und brachte endlich Gottfriede(n), der von jeher weichherzig gewesen war, dahin, daß er weinend in die Worte ausbrach: Ach! ich wollte ja so gerne helfen, wenn ich nur wüßte, wo ich so viel Geld aufreiben sollte? Kaum hörte dieß Anne, so fiel sie ihm ein: Ey, der Regierungsrath Hochberg ist uns ja noch 400 Thaler schuldig. Geh Du zu ihm, und laß sie Dir ausbezahlen! Der Hauszins, den wir ihm geben müssen, fällt uns ohnedieß zu hart, wie Du erst neulich selber gesagt hast. Wir ziehen dann hier aus, und sehen uns um eine wohlfeilere Wiese um. Mit dem Regierungsrath ist doch nichts zu machen; Er fährt Dich ja nur an, so oft Du zu ihm kommst. So kommen wir von ihm auf Einmal los. — Gottfried ließ sich endlich

über-



überreden, sich das Geld von dem Regierungsrath ausbezahlen zu lassen. Vorher aber mußte ihm Anne in Gegenwart des Hofdiakonus noch versprechen, sie wolle alsdann künftig gewiß sparsamer, ordentlicher und eingezogner leben.

Sieben und drenssigstes Kapitel.

Wie Gottfried sich nicht mehr zu helfen weiß,
und beym Regierungsrath Hochberg
einbricht.

Als Gottfried den Nachmittag drauf eben seinen Rock anlegte, um zu dem Regierungsrath Hochberg zu gehen, da kam der Rathsdienster zu ihm und sagte ihm an, Morgen wolle der Bürgermeister die Heiligenpflegsabrechnung auf dem Rathhaus halten. Walther erschrock über diese Nothschafft nicht wenig. Denn er hatte das Heiligengeld in Verwahrung, und da ihm eben den Tag vorher Bretter waren angetragen worden, und er diese gerade höchst nöthig, und nicht einen Heller eignes Geld im Hause hatte, so griff er die Heiligenkasse an, weil er glaubte, die Abrechnung werde noch vor sechs Wochen nicht geschehen, und er bis dorthin das herausgenommene Geld gewiß wieder ersetzen können. Nun sollt er Morgen schon die Rechnung ablegen, und dem neu eintretenden Heiligenpfleger die Kasse übergeben, und es fehlten gegen drenssig Thaler, und kein Mensch borgte ihm einen Heller.



ler. Auf diese Art sah er nichts vor sich als Schimpf und Schande, wohl gar Absetzung von seinem Amt. Dieß war nun ein Antrieb mehr, sich sein Geld von dem Regierungsrath ausbezahlen zu lassen. Er lief also hastig zu ihm hin. Als er ins Haus kam, hieß es, der Regierungsrath sey noch bey der Tafel, und Gottfried mußte eine halbe Stunde lang im Vorzimmer warten. Nun war da, ausser andern Personen, auch der Hoffschlosser, den Gottfried sehr gut kannte. Sie redeten aus langer Weile allerley mit einander; Gottfried fragte unter anderm den Hoffschlosser, was er bey dem Herrn für Geschäfte habe? Geld will ich holen, hundert Thaler, sagte dieser. Ich bin heut nun schon zum wenigsten zum zehntenmal da, und kann nichts kriegen; Und ich hab ihm schon vor einem Jahr redlich und ehrlich Arbeit dafür geliefert, und habe daheim nichts zu essen und zu beißen, und kann kaum noch die Profession forttreiben. Heut muß ich nun mein Geld haben, oder es geht nicht gut. Gottfriedem feng bey dieser Erzählung an, bang ums Herz zu werden. Wie werd ich nun Geld bekommen? dachte er, als eben der Bediente ihn und den Hoffschlosser hinein kommen hieß. Was wollt Ihr? fuhr Hochberg sie beyde mit rauher Stimme an. Gottfried wollte eben sein Anliegen vorbringen, als man den Hoffjuden anmeldete. Er soll nur herein kommen, sagte Hochberg. Der Jude kam, stellte sich mit dem Regierungsrath auf die Seite, sprach leise mit ihm, doch

doch so, daß es der Hoffschlosser und Gottfried verstehen konnten, er müsse 500 Thaler baar Geld haben, und nun schloß Hochberg seine Kasse auf, und gab dem Juden die 500 Thaler an Louissdor in Rollen. Als der Jude wieder weg war, fragte der Regierungsrath Gottfried von Neuem, was er wolle? Mit vielen Umschweifen bath ihn dieser um die Ausbezahlung der 400 Thaler, und sagte ihm zugleich, er wolle sich um eine wohlfeilere Miethe umsehen. Der Regierungsrath ließ ihn nicht ausreden; Er fieng an zu schimpfen und zu poltern, nannte ihn einen schlechten läderlichen Kerl, und betheuerte mit greulichen Schwüren, er soll nicht einen Heller von ihm bekommen. Gottfried bath und flehte, stellte ihm aufs beweglichste vor, daß er ja das Geld zur Rettung seiner Tochter nöthig habe. Aber alles war umsonst, der Regierungsrath blieb unerbittlich. — Nun, so geben Sie mir doch wenigstens nur dreßsig Thaler! sagte Gottfried; Ich muß sie nothwendig haben; Es steht all mein Glück darauf. — Ihr bekommt nicht einen Heller, sag ich, sagte der Regierungsrath mit unmenschlicher Kälte. Und Ihr, Meister Schlosser, fuhr er fort, Ihr werdet vermuthlich auch Geld haben wollen? Ihr bekommt heut auch nichts. Beyde Bürger bathen noch, und warfen sich dem harten Mann beynah zu Füßen. Aber umsonst. — Schert Euch zum Henker! war die ganze Antwort, und der ganze Trost, den sie von dem Regierungsrath bekamen. Drauf gieng er in ein



anderes Zimmer, und der Bediente hieß sie beyde sich fortpacken. — Höll und Teufel! sagte der Schlosser beim Weggehen zu Gottfried. Ist das auch erlaubt? Geht man so mit einem ehrlichen Bürgermann um? So müssen wir ja allesamt verderben. Und Ihr schweigt so, Meister Walthert? Wen Gott! der Regierungsrath muß uns bezahlen! Oder . . . ! Wir müssen ihn verklagen, sagte Gottfried, der sich nun erst von der ersten Betäubung wieder erholte. — Ihn verklagen? schrie der Schlosser; Verklag Du den Teufel bey seiner Großmutter. Du wirst viel gewinnen. So sprachen sie fort, und kamen jetzt vor Gottfrieds Haus, wo sie stille standen und noch eine Zeitlang von der Sache redeten. Anne kam dazu und fragte: Gottfried, hast Du Geld? Nicht einen blutigen Heller! war die Antwort. Der Hofschlosser fieng nun auf neu an auf den Regierungsrath zu schimpfen, und das so laut, daß die Nachbarn drüber an die Fenster sahen. — Et! Et! machte Anne. Kommt in meine Stube! Seht, da liegen die Leute alle an den Fenstern. — Sie gingen nun miteinander auf Gottfrieds Stube, und schimpften da recht tüchtig zusammen. — Hat er denn kein Geld? fragte Anne, daß er nicht bezahlen will? — Je, das ist es eben, daß wir so toll sind, rief der Schlosser; Er hat Geld wie Heu. Wir habens ja gesehen, als er dem Hofjuden die 500 Thaler gab. Es lag ein ganzer Haufen Kollen in der Kasse. — Wenn man da zukom-

men könnte . . . ! sagte Anne. — Je, das wäre meine kleinste Sorge, fiel der Schlosser ein; Ich habe ja die Schlösser an der Kasse selbst gemacht. Das ist, meiner Seel! kein übler Einfall! Meister Gottfried! Da kämen wir am baldesten zu unserm Geld. — Gott behüte! Das war ja ein Diebstahl! sagte Gottfried. — Wie man's nehmen will, versetzte der Schlosser. Schuldig ist er's uns, und all sein Geld ist doch nichts weiter als gestohlen Gut. Das Ding gefällt mir, meiner Seel! — So gieng das Gespräch fort, und der Schlosser ward immer hingiger auf das Geld des Regierungsraths. Anne blies das Feuer bey ihm noch mehr an; Nur Gottfried wollte lange gar nichts davon hören; Denn er hatte noch zu viel Gefühl für Ehrlichkeit, und konnte nicht ohne Schauern an einen Diebstahl denken. Allein er war einmal im Gedränge; Morgen früh sollt er 30 Thaler haben oder mit Schanden bestehen. Nach und nach fieng er also endlich an zu wanken. Anne merkte das, und holte ein Glas Aquavit, das sie im Schrank stehen hatte. Der Schlosser trank, dann Gottfried auch. Anne holte noch ein Glas. Der Brandtweingeist stieg Walthern zu Kopf. Er fieng erst an, auf den Regierungsrath zu schimpfen, ward dadurch noch töbischer im Kopf, und gab endlich ganz benebelt, und durch Annens lustiges Zureden muthig gemacht, dem Hofschlosser mit einem Handschlag das unseelige Versprechen, auf die Nacht mit ihm in des Regierungsraths



rungsraths Haus einzubrechen. Zwar stiegen ihm alle Augenblicke wieder neue Bedenklichkeiten auf. Allein Anne und der Schlosser wußten sie ihm immer, mit Hülfe des Aquavits, der ihm recht wohl schmeckte, wieder zu benehmen. Endlich schlüpferte er sein Gewissen damit vollends ein, daß er dachte, der Regierungsrath sey ihm ja doch das Geld schuldig, und er wolle keinen Heller weiter nehmen, als was ihm gehöre. Auch seine Furcht verlohr sich nach und nach so ziemlich, als der Schlosser versprach, er wolle alle Schließfesseln auf das leiseste öffnen, und Gottfried dürfe nichts thun, als ihm mit der Blendlaterne leuchten, und das Geld einstecken. Weil aber Anne doch noch immer fürchtete, es möchte ihm, wenn er allein wäre und wieder nüchtern würde, wieder gereuen, so winkte sie dem Hofschlosser auf die Seite, und sagte ihm heimlich, er möchte mit ihrem Mann ins Weinhaus gehen. Das geschah auch. Sie saßen nun vom Abend fünf Uhr an bis nach elf Uhr im Wirthshaus, und da wurde Gottfried vom Wein vollends so ganz benebelt, und bekam so viel Herz, daß er selber seinem Kammeraden sagte, nun ist's Zeit, nun wollen wir ans Werk! — Die Nacht war stockfinstern, und es regnete vom Dach ab. Gottfried trug eine Blendlaterne, und der Schlosser eine Leiter, die am Abend vorher schon in Gottfrieds Haus zur Hand gebracht worden war. Um halb zwölf Uhr, da der Nachtwächter kurz zuvor die Straße hinab gerufen hatte, kamen sie ans Haus des Regierungsraths, und legten



legten die Leiter vor dem Fenster des Zimmers an, wo die Kasse stand. Gottfried stieg gewaltig an zu zittern, als er an das Haus kam. Der Schlosser aber sprach ihm wieder Muth ein, stieg zuerst die Leiter hinauf, öffnete mit vieler Geschicklichkeit das Fenster, stieg hinein, und Gottfried stieg ihm zitternd nach. Sie knieten beyde bey der Kasse nieder; Gottfried leuchtete mit der Blendlaterne, und der Schlosser öffnete in einem Augenblick die Schließern. Da war nun Gelds die Menge. Der Schlosser steckte eine Rolle nach der andern ein. Gottfried nahm vier oder fünf, und sagte zitternd, nun werd ich wohl meine vierhundert Thaler haben. Du bist ein Narr, sagte der Schlosser. Nimm, weils da ist! Und mit diesen Worten steckte er ihm selbst noch etliche Rollen mit Dukaten in die Taschen, da die seinigen schon voll waren. Nun ist's genug, sagte er endlich, und so stiegen sie beyde wieder, und zwar Gottfried mit lautem Herzklopfen, die Leiter hinunter. Der Schlosser begleitete ihn noch vor sein Haus, und nahm mit den Worten von ihm Abschied: Nun, schlaf wohl und heb dein Geld gut auf! Ich will das meinige gewiß gut verwahren; In ein paar Tagen wollen wir's theilen. Sobald Gottfried an sein Haus kam, machte Anne mit der Frage die Thüre auf: Hast Du Geld? Und als er sagte, ja, da schloß sie ihn in ihren Arm und sagte: O das ist vortreflich! — Aber, sagte Gottfried, ich hab ausgestanden. Fühl mir nur an die Stirne, wie der kalte Schweiß herabfließt!



O, ich wollte, daß ich keinen Heller hätte! — Anne machte ihm wegen dieser Aengstlichkeit noch die spöttischsten und bittersten Vorwürfe, zog ihn die Treppe hinauf in die Kammer, und zündete da noch Licht an, um das Geld zu sehen. Er warf die Rollen unwillig und zitternd heraus; Sie erdfnete sie hastig, und war ganz verblendet, als sie so viel Gold schimmern sah. — Herr Gott, sagte Gottfried, das sind ja mehr als tausend Thaler, und ich wollte nur die vierhundert nehmen, die mir von Rechtswegen gehören. Anne spottete ihn aus, und hieß ihn seine Grillen verschlafen. Sie trug das Geld, von dem Gottfried bloß die dreßsig Thaler für die Heiligenkasse abzog, in den Keller und vergrub da noch dieselbe Nacht. —

Acht und dreßsigstes Kapitel.

Wie Gottfrieden das Gewissen schlägt, und er sich schier verräth.

Beide Eheleuten konnten die ganze Nacht durch wenig schlafen, Gottfried vor Gewissensangst nicht, und Anne nicht vor Freuden. Kaum wars Tag, so stand er wieder auf, zitterte am ganzen Leib, weinte, rang die Hände und sagte: Anne, hör, ich halts nicht aus. Das Geld läßt mir keine Ruhe. Ich zeig's an, mag meinerwegen drauß entriechen was da will! — Anne hatte über eine Stunde lang Ruhe, bis sie ihm dies

sen

sen Entschluß wieder ausredete. Sie stellte ihm alles vor, daß er nicht nur sich, sondern auch sie und den Schlosser unglücklich mache, seine ganze Familie in Schimpf und Schande bringe, daß man ihm den Kopf abschlagen oder ihn gar hängen werde. Endlich wirkte die Furcht vor dem Tode so viel bey ihm, daß er ihr versprach, er wolle sein Verbrechen nicht anzeigen. Blasi und bebend gieng er nun um acht Uhr auf das Rathshaus zu der Heiligenabrechnung. Er hatte nicht das Herz, die Augen aufzuschlagen; Er meynete, jeder Stein seh ihn drum an, und klag ihn an. Er fuhr zurück, wenn er nur von weitem auf der Gasse, oder hie und da an einem Fenster einen Menschen sah. Wo nur zwei Personen bey einander stunden, da glaubte er, sie reden von dem Diebstahl und werden mit Fingern auf ihn weisen. Endlich kam er auf das Rathhaus. Er begrüßte den Bürgermeister und die andern Kollegen, ohne sie anzusehen, setzte sich nieder, legte ganz werth die Rechnung ab, und zählte zitternd das Geld hin, bey dem auch die 30 gestohlenen Thaler waren. Seine Kollegen wußten nicht, was sie aus seiner Verwirrung und dem ungewöhnlichen Zittern machen sollten, und sahn einander bedenkungsan. Indem kam der Rathsothe ins Zimmer und übergab dem Bürgermeister etwas schriftliches, das ihm, wie er sagte, der Bediente des Regierungsraths Hochberg gegeben habe. Man hat bey ihm eingebrochen, setzte er hinzu, und ihm etliche tausend Gulden gestohlen. Eingebro-

bro:



brochen? schrieten alle, und Gottfried wurde noch blässer, und zitterte, daß ihm die Zähne klapperten. — Lauter Dukaten und Schildlouisdor finds, die man dem Regierungsrath gestohlen hat, sagte nun der Burgermeister, der indeß den Zettel gelesen hatte. Hier ist das Verzeichniß, und wir sollen sein fleißig drauf Achtung geben, wenn man uns Dukaten oder Louisdor an den Steuern bringt. — Schildlouisdor? Wie sehn denn die aus? fragte einer von den Heiligenpflegern. Hier sind viere, sagte der Burgermeister, und wies auf das Geld, das Gottfried mitgebracht hatte. Dieser zitterte noch heftiger, und sagte, er muß einen Augenblick hinaus gehn; Es sey ihm nicht wohl. Er gieng hinaus, und der Burgermeister und die andern Rathsglieder sahn einander an, und schüttelten den Kopf. Ich weiß nicht, was heut dem Walthyr fehlt? sagte der Burgermeister. Er erschrak so, als man von dem Diebstahl sprach; Und daß da gerad Schildlouisdor sind . . . ! Ich will alles Gute hoffen. Aber Indem kam Gottfried wieder herein, sah noch blässer als vorhin aus, und sagte, er müsse heim; Es sey ihm so gar übel. Er legte sich zu Haus sogleich zu Bette, und sagte Annen: Er könne nicht aushalten; Er muß alles offenbahren.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Wie Gottfried wegen seines Diebstahls eingezogen wird.

Indem ihm Anne diese Grillen, wie sie nannte, auszureden suchte, flog nun schon die Nachricht von Gottfrieds verdächtigem Betragen auf dem Rathhaus im ganzen Städtchen herum, kam auch vor den Regierungsrath, und ein Gefreuter mit zween Gemeinen trat bald darauf, auf sein Ausuchen bey dem wachhabenden Lieutenant, in Gottfrieds Stube, mit dem Auftrag, ihn zu arretiren. Vielleicht weiß Er schon, warum? sagte der Gefreute. — Ja, ich weiß es, sagte Gottfried in der Herzensangst; Es wird wegen des Regierungsraths seyn. — Bey diesen Worten blaste Anne ab, und fiel in Ohnmacht. Gottfried ward indessen unter dem Zusammenlauf des ganzen Städtchens ins Gefängnis geführt, und da summarisch verhört. Er gestand bey dem ersten Augenblicke alles, und sagte, er würd es ohne dieses auch von freyen Stücken angezeigt haben. Er zeigte sogleich an, wo das Geld zu finden sey, und gab auch den Hofschlosser als seinen Mitschuldigen an. Man schickte zu diesem sogleich Wache ins Haus; Aber er war bey dem ersten Murmeln schon auf und davon gegangen, und ward alles Nachsuchens und Nachsehens ohngedachtet nicht mehr gefunden und eingeholt. Annen hingegen brachte man zugleich mit dem Gelde vor's Gericht. Jedes von ihnen beyden wurde nun in ein besondres Gefängnis eingeschlossen. Gottfried

Geschichte Gottfried Walthers. P h den



den brachte man gar in einen unterirdischen Keller und legte ihm Fesseln an. Die Summe, die er in Händen gehabt hatte, betrug etwas über achthundert Thaler. Hingegen sagte der Regierungsrath endlich aus, es seyen ihm drey tausend Thaler weggekommen, die also größtentheils der Hoffschlosser hatte. Weil nun keine Möglichkeit zu seyn schien, dieses Geld wieder zu bekommen, so warf der Regierungsrath seinen ganzen Haß auf Gottfried, und drang auf die strengste, exemplarische Bestrafung. Der Richter, dem die Sache von der Regierung aus übergeben wurde, war Hochbergs guter Freund, und also setzte man dem armen Gottfried mit der größten Strenge zu. Er gestand zwar alles wie es gegangen sey, und verhehlte nicht den geringsten Umstand; Aber damit war der Richter auf Anstiften des Regierungsraths noch nicht zufrieden. Man fragte Gottfried, welche Kleider er bey dem Einbruch angehabt habe? Er machte sie namhaft; Man holte sie sogleich in seinem Haus ab, visitirte sie, und da fiel zum Unglück ein großes Messer aus den Beinkleidern heraus. Da sieht mans, rief der Richter, daß er mit Mordgedanken in das Haus brach. Gottfried sollte nun bekennen, er habe das Messer in der Absicht zu sich gesteckt, es dem nächsten besten, der sich ihm entgegen setzen würde, in den Leib zu stoßen. Gottfried betheuerte bey allem was heilig ist, er habe diese Absicht nicht gehabt. Er trage dieses Messer Jahr aus Jahr ein bey sich, und habe bey dem Einbruch gar nicht dran gedacht, daß er es bey sich habe. Aber das half alles nichts.

Der

Der Richter drohte ihm mit Schlägen, ließ auch wirklich schon Ruthen herein bringen, und brachte es endlich dahin, daß Gottfried sagte: Vielleicht würde er sich mit dem Messer gewehrt haben, wenn ihm jemand aufgestossen wäre. Das ward dann sogleich zu Papier gebracht oder protokolliert, und als eine Hauptsache angegeben, um den armen Gottfried um den Kopf zu bringen. Alles was er zu seiner Entschuldigung vorbrachte, war, der Regierungsrath hab ihn nicht bezahlt; Er habe bloß die Absicht gehabt, so viel zu nehmen, als ihm dieser schuldig war; Das übrige hab ihm der Schlosser wider seinen Willen zugesteckt; Er sey im Begriff gewesen, die That selber anzuzeigen und alles Geld wieder herauszugeben; Alles das ward von dem Richter nicht geachtet, und noch weniger in die Akten gesetzt, die nun an die Regierung in die Residenz geschickt wurden. Hochberg war viel zu erbittert über Gottfried, und der Richter mußte thun, was er haben wollte. —

Was der arme Gottfried während dieser Zeit im Gefängnis ausgestanden hat, das brauch ich wohl nicht umständlich zu erzählen. In den ersten Tagen rang er mit der Verzweiflung. Dann folgten Thränen, und nun konnte er erst über seinen jetzigen traurigen Zustand und sein verfloßnes Leben nachdenken. Sein Herz machte ihm die bittersten Vorwürfe; Er rang auf's Neue mit der Verzweiflung, und war oft in der Versuchung mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Alles, all mein Elend hab ich mir selbst zuzuschreiben! rief er oft voll Wehmuth aus. Ich habe

h h 2

mich



mich ins Elend gestürzt, und mein Weib und meine Kinder. Sie werden mich fluchen, mich verfluchen. O, mir könnte so wohl seyn. Und nun bin ich hier ! Und was erst noch kommen wird ! O Gott, o Gott!

— — Zum zweytenmal, dachte er zu einer andern Zeit, sitz ich nun auf Tod und Leben. Aber, ach Gott! das erstemal wars anders. Da war ich bey aller Angst, bey allem Elend, doch noch ruhiger. Mein Gewissen klagte mich nicht so laut und so fürchterlich an. Es war schnelle Uebereilung. Aber jetzt, aber jetzt ! Er sank, in fürchterlichem Schmerz versunken, auf sein Stroh hin und weinte, und kein Tränkenchen Trost strahlte in sein zerrissnes Herz. — — Zu einer andern Zeit fuhr er aus seinem dumpfen, düstern, tagelangen Schweigen wieder auf und rief: Ist denn gar kein Trost, gar keine Rettung weiter für mich übrig? Ist der Himmel ganz verschlossen? Kein Erbarmen mehr bey Gott? Bey diesem letztern Gedanken fuhr der Gedanke schnell wie ein Blitz in seine Seele: Ich will Gnade suchen! und da ward ihm etwas leichter. Der Spruch fiel ihm ein: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme des Sohns ihres Leibes? Und ob sie desselben vergesse, so will ich doch dein nicht vergessen; Siehe, in die Hände hab ich dich gezeichnet. O Gott, rief er; Bist Du nicht auch mein Vater? — Ja, Du bist, Dir will ich mich in die Arme werfen. Bey Dir will ich Gnade suchen. Er bethete nun innbrünstiglich zu Gott, und sagte Zuversicht

zu Ihm. Aber nach einiger Zeit verließ ihn dieser Muth wieder und er rang mit neuen Zweifeln. Endlich fiel ihm ein, ich will nach dem Hofdiakonus schicken. — Denn der Pfarrer war, wie er hörte, krank. — Der kann mir vielleicht den Trost aus Gottes Wort, um den ich seufze, ertheilen. — Er ließ darum anhalten, und gleich den Tag drauf kam der Hofdiakonus zu ihm. Dieser stellte ihm als ein vernünftiger Mann seinen jetzigen Zustand, seine bisherige schwere Versündigung, die Größe seines letztern Verbrechens, den traurigen Zustand seiner Seele, die Nothwendigkeit, bey Gott Gnade und Vergebung zu suchen, und die Gerechtigkeit Gottes, dem wahrhaftig Reuevollen zu vergeben, vor. So weit war Gottfried schon, daß er seine Strafbarkeit und die Größe seiner Sünden einsah; Er vergoß unzählich viele Thränen, bereute seine Vergehungen aufs herzlichste und schmachtete nach Gnade. In diesem Zustand verließ ihn der Diakonus, und versprach ihm, bald wieder zu kommen. Er besuchte ihn auch fleißig, und stützte ihm, nach wirklich bezugter gänzlicher Sinnesänderung, vielen Trost ein, brachte es auch, auf das Zeugnis von der guten Fassung des Gefangenen, bey der Obrigkeit dahin, daß Gottfried in ein erträglicheres, wenigstens helleres Gefängnis gebracht, und ihm, auf sein inuständiges Ansuchen eine Bibel, nebst ein paar Gebeth- und Andachtsbüchern gegeben wurde.

Da nun Gottfried schon in einer so guten Fassung war, so fragte er einmal den Hof-



diakonus, ob er wohl glaube, daß ihm sein Verbrechen den Kopf kosten werde? Der Diakonus wußte anfangs nicht gleich, was er drauf antworten solle? Endlich sagte er: Mißlich siehts aus, Meister Walthër. Es ist ein gewaltsamer Einbruch; Einen großen Theil des Gelds hat Euer Kammerade mit fort; Der Umstand mit dem Messer; Die Erbitterung des Regierungsraths und sein großes Ansehn, alles das giebt freylich wenig Hofnung. Wenigstens müßt Ihr Euch auf alles gefaßt machen. — Walthër weinte nun bitterlich und rang die Hände. Doch nach einer Viertelstunde faßte er sich wieder und sagte: Nun, wie Gott will! Verdient hab ich alles. Ich will mich drein schicken.

Vierzigstes Kapitel.

Wie Gottfriedens das Leben abgesprochen wird, und er von Annen und von seinem Jakob Abschied nimmt, und diesem noch gute Ermahnungen giebt.

Gottfried bereitete sich jetzt auch ernstlich zum Tode, und erwartete die Ankündigung seines Urtheils mit Gelassenheit. Nach acht Tagen kam auch wirklich das Urtheil aus der Residenz nach Erlenburg, daß Gottfried sollte enthauptet und sein Weib auf Lebenslang ins Zuchthaus gesperrt werden. Er hörte das Todesurtheil anfangs zwar mit Zittern und Schauern an, faßte sich aber doch bald wieder, und wendete die noch übrigen fünf Tage zu christlicher Vorbereitung auf sein

sein Ende an, wobey ihn der rechtschaffne Hof-
diakonns kräftig unterstützte. Drey Tage vor der
Execution nahm er von seinem Weibe Abschied.
Er sagte ihr, soweit hätten nun ihn und sie Pracht
und Eitelkeit, thörichte Verschwendung, Ueppig-
keit und gänzliche Gottesvergessenheit gebracht.
Doch sey er, Gottlob! noch zur Erkenntnis ge-
kommen; Er überlasse sich geduldig seinem Schick-
sal, und hoff und wünsche nichts mehr, als daß
sie eben solche Gesinnungen haben, und ihre übris-
ge Lebenszeit anwenden werde, Buße zu thun
und sich zu bessern. Sie soll ihm verzeihen! Er
verzeih ihr auch und sterbe gern. Anne hatte
ihn bisher stillschweigend und weinend angehört.
Nun aber brach sie los: Was? Du stirbst gern?
Bist mit Deinem Urthel zufrieden? So bins ich
nicht! Man geht hart und unbarmherzig mit
uns um. Dein Blut wird um Rache schreyen.
O, daß der Regierungsrath Sie stieß
hier solche Verwünschungen aus, die zu schreck-
lich sind, um sie anzuführen. Das Weib brüll-
te, knirschte mit den Zähnen und gebärdete sich
wie unsinnig. Alles Bitten Gottfrieds half nicht
das geringste. Endlich führte man sie mit Ges-
walt weg und ins Zuchthaus, wo schon ihre Toch-
ter Sophie war. — Gott erbarme sich der See-
le dieses Weibes, sagte Gottfried, und erweiche
ihr verstocktes Herz! Ich wollte, sie wäre so
gut gefaßt, wie ich!

Nun stand dem armen Mann den folgenden
Morgen noch ein trauriger Kampf bevor. Sein
Sohn Jakob, der bisher in der Fremde sich so



wohl gehalten und so christlich aufgeführt hatte, wollte nun auch wieder sein Vaterland und seinen Vater sehen. Er kam, und war noch etliche Stunden weit von Erlenburg, als er die schreckliche Nachricht hörte, in drey Tagen werde sein Vater enthauptet. In dumpfer Betäubung kam er nach Erlenburg, hielt um Erlaubnis an, seinen Vater sprechen und von ihm Abschied nehmen zu dürfen, und schwankte ans Gefängnis. Man öffnete die Thüre. O mein Vater! rief er aus, und fiel ihm halb sinnlos um den Hals. Jakob! Jesus Christus! Bist Du, Jakob? rief der Vater aus, und sank aufs Bett, auf dem er saß, zurück. Dieser Stimme, nur durch einzelne Worte unterbrochne Austritt dauerte bey einer halben Stunde lang, bis endlich Gottfried sich im Stande und stark genug fühlte, ordentlich und zusammenhängend mit seinem Sohn zu reden. O mein Jakob, sagte er unter andern: Spiegle Dich an meinem Beyspiel! Ich war einst ein guter Christ und ehrlicher Mann. Da ließ ich mich von meinem zweyten Weib zur Eitelkeit verleiten. Ich wollte mehr seyn als das, wozu mich der liebe Gott berufen hatte, wollte über meinen Stand hinaus, und da fieng mein Unglück an. Das Wohlleben riß mich immer weiter fort. Ich dachte wenig mehr an Gott, verließ Ihn endlich ganz, und ward dafür eine Zeitlang auch von Ihm verlassen. Weil ich mich von Ihm nicht mehr durch Güte zu sich rufen ließ, so hat Er nun mit Strenge mich gerufen. — Jakob, was wird Deine seelige Mutter in der Ewigkeit sagen,



sagen; wenn sie hört, wie weit es mit mir gekommen ist? O das war ein Weib! Die Frömmigkeit und Unschuld selber. Ich war ihrer nicht werth. Darum hat sie Gott von mir genommen. O ich habe, seit ich hier bin, tausendmal Mißthaten gedacht, Tag und Nächte lang geweint und ihren Namen ausgerufen. O Rosine, was ist aus Deinem Gottfried geworden, seit Du ihn verlassen hast! — Ich komme wieder zu ihr, lieber Jakob; Das hoff ich zu Gott und meinem Heiland. Was soll ich ihr von Dir sagen, Jakob? Darf ich sagen, daß Du fromm und brav seiest, und es bleiben wollest? — Jakob schluchzte ein Ja, und fiel ihm um den Hals. — Jakob, lieber Jakob! sagte Gottfried nachher wieder. Du weißt, daß ich Dich lieb hatte, so lieb, als mich selber. Aber Deine Stiefmutter machte mich ein wenig kalt gegen Dich, daß ich nicht so vieles auf Dich wendete, wie auf die andern Kinder. Nicht wahr? Du verzeihst mir das? O, es war Dein Glück, daß Du nicht verzärtelt, und ein wenig hart gehalten wurdest. Ich sagte Dir vorhin, was aus meinen andern Kindern wurde. Verzärtelung ist allemal das größte Unglück für ein Kind. —

Ich kann Dir nichts hinterlassen, sagte Gottfried einige Zeit nachher; Nur etlich gute Regeln kann ich Dir zurücklassen, die Dir nützen werden, wenn Du ihnen nachlebst. Gottesfurcht ist aller Weisheit, alles Glückes Anfang. Sobald einer Gott verläßt, sobald ver-



läßt ihn das Glück. — Sey mit Deinem Stand vergnügt! Sobald Du aus einem Tischler und gemeinen Bürgersmann ein Herr werden willst, sobald wird Dir die Zufriedenheit den Rücken Lehren. — Mäßigkeit ist der beste Doctor, Leb! Du nicht mehr mäßig, willst Du heßes essen und trinken als unsre Vorfahren, und es den Herren nachthun, so wird Dir die Arbeit nicht mehr schmecken, und der Schlaf nicht, und mit Deiner Munterkeit ist's aus. — Wenn Du ein Weib nehmen willst, so sieh Dich wohl vor! Du kannst auf ihr Geld sehen, aber zündest und vor allen Dingen sieh auf ihr Gewissen! Ist das nicht fromm und rein und gut, wohnt keine Gottesfurcht drinn, liebt sie Pracht und Eitelkeit, so bist Du bey allem Geld, das sie Dir zubringt, unglücklicher, als der Dürstigste, und kannst in Jahr und Tag ein Bettler seyn. Ist sie herrschsüchtig, forscht ihr nicht ihren Willen! Unser Herr Gott will, das Weib soll unterworfen seyn dem Mann. Auf die erste Zeit im Ehestande kommt fast alles an. Vergleibe da der Mann sein Recht, und thut er alles was sein Weib haben will, so macht er's wie einer, der sich von seinem Feind ein Schwert aus der Hand winden läßt; Er kriegt's in Ewigkeit nicht wieder, oder will er's, so wird er von seiner eignen Wehr verwundet. — Wenn Dir Gott Kinder giebt; so lehr sie, Dir gehorchen! Die beste Erbschaft, die Du ihnen hinterlassen kannst, ist Gottesfurcht. Wenn Du selber gottesfürchtig bist, so lernen sie diese Kunst am leichtesten.



testen. Laß sie nicht mehr werden, als Du bist! Sonst werden sie Dich vermuthlich einmal entwed-
der verachten, oder Dir nichts als Schand und
tausendfaches Herzeleid bringen. — Wenn Du
einst gut sterben willst, so leb gut! Das ist der
reichste, beste Schatz, der einen auch am Grabe
nicht verläßt. Den möcht ich Dir lieber als huns-
dert tausend Gulden hinterlassen. — — Ja-
kob zerfloß bey diesen väterlichen Ermahnungen
fast in Thränen. Aber, Vater, sagte er; Eu-
re Strafe ist doch hart. Kann sie nicht gemildert
werden? Das was Ihr genommen habt, das hat
der Regierungsrath bey Heller und Pfennig wies-
der erhalten. Und wie viel sagt Ihr, hat der
Schlosser mitgenommen? Zwey tausend und zwey-
hundert Thaler? O, die hab ich ja, so viel hab
ich grade von dem seeligen Vetter Zäuner geerbt.
Vater, die geb ich mit Freuden her. Ich will
zu dem Herzog, ich will überall hinlaufen, um
Euch von der Todesstrafe los zu kaufen. — Laß
das, Jakob! sagte der Vater. Ich danke Dir
für Deine Liebe. Gott belohne Dich dafür! Ich
will sterben. Sollt ich Dich auch noch um Dein
Eigenthum bringen, um noch etlich Jahre mir
und andern zur Last und Schande auf der Welt
zu leben? Nein, ich sterbe gern. Ich bitte
Dich, geh ja zu keinem Menschen! — Jakob
umarmte seinen Vater, versprach, nicht für ihn
zu bitten, und gieng, mit dem Versprechen, ihn
Morgen wieder zu besuchen. Sein erster Gang
war nun zu dem Herzog Adolph. Er warf sich
ihm zu Füßen, bath um seines Vaters Leben und
both



both sein ganzes Vermögen an, um ihn zu retten. Der Herzog war gerührt und hieß ihn aufstehn. Ich würd Euch gerne helfen, sagte er, aber ich kann nicht. Was mein Bruder unterzeichnet hat, darf ich nicht wiederrufen. Ich habe schon vor acht Tagen Vorbitte für Euren Vater einlegen lassen; Aber es half nichts. Ihr müßt Euch in Gottes Namen geduldig drein geben.

Mit dieser Antwort gieng der arme Jakob traurig weg und weinte über seines Vaters Unglück und die Strenge der Gesetze. Den andern Tag brachte er noch zwei Stunden bey seinem Vater zu, und nahm endlich — ach, auf ewig! — von ihm Abschied. Was sein, was Gottfrieds Herz dabey gelitten haben mag, das kann sich jedes Menschenherz vorstellen. Leb wohl, leb ewig wohl! Bleib fromm und beth für mich! Dieß waren Gottfrieds letzte Worte. Jakob konnte vor Schluchzen nicht reden. Alle Umstehende im Gefängnis schluchzten mit. Jakob eilte auf ein benachbartes Dorf, um dem Jammer wenigstens in etwas zu entgehen, und das traurige Geräusch, das bey Hinrichtungen gewöhnlich ist, nicht zu hören. —

Ein und vierzigstes Kapitel.

Wie Gottfried zum Tod geführt wird.

Gottfrieds Todestag brach nun an. Aus der ganzen benachbarten Gegend war eine Menge Menschen in das Städtchen gekommen. Man ließ

laß dem Gefangenen sein letztes Urtheil vor dem Rathshaus vor, brach den Stab, und führte ihn zum Thor hinaus. Jetzt hatte jedermann, der vorher blos auf ihn gewesen war, Mitleiden mit ihm. Er grüßte alle seine alte Bekannten, betheste mit der größten Innbrunst mit dem Hofdiakonus und einem andern Geistlichen vom Lande. Er hatte jetzt das festeste Zutrauen, daß Gott seine schwere Sünden ihm verzeihen habe. Vor der Richtstätte hielt er noch mit etlich Worten eine Ermahnung an die Umstehenden, ein Beispiel an ihm zu nehmen, bath sie um Verzeihung, sah noch Einmal zum Himmel, bath den Diakonus, seinen Jakob tausendmal zu grüssen und ihm Kathrinens Kind zu empfehlen. Nun verband man ihm die Augen und führte ihn die Treppe an der Richtstätte hinauf. Jedem der Umstehenden schlug das Herz laut. — Gnade, Gnade! scholls auf Einmal aus der Ferne her. Alles sah sich um, und ein Hofbedienter ritt in vollem Galopp daher, und schwang sein weißes Schnupstuch in der Luft. Gnade, Gnade! rief er; Gnade, Gnade! rief die ganze grosse Menge Volks nach. Nun kam der Hofbediente näher. Im Namen Seiner Durchlaucht, Gnade! rief er noch einmal, und übergab dem Offizier der Wache einen schriftlichen Befehl vom regierenden Herzog. Nun band man Gottsfrieden die Augen wieder auf. Er sank aber nieder und ward ohnmächtig. Man ließ ihm sogleich zur Alder und brachte ihn, noch immer halb sinnlos, in einer Kutsche in das Städtchen, und die ganze Menge Volks



Volks strömte hinter drein. — Die regierende Herzoginn hatte nach fünf Prinzessinnen den ersten Prinzen geböhren. Dieß war die Veranlassung, unsern Gottfried zu begnadigen. Er sollte, um der Schande bey seinen Mitbürgern zu entgehn, in die Residenz gebracht werden, und da in leidlicher Verwahrung als ein geschickter Meister für den Herzog arbeiten. — Gottfried kam nun endlich wieder zu sich selbst, und wußte nicht, ob sich alles wirklich mit ihm zugetragen habe, oder nur ein Traum sey? — Man erzählte ihm, der Herzog hab ihn begnadiget. Er konnte nichts als weinen und die Hände falten. — Wo ist denn mein lieber Jakob? fragte er nach einiger Zeit, und in dem Augenblick stürzte sich dieser redliche Sohn, der indessen auch davon gehört hatte, in das Zimmer, rief: O Gottlob, Gottlob! und bedeckte seines Vaters Gesicht mit Thränen. — Nach acht Tagen, da Gottfried sich so ziemlich wieder erholt hatte, brachte man ihn nach der Residenz; Da warf er sich seinem Fürsten zu Füßen, und lebte nun noch sechs Jahre lang als der rechtschaffenste Christ und redlichste Mann, lobte Gott hundertmal mit Thränen, daß Er ihn so durch Leiden und Trübsale zu sich gezogen habe, und starb endlich an einem Faulfieber. — Sein Weib Anne lebt, so wie Sophie, noch im Zuchthaus, wo sie in Gesellschaft der verworfensten Leute alles Gefühl für Tugend, Sittsamkeit und Ehrbarkeit verlohren haben, und nicht viel besser leben als das Vieh.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Wie Erlenburg fast ganz in einen Schutthaufen
verwandelt wird.

Jakob hat sich in einem Landstädtchen des Herzogthums niedergelassen, wo er ein rechtschaffnes, frommes Mädchen geheyrathet hat, und wegen seines Fleisses, seiner Rechtschaffenheit und Frömmigkeit von Jedermann geliebt wird.

Der liederliche Philipp zieht noch immer, bald mit dieser, bald mit jener Gesellschaft als Komdbiant im Land herum, stellt auf dem Theater Kbnige und Fürsten vor, hat aber nicht einmal ein ganzes Kleid, und oft kaum genug zu essen. Vor drey Jahren hatte er sogar die Keckheit, mit seiner Gesellschaft nach Erlenburg zu kommen und da Kombdien zu spielen. Gleich das zweytemal ward ein Stück aufgeführt, das er selbst zusammen geflickt hatte. Es war ein Schauspiel nach der neuesten Manier, in dem alle Personen rasen, Ströme Bluts vergossen werden, und am Ende wird ein ganzes Dorf drinn angezündet. Bey dem Brand gieng man nun so ungeschickt um, daß erst das Kombdienhaus Feuer fieng, und drauf, weil gerad ein starker Wind wehte, der größte Theil von Erlenburg ein Raub der Flammen ward. Noch ist das arme Städtchen ein Steluthaufen. Denn die Einwohner sind durch ihre Leppigkeit und übertriebene Verschwendung, und dann durch die Theurung im Jahr 1771 und 72 so herab gekommen, daß sie nicht im Stande sind, nur eine Hütte zu bauen. Sie betteln nun überall herum, und fast
in



in jeder Gegend trifft man auf den Landstrassen einen bettelnden Erlenburger an. Auch sind schon viele als Strassenräuber hingerichtet worden.

Dies ist die Geschichte eines Städtchens, das, so lang seine Einwohner fromm und fleißig und genügsam waren, sich im besten Wohlstand befand, und nun, da sie sich der Leppigkeit ergeben haben, einer Einbde gleicht, zum Beyspiel und zur Warnung für so manches andre Städtchen in dem lieben Deutschland.

Ende.

Verkaufspreis 1 fl. 15 kr. oder 16 ggr. Sächsisch.



